UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN

Miss M. Wunderlich

Auf deiner Fahrt ins bunte Leben,
Sprich, gehst du auch die rechte Bahn?
Wohl mag es viele Wege geben!
Doch führt dein Pfad zum Glück hinan?
Zu Wohlstand, der dich bei Tag und Nacht
In Leben und Sterben glücklich macht?

Der

Goldne Wegweiser.

Ein Führer zu

Glück und Wohlstand.

Mit fünfzehn feinen Bildern.

Der beste Weg ist der r e c h t e Weg;
wer r e c h t lebt, lebt lange.
W. H. v. S.

Lauer & Mattill,
Cleveland, Ohio.

Copyright, 1885.

ALL RIGHTS RESERVED.

Inhalt.

Aberglaube 125
An die Mütter 346
Anerkennung 50
Anleitung zum Briefschreiben 434
Anmuth 48
Anstand in unserer Haltung 381
Aus dem ehelichen Tagebuch 275
Bedingungen zur Ehe 247
Berufswahl 192
Blicke ins Herz 480
Blumenpflege im Zimmer 404
Brechende Herzen 333
Bücher 134
Charakter 215
Charakter und Reputation 218
Conversation 129
Coquetterie 241
Dankbarkeit 86
Dankbarkeit gegen Lehrer 474
Das Familienleben 290
Das Gewissen 465
Das Greisenalter 496
Der goldne Wegweiser 5
Der Jüngling 26
Des Lebens Morgenstunden 9
Die Barmherzigen 236
Die deutsche Sprache 449
Die Familienlosen 298
Die Freude der Bildung 376
Die Gesundheit 150
Die Jungfrau 33
Die Liebe als Leidenschaft 259
Die Stiefmutter 370
Die Wohnung 177
Edler und unedler Scherz 461
Ehrlichkeit 82
Ein praktischer Blaustrumpf 142
Einer Mutter Einfluß 366
Eitelkeit 55
Eltern- und Geschwisterliebe 13
Familienliebe 238
Fingerzeige 279
Fortschritt 397
Frauenberuf 305
Freundschaft 59
Gastfreundschaft 373
Gedächtniß 457
Gefahren der Kinderwelt 427
Gefahren der Wollust 266
Geld 210
Geistesbildung 119
Geselliger Anstand 91
Geselligkeit 95
Häuslichkeit 319
Keuschheit 115
Kleidung 163

Kleinigkeiten 442
Klippen 283
Krankenpflege 158
Lebensdauer 490
Lebensglück 187
Lectüre 137
Liebe und Pflicht 337
Mahnung an Stubenhocker 415
Mäßigkeit 112
Musik 328
Mutter und Kind 352
Naturſinn 409
Prüfungen 452
Recht und Gewalt 230
Sanftmuth 66
Selbſtbeherrſchung 19
Selbſtſucht 64
Selbſtüberwindung 22
Schein und Weſen 470
Schönheit 46
Trennung 485
Unmanierlichkeiten 385
Unüberlegt 145
Vergnügungen 99
Verhalten älteren Perſonen gegenüber 383
Verkältungen 422
Verſchwendung, Sparſamkeit 324
Verſöhnlichkeit 107
Vorſicht im Urtheil 227
Vorzüge des ehelichen Lebens 269
Wahrhaftigkeit 73
Warum? 253
Weiblicher Heroismus 314
Wie Männer herrſchen dürfen 344
Wille iſt Macht 340
Wohlthätigkeit 77
Wohn- und Schlafzimmer 180
Zeiteintheilung 204
Zufriedenheit 70
Zufriedenheit mit unſerem Stande 390

Der Goldne Wegweiser.

„Wo geht der Weg zu Fried und Ehr,
Zu einem guten Alter hin?
Grad aus, grad aus in Mäßigkeit,
In Pflicht und Recht mit stillem Sinn!

Und wenn du an dem Kreuzweg stehst
Und weißt nicht mehr wo aus und ein:
Halt still, frag dein Gewissen erst,
'S kann deutsch, Gottlob! drum folg ihm fein."

Hebel.

Es ist mir schon passirt auf meinen Reisen, daß ich an Plätzen, wo mehrere Wege sich kreuzten, nicht recht wußte, welchen Weg einzuschlagen, um das Ziel meiner Reise zu erreichen. Wie froh war ich dann, wenn ich am Kreuzwege eines Wegweisers ansichtig wurde, der mit seinen unermüdlich ausgestreckten Armen die Gegend bezeichnete, nach welcher ich zu wandern hatte. Und wenn es gar ein goldner Wegweiser war, d. h. treu und zuverlässig wie Gold, dann war die Freude doppelt groß. Auch auf unserer moralischen Lebensbahn kreuzen sich oft die Wege, daß wir nicht recht wissen, wo aus und an. Wie gut ist es dann und wie erfreulich, wenn sich über den vielverschlungenen Pfaden ein Wegweiser erhebt, der uns die Richtung anzeigt, welche uns zum sicheren Ziele führt. Freilich, der Wegweiser allein thut es nicht—er hebt uns nicht auf seine Arme und trägt uns an das Ziel unserer Wünsche, sondern er deutet uns einfach die Richtung an. Das Einschlagen und Wandern des rechten Weges ist dann unsere Sache und — die Hauptsache.

Glück und Wohlstand zu erreichen, das ist das Strebeziel eines jeden Sterblichen. Aber wie wenige nur erreichen dieses Ziel; theils darum nicht, weil es ihnen an einem zuverlässigen Wegweiser fehlt, vielfach aber auch deßhalb nicht, weil sie sich die Wege zu gehen weigern, welche ihnen gezeigt werden. Vor einigen Jahren kam ein Knabe vom Lande nach Boston, um bei einem Kaufmann in Dienst zu treten. In der ersten Zeit hatte er größtentheils Packete und Aufträge nach den verschiedenen Theilen der großen Stadt zu besorgen. Oliver, so hieß der Knabe, an die bescheidenen Verhältnisse seines heimathlichen Dorfes gewöhnt, konnte sich anfänglich in dem Straßengewirr Bostons nicht zurecht finden. Er mußte indeß seine Berufspflichten erfüllen, und so zog er zuweilen, bevor er ausgeschickt wurde, eine im Laden hängende Karte der Stadt zu Rathe, um mittelst derselben die Richtung der verschiedenen Wege bestimmen zu können. Auch lieh er den Anweisungen, die ihm in dieser Beziehung zuweilen sein Arbeitgeber ertheilte, stets ein aufmerksames Ohr. Mit Hülfe dieser Belehrung und durch aufmerksames Lesen der an den Häusern angebrachten Straßennamen gelang es dem Knaben vom Lande nach und nach, seinen Obliegenheiten pünktlich nachzükommen. War er jemals im Zweifel, so wandte er sich höflich und bescheiden an einen Vorübergehenden, der ihm dann auch bereitwillig die gewünschte Auskunft ertheilte. In wenigen Wochen hatte er alle Schwierigkeiten überwunden. Sein Herr brauchte ihm blos den Namen der Straße und die Nummer des Hauses zu bezeichnen, um der genauesten Ausführung irgend eines Auftrages sicher zu sein.

Die Schwierigkeiten, mit denen dieser Knabe anfangs in der großen Stadt zu kämpfen hatte, entstanden, wie ihr seht, aus Mangel an Erfahrung. Einen zeitweiligen Ersatz für diesen Mangel fand er jedoch in den guten Rathschlägen. Die Namen an den Straßenecken ꝛc. waren lauter Arten, unter welchen ihm guter Rath ertheilt wurde. Dieselben halfen ihm

auf seinen verschiedenen Gängen das Richtige finden und ersparten ihm manchen vergeblichen Gang, bis er Erfahrung gesammelt hatte.

Ein jeder Mensch, und namentlich junge Leute, befinden sich moralischer Weise in einer ganz ähnlichen Lage. Rings=umher gibt es Wege und Pfade in Menge, welche nach allen möglichen Richtungen führen. Einige leiten zu Tugend und Nützlichkeit, andere zu Laster und Schande. Deßhalb darf man nicht aufs Geradewohl zufahren, sondern man muß die goldnen Wegweiser befragen, man muß den Rath, der durch viele Erfahrung Gereiften annehmen und befolgen. Die Höflichkeit erfordert dies schon. Es würde sehr gegen den Anstand und die gute Lebensart verstoßen, wenn man den Worten gereifter Leute keine Beachtung schenken wollte. Ihr müßt jedoch dabei nicht stehen bleiben, meine werthen Freunde! Nachdem ihr den Rath mit Geduld angehört habt, müßt ihr ihn auch befolgen. Ihr dürft dies nur dann unterlassen, wenn er mit der hl. Schrift, eurem Gewissen oder eurer bisherigen Erfahrung im Widerspruch steht. „Wir können wohl Rath ertheilen," sagt Franklin, „aber wir können die Befolgung desselben nicht erzwingen." Dieses letzte und wichtigste Erfor=derniß hängt vollständig von euch selbst ab.

Wenn ihr mit den Lebensbeschreibungen der besten und ausgezeichnetsten Männer bekannt wäret, so würdet ihr fin=den, daß die meisten ihrer vortrefflichen Eigenschaften lediglich der pünktlichen Befolgung der ihnen in ihrer Jugend ertheilten Rathschläge zugeschrieben werden müssen. Würdet ihr jedoch unseren Gefängnissen und Zuchthäusern einen Besuch abstatten, so könnte euch die Wahrnehmung nicht entgehen, daß die Insassen derselben größtentheils aus Solchen bestehen, die in ihren jüngeren Jahren guten Rath gänzlich unbeachtet und unbefolgt gelassen haben. Möchte daher Jeder, der diese Blätter liest, den festen Entschluß fassen, sein Herz jeglichem guten Rathe zu öffnen, der ihm hier in wohlmeinender Absicht

dargeboten wird. Ohne einen solchen Entschluß wird Niemand aus einem Buche bleibenden Nutzen und Segen schöpfen können.

Es ist durchaus nicht unmännlich und demüthigend, sich von Andern rathen zu lassen. Wir Alle brauchen zu Zeiten den Rath unserer Nebenmenschen. Der Rechtsgelehrte sucht den Rath des Handwerkers, wenn er ein Haus bauen will. Der Handwerker geht zum Rechtsgelehrten, wenn er über einen Rechtshandel Auskunft zu haben wünscht. Prediger und Aerzte kommen oft in die Lage, gelehrten und ungelehrten Leuten Rath ertheilen zu müssen. Zuweilen läßt sich eine ganze Nation durch die weisen Rathschläge eines Staatsmannes leiten. Der König David, welcher doch gewiß ein weiser Mann war, mußte einmal einem Weibe, welches ihm einen guten Rath ertheilt hatte, bekennen: „Gesegnet sei deine Rede.“ Es ist das Kennzeichen eines edlen Gemüths, guten Rath zu schätzen und zu befolgen.

Ein goldner Wegweiser, ein Führer zu Glück und Wohlstand will nun auch dieses Buch seinen Lesern — den jungen und alten seiner Leser sein. Als erfahrener Rathgeber, als liebender Freund will er ihnen zur Seite stehen in gesunden und kranken Tagen, und sie in all den verschiedenen Lagen des Lebens mit freundlicher Hand dahin weisen, wo ihnen die beglückenden Lebensziele winken. Also ein goldener Wegweiser zu Glück und Wohlstand. Die Absicht wäre somit gut, das Ziel glänzt uns herrlich entgegen. Sehen wir nun, wie wir demselben angenehm und erfolgreich entgegensteuern.

Des Lebens Morgenstunden.

Wie oft hörte ich eine Mutter über ihr Kind klagen: „Sie hat ein so heiteres Temperament! Sie ist voll Leben!“ Still! Lege deine Hand auf deinen Mund. Danke Gott dafür. Er, welcher unser Schicksal bestimmte, kennt den Zweck der Gaben. Hast du nie beobachtet, daß der Lebenslauf eines solchen Gemüths nicht durch außergewöhnliche Leiden bezeichnet ist? Das ist eine weise Ordnung Gottes, der das Ende vom Anfang an sieht. Behandle die Kleine zärtlich, unterdrücke ihre unschuldige Fröhlichkeit nicht. Mache ihre Kindheit und Jugend glücklich. Umwölke ihre heitere Stirn nicht durch die unnöthige Zeichnung der Schattenseiten des Lebens; erfülle ihr vertrauendes Herz nicht mit Mißtrauen gegen die Menschen. Laß sie die Liebe in den Menschenaugen lesen. Die Erde ist nicht immer ein Leichenhaus der verlorenen Hoffnungen und verwelkten Aussichten. Gott ist die Liebe. Das Leben ist schön. Die Mitternacht, die starre, schweigsame — hat ihre Herrlichkeit; der silberne Mond zieht in voller-Majestät oder im Wolkenschleier einher; die liebe Sonne macht ihren prächtigen Rundgang; in den lichten, siebenfarbig schimmernden Wolken erscheint das Zeichen des Bundes. Musik ertönt von dem himmelhohen Felsen, dem glänzenden Strome, der blumigen Wiese, dem tiefen blauen Meere und dem dunkeln Walde, und überall gibt es noch edle, gute und treue Herzen, welche voll Liebe für einen irrenden Bruder schlagen, und offene Hände, wenn die Noth um Hülfe ruft. Sage dem jungen Kinde nicht, daß jede Schale mit Gift gemischt sei, daß unter jeder

Blume eine Schlange laure. Wer unter uns könnte furchtlos durch das Leben steuern mit solcher Seekarte voll gefährlicher Strudel und Sandbänke? Gott hat uns in seiner Weisheit die Zukunft verborgen. „Unser täglich Brod gib uns heute," heißt die Bitte, welche er uns lehrte. Sollten wir die Segnungen des heutigen Tages mit undankbarem Geiste empfangen, weil wir nicht wissen, was der Morgen uns bringen mag?

Wir wissen nicht, ob wir den morgenden Tag erleben, noch sollen wir ungeduldig zu wissen verlangen, ob er mit Freude oder Sorge für uns erfüllt sei.

Ich las eine Geschichte von drei Forellen, welche, unzufrieden und unglücklich, um die Erfüllung eines Wunsches baten. Die Erste wünschte sich Flügel zum weiten Fluge. Die Zweite wünschte sich große Weisheit, um Alles hinsichtlich der Angeln und Netze zu verstehen, daß sie in jeder Gefahr verschont bleibe. Die Dritte, ein armes, unwissendes Fischlein ohne Einsicht, was das Beste sei, wünschte, daß Gott für sie sorge und für sie das Rechte und Beste wähle. Da gab Gott der Ersten Flügel, und entzückt über die Ausübung der neuen Fähigkeit flog sie weit, weit weg in eine Wüste, wo sie vor Durst starb.

Der Zweiten gab Gott die Erkenntniß, deßhalb lebte sie stets in Schrecken; sie fürchtete sich in das tiefe Wasser zu gehen, wo die großen Fische sie verschlingen konnten, sie fürchtete sich in das niedrige Wasser zu gehen, welches auftrocknen und sie zurücklassen könnte; sie wagte sich an keinen Bissen, weil ein Angelhaken darin verborgen sein könnte; so schmachtete sie hin und starb.

Aber Gott liebte die dritte kleine Forelle, welche ihm vertraute, und sorgte für sie und behütete sie in allen Gefahren; sie war immer glücklich.

Meine Geschichte hat eine Moral. Laß das leichtherzige, hoffnungsfrohe Kind, welches du liebst, seinen kleinen Kahn in den Lebensocean stoßen und Gott allzeit um glückliche Reise und sichere Landung bitten.

Du kennst das Sprichwort: „Morgenstund hat Gold im Mund.“ Du kennst es nicht blos vom Hörensagen, sondern du hast es auch in deinem eigenen Leben und Arbeiten schon erprobt. Du bist am Morgen frischer, munterer, unternehmender, vielleicht auch liebenswürdiger, als wenn die ersten Tagesstunden vorüber sind. Auch die Welt schaut dich anders an. Sie ist Morgens wie in einem Sonntagsgewand, während sie mit der fortschreitenden Tageszeit allmälig ihr werktägiges Ansehen gewinnt. Wie wichtig ist es, daß du die Morgenstunden des Tages richtig verwendest! Verschlafe und verträume sie, so hast du das Edelste und Beste des Tages dir selber geraubt; so trittst du hinein in die Arbeit und den Unfrieden des Weltlebens, ohne deine Seele eingetaucht zu haben in das Element des Friedens, das in der Morgenstunde dich umweht wie ein Odem Gottes. Entweihe vollends gleich die erste Morgenstunde durch Sünde, durch Streit, durch Verbitterung und Verunreinigung deiner Seele, so hast du den Wurm kommen lassen an die Wurzel deines Tageslebens. Du magst dann wohl im Verlauf des Tages dich wieder zurecht finden, aber seine Blume, sein Duft, seine Weihe ist unwiederbringlich dahin.

Auch deine Jugendzeit ist eine Morgenstunde, von der es gilt: sie hat Gold im Munde. Was den Morgen schön macht, eben das ist auch die Schönheit der Jugendzeit: frische Kraft, froher Muth, klares Auge, eine Welt, die offen vor dir liegt, deren dunkle Abgründe bis jetzt vor deinem Auge freundlich verdeckt geblieben sind, eine reiche Zukunft, goldenes Licht und immer höher steigende Sonne. Wie wichtig ist, daß diese Morgenzeit des Lebens richtig angewendet werde! Verträume sie in Müßiggang und Nichtsthun, in unmännlicher Tändelei, so hast du dich um deines Lebens edelste Stunden und beste Kraft selber gebracht, so trittst du nachher an die großen und ernsten Aufgaben des Lebens heran, ohne deine Seele erfüllt, gesättigt und geweiht zu haben, mit den ewigen Idealen, welche

allein dem Thun und Wirken des Mannes seinen Werth, seinen Schwung geben, und allein ihn aufrecht erhalten in den mancherlei Enttäuschungen, welche seiner warten. Verträumte und vertändelte Jugendzeit—daraus erwachsen jene bedauernswürdigen Halbmänner, welche nach kurzem Kampf mit dem Leben so bald die Waffe ins Korn werfen und entweder schwunglos mechanisch, allen idealen Strebens baar, ihren Beruf als einen Kärrners- und Tagelöhnersdienst weiter führen, oder aber sich dem Weltschmerz in die Arme werfen, und als verkannte Größen, unzufrieden mit Gott und Welt, einsam ihren Weg dahinziehen. Und wenn du vollends deine Jugendzeit, deinen Lebensmorgen, nicht blos verträumst und vertändelst, sondern geradezu durch Jugendsünden befleckst und vergiftest—was wird die Folge sein? dann wird deine Lebenswurzel krank, dann „fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, er fiel auf die zarten Blaublümelein; sie sind verwelket, verdorret." Wohl mag sich manche Blüthe wieder erholen, wohl mag durch eine Gotteskraft von oben her selbst die innerste Lebenswurzel wieder gesunden. Aber selbst im besten Fall—was dahin ist, das ist dahin, die Erstlinge der Kraft sind vergeudet, der zarte Duft des Lebens ist abgestreift, und es gibt giftige Wunden im Geistesleben, welche zwar allmälig heilen, aber entstellende, je und je noch schmerzende und wieder aufbrechende Narben zurücklassen.

Eltern- und Geschwisterliebe.

Die Freunde, welche Gott uns am nächsten gestellt, sind unsere Eltern und Geschwister. Wir sollen sie mit jener selbstlosen Liebe umfassen, die uns überhaupt für die ganze Menschheit in dem dreizehnten Capitel des ersten Corintherbriefes geboten wird: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ Wenn der Ursprung der allgemeinen Menschenliebe in der tieferen Sittlichkeit beruht, so gründet sich die Kindesliebe zu den Eltern auf zarte angeborne Sympathie, auf innige Ehrfurcht und zärtliche Ehrerbietung. Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist aber dann erst ein recht liebevolles und beglückendes, wenn die Kinder ganz in dem Wunsche und Willen der Eltern leben. Dieser Gehorsam muß aber nicht aus dem Zwange hervorgehen; das Willenbrechen und Gehorchen soll vielmehr freiwillig sein, als das Ergebniß vollsten Zutrauens und innigster Ueberzeugung. „Ist Gehorsam im Gemüthe, wird nicht fern die Liebe sein.“ Je mehr sich unsere Seelen entfalten, desto mehr müssen wir fühlen, wie uns Alles von den Eltern und durch sie kommt. Sie, die uns das Leben gaben und die ersten Tage unserer Kindheit behüteten und bewachten, uns leiteten und erzogen, sahen in unserer Jugend nur ihre eigene wieder aufblühen; ihnen mit aller Opferwilligkeit und kindlicher Liebe die unzähligen Wohlthaten zu vergelten, sei unsere erste und süßeste Pflicht! Ehre Vater und Mutter, hege und pflege sie, erheitere und erfreue sie, sei der Schmuck ihres Hauses und gib damit gleichsam ihrem

Alter zurück, was sie deiner Jugend geopfert; bleibe ihnen lebenslang mit treuer Zärtlichkeit und Verehrung ergeben.

Das Ideal eines guten Sohnes ist, sich zu einem tüchtigen Manne heranzubilden, um seinen Eltern Freude zu machen und seiner Zeit ihnen die Wohlthaten einigermaßen vergelten zu können, mit welchen sie ihn von Jugend auf beglückten.

Das Bild einer guten Tochter ist untrennbar verknüpft mit dem Glück der Häuslichkeit. Der Sohn muß hinaus, Beruf und Neigung rufen ihn fern von elterlichem Schutz und elterlicher Liebe zu streben und zu leben, die Tochter bleibt die Leuchte des Vaterhauses, bis der Gatte sie demselben entführt, und selbst dann ist die Trennung zwischen Eltern und Tochter eine andere, weniger weite, wie die zwischen Eltern und Sohn. Die liebevolle Tochter ist dem Vaterhause wie heller Sonnenschein. Ihre Anmuth, ihre Zärtlichkeit und Heiterkeit üben eine sanfte, unwiderstehliche Gewalt über den ernsten, vielleicht sorgenvollen Vater; er vergißt seine Sorgen, wenn er von des Berufes Wegen müde heimkehrt, über ihrem fröhlichen Gesang, jede Wolke der trüben Erfahrung in der kalten Welt entweicht seiner Stirn bei ihrem heitern Lächeln. Sie ist sein Stolz, sein Augapfel, die Zierde seines Hauses, die fröhliche Festbereiterin, die Pflegerin in den schweren Tagen der Krankheit; sie umgibt ihn unaufhörlich mit jenen unzähligen Zärtlichkeiten, die so anspruchslose, aber so unendlich wohlthuende und sprechende Beweise der Liebe sind. Ein Kind müßte blind sein gegen sein eigenes Glück, undankbar gegen die, welchen es Alles verdankt, wenn nicht das stete Empfangen der uneigennützigsten Liebe in seinem Herzen das Echo kindlicher Liebe und Hingebung erweckte, wenn es diese nicht bewiese sein ganzes Leben hindurch in Wort und Wesen und Wirken! „Mein Kind" — so kannst du in den Sprüchen Salomons lesen — „gehorche der Zucht deines Vaters und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter; denn solches ist ein schöner Schmuck deinem Haupt und eine Kette an deinem Halse."

Wenn du zu eignem Herd berufen wirst und nicht mehr deiner Eltern unmittelbaren Leitung unterworfen, vielmehr zur Selbstständigkeit herangereift bist, ehre sie fort und fort in der Art ihrer Lebensführung, selbst wenn diese nicht ganz mit der deinigen übereinstimmen sollte. Deine Eltern haben die Erfahrung zur Seite, die dir vor der Hand noch abgeht; verletze sie nicht durch Besserwisserei und kränke sie nicht durch pietätloses Ueberhören ihrer Wünsche und Ansichten. Und wenn sie nicht mehr sind, die geliebten Eltern, bewahre ihnen ein frommes Andenken; ehre sie mit sittlich-festem Wandel auch nach ihrem Tode. Du warst vielleicht ihre einzige Freude, ihre stete Sorge, ihr letztes Gebet: so sei ihr Name und die Erinnerung ihres liebevollen Lebens noch dein Stolz und deine Freude, in ihrem Geiste fortzuleben, bleibe dein innigstes Bestreben! „Ach, daß der Mensch gerade zu der Zeit die schönste Liebe empfängt, wo er sie noch nicht versteht!" klagt Jean Paul. „Ach, daß er erst spät im Leben, wenn er seufzend einer fremden Eltern- und Kinderliebe zusieht, hoffend so zu sich sagt: ‚Ach, meine haben mich gewiß auch so geliebt!' Ach, daß alsdann der treue Busen, zu dem du mit Dank für ein halbes Leben, für tausend verkannte Sorgen, für eine unaussprechliche, nie wiederkehrende Liebe eilen wirst, schon zurück liegt unter einem kalten Grabe und das warme Herz verloren hat, das dich so lange geliebt!"

Die Geschwisterliebe scheint so natürlich und angeboren, daß sie nicht erst geboten zu werden brauchte, und doch leben in manchen Familien die Geschwister durchaus nicht im besten Einvernehmen, und des Zankes und der Mißverständnisse ist kein Ende! Sie vergessen des schönen Wortes: „Helfet und traget einander!" Meist wurzeln solche Disharmonien in Neid, Habsucht, Eifersucht, Selbstsucht, oder in der Rivalität, wenn ein Kind dem andern vorgezogen wird; aus Herzenskränkung entsteht dann allzuleicht eine Herzensverbitterung, die lebenslang üble Folgen nach sich ziehen kann.

Deßhalb ist's Aufgabe der Eltern bei der Erziehung, solche Zwietracht bei Zeiten zu unterdrücken, und Aufgabe der Kinder, der bösen Neigung vor Unverträglichkeit vorzubeugen, damit sie sich weder der Begünstigung rühmen, noch über Zurücksetzung zu beklagen haben. Mit sanftem, biegsamem Sinn, mit gegenseitigem Schonen, Tragen und Nachgeben, mit Mäßigen aller leidenschaftlicher Ausbrüche sollen sich die Geschwister allezeit begegnen. Die Schwester vor Allem muß mit Geduld ertragen lernen, was nicht zu ändern ist; sie ist in den meisten Fällen unfähig, durch eigene Gewalt die Denkungsart ihrer Geschwister umzustimmen; ihre Drohungen fürchtet Keiner; ihre Belehrungen verlangt Niemand; ihr Widerspruch, ihr Eigensinn, ihr Grollen erbittert nur noch mehr. Nachgiebigkeit allein ermüdet endlich allen Zorn, Sanftmuth erweicht und rührt die Hartherzigen, und nur Liebe wirkt ausgleichend und versöhnend und bewahrt den Frieden des Hauses. „Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie bläht sich nicht, sie stellt sich nicht ungeberdig, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie erträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles."

Ist es den Eltern wie den Kindern gelungen, Vertrauen und Liebe zwischen den Geschwistern zu bewahren, so entblüht dem schönen Verhältniß ungetrübter Friede und Freude, die natürliche Sittlichkeit des Familienlebens. Die Schwester wird ihren jüngeren Schwestern eine helfende und rathende Freundin, ihrem Bruder in herzlicher sorgender Liebe ergeben sein. Der Bruder dagegen sich als Beschützer seiner Schwester fühlen, und diese wird das Dichterwort recht warm mitempfinden:

„Feindlich ist die Welt
Und falsch gesinnt! Es liebt ein Jeder nur
Sich selbst; unsicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück

Geflochten — Laune löst, was Laune knüpfte —
Nur die Natur ist redlich. Sie allein
Liegt an dem ewgen Ankergrunde fest,
Wenn alles andre auf den sturmbewegten Wellen
Des Lebens unstät treibt. —

Die Neigung gibt
Den Freund, es gibt der Vortheil den Gefährten;
Wohl Dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben! Anerschaffen
Ist ihm der Freund; und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges steht er zwiefach da!"

Wer sich eines glücklichen Familienlebens erfreuen kann, der werde sich dieser Wohlthat recht lebhaft bewußt und wolle all sein Sehnen und Drängen nach der Außenwelt dahin beschränken. Ein beglückendes Daheim findet er nicht draußen in der Fremde; hier umgeben ihn angestammte Sympathien, draußen muß er sie sich erst mühsam erwerben, und wird er sie immer und überall gewinnen? Schmerzlich empfand das die verbannte Königstochter Iphigenia, wenn sie ausrief:

Weh Dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück von seinen Lippen weg,
Ihm schwärmen abseits immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften."

Wenn dich aber dein Schicksal, dem zu folgen dein Herz gebietet, weit aus dem Schooße deiner Familie hinwegführt, wo sich dir ein neuer Wirkungskreis eröffnet, so suche dich mit freundlichem Geist und einem gewissen elastischen Sinn in die neuen Bahnen einzuleben. Nicht, daß du deiner alten Heimat vergessen oder sie gar verleugnen solltest; das wäre ebenso unmoralisch als unnatürlich; aber laß es dein aufrichtiges Bestreben sein, dich in der neuen so heimisch, wie möglich, zu einzurichten. Dazu gehört vor allen Dingen ein freundliches

Entgegennehmen alles Bestehenden: Ländlich, sittlich! Die Verhältnisse sind überall anderer Natur. Gebräuche und Sitten sind bedingt durch die Gestaltung der besonderen Lebensverhältnisse und nur im Zusammenhang mit ihnen zu beurtheilen. Du mußt dich ihnen daher anbequemen, das Gute nicht verschmähen, wohl das Praktische aus deiner früheren Lebensführung, soweit dies thunlich, mit hinübertragen, aber alles unfruchtbare Vergleichen meiden. Hänge nicht eigensinnig am Alten und Gewohnten; verschließe dich nicht vor dem Besseren, was sich dir in der neuen Sphäre bietet; sei nicht gleich verzagt und verstimmt, wenn nicht jedes sich dir so erweist, wie du es gewohnt warst: mit einem Worte, suche dich zu accommodiren und acclimatisiren! Denn sich mit Geschick in fremde Umgebung zu fügen, ist eines der wesentlichsten Kennzeichen echter Bildung.

Vor allem sei nicht so unklug, deine Unzufriedenheit durch ewiges Mäkeln und Tadeln laut auszusprechen. Weit liebenswürdiger wird es sein, wenn du lobst, was zu loben ist und annimmst, was du trotz allen Widerstrebens doch als praktisch anerkennen mußt. Du gewinnst Nichts durch das absichtliche Unbefriedigtsein, am allerwenigsten Freunde, die dir in der Fremde doppelt von Nöthen sind. Dies bedenkend, sei vorsichtig und klug, bescheide dich und glaube mir:

„Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden;
Es schafft sich selbst, still wirkend seine Welt.
Und, wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet.
So rankt das Edle sich, das Treffliche,
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande:
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande."

Selbstbeherrschung.

In dem reichen Wörterschatze unserer deutschen Sprache könnte man kaum ein Wort finden, das den Seelenzustand, den wir unter Leidenschaft verstehen, besser bezeichnete, als eben dieser Ausdruck, denn wir leiden wirklich in mehr als einem Sinne bei diesem Zustand. Wir verhalten uns leidend insofern, als unsere Seele mehr oder weniger unter der Herrschaft mächtiger Gewalten steht; wir leiden aber auch mittelbar, insofern die Leidenschaft fast immer Leiden im Gefolge hat. Scheint es doch fast, als triebe uns ein dunkler Drang, daß wir emsig suchen müßten, was uns Leiden bringt.

Den Leidenschaften liegen individuelle Kräfte und Talente zu Grunde, die sich nach Außen zu entwickeln streben; sie können nicht an sich, sondern nur in ihren Ueberschreitungen und im Uebermaße tadelnswerth und verwerflich werden, je nachdem sie entweder als gesteigerte Tugenden, oder als gesteigerte Mängel auftreten. Das angeborene Temperament, die leiblich bedingte Verschiedenheit unserer natürlichen Geistesart, ist immer maßgebend und hat entschiedenen Einfluß auf unsere Leidenschaften. Die Gemüthsanlage des Melancholikers neigt zur Selbstquälerei und schwerfälligem Ernst, die Nüchternheit des Phlegmatikers zur Trägheit und Ruhe, die Entschiedenheit und Energie des Cholerikers zur Herrschsucht, und die bewegliche Empfänglichkeit des Sanguinikers zur Genußsucht. Jedes Temperament hat eben seine Vorzüge vor den andern, schließt aber zugleich auch seine Fehler und Gebrechen in sich, und ist demnach nicht berechtigt, mit Stolz und Verachtung auf die

entgegengesetzten herabzublicken. Selten übrigens oder nie begegnet man Personen mit ganz scharf abgegrenzten Temperamenten, gewöhnlich nähert sich eins dem andern und schmilzt in einander über. Der Erziehung und auch der Selbsterziehung ist es vorbehalten, der Natur zu Hülfe zu kommen und ihre Gaben durch sittliche Zucht zu entwickeln und zu vervollkommnen. Also nicht in dem Auftreten der Leidenschaften selbst, wohl aber in deren Einseitigkeit liegt der Keim und der Anlaß zu vielen Leiden, die sie uns bringen. Es muß gleichsam die eine Leidenschaft die andere in Schach halten, daß keine die andere zerstörend überwinde. „Leidenschaften sind wie Winde," meint Voltaire, „die das Schiff bisweilen scheitern machen, ohne welche es aber nicht segeln könnte;" und Plato nennt sie „die Rosse am Wagen der menschlichen Seele, deren Zügel die Vernunft führen soll."

Wie manche Kraft des Geistes würde ohne Stütze sein, wie manches Talent verkümmern, wie viele Thaten der edelsten Hingebung und Selbstverleugnung würden ungeschehen bleiben, wenn nicht Leidenschaft den zündenden Funken in die Seele würfe! Entwickelt doch edle Leidenschaft die höchste Schöpfermacht in uns; denn was ist Begeisterung anders als Leidenschaft für Ideen? Ja der Mensch soll der Leidenschaft nicht nur mächtig, sondern auch fähig sein.

„Die Leidenschaft wohnt in des Menschen Brust,
Auf daß sie ihn zu großen Thaten wecke;
Allein, nur wecken darf sie ihn, nicht leiten;
Den Muth nur stählen, nicht das Werk vollbringen."

Schwer bleibt es immer, die besseren Gefühle von blinder Leidenschaft zu unterscheiden, denn letztere trübt jedes klare Urtheil; während wir der Pflicht zu folgen gemeint haben, erkennen wir oft leider zu spät, daß es der verzehrende Zug der Leidenschaft war, der uns verlockte. Die verzehrenden, heftigen Leidenschaften stören fast immer unsere und Anderer Ruh und Frieden, während die sanften, aus der Liebe, Freundschaft,

Freude und Wohlgefallen an allem Großen und Edlen hervorgehenden, nur beglückend wirken. „Sanfte Leidenschaften"— sagt Feuchtersleben—„erheitern den Horizont des Daseins, bewegen ohne zu ermüden, erwärmen ohne zu verzehren, und verklären allmälig die Flamme, die in jedem Busen brennt, zum stillen, befruchtenden Siegeslichte. Sie sind die Insignien wahrer Stärke, welche das Scepter der Geistesherrschaft nie aus den Händen läßt."

Je mehr man der Leidenschaften Herr wird, desto heiterer gestaltet sich das Leben, desto sicherer bewegen wir uns darin, denn: „Nach der Kraft gibt es Nichts so Hohes als ihre Beherrschung." Da, wie gesagt, Leidenschaften gesteigerte Tugenden oder Mängel sind, so sollten wir es uns auch angelegen sein lassen, wo sie auf Tugenden beruhen, sie aufs rechte Maß zurückzuführen. So sollte Geiz in Sparsamkeit, Ehrsucht in Ehrgefühl, Heftigkeit in lebhaftes Empfinden, Verschwendung in Freigebigkeit, Selbstüberschätzung in Selbstachtung, Charakterlosigkeit in Fügsamkeit, Frömmelei in Frömmigkeit, Schwäche in Güte, Rauheit in Offenheit, Eitelkeit in Ordnungsliebe und Sauberkeit, krankhafte Sentimentalität in Mitgefühl umgebildet werden.

Wenn wir nun Alle, je nach unserm eigenthümlichen Temperament, auch an besonderen Fehlern kranken, so merke mit nachsichtsvoller Strenge auf die tadelnswerthen Neigungen deiner Seele; bekämpfe sie und laß sie nie die Vernunft in Bande schlagen, auf daß der Strom zerstörender Leidenschaften sich in befruchtenden Thau verwandle, der die Blüthe deines Geistes und Gemüthes reich entfalten wird. Nur wer sich selbst überwindet, überwindet auch Andere. „Die höchste Schönheit, die der Mensch erreichen kann, ist, wenn er alle Leidenschaften sich zu einem Kunstwerke verarbeitet hat, daß er wie ein Gott über allen steht und sie regiert, so daß sie immer von der Kraft der Seele zeugen, aber nie in niedrige Verzerrung ausarten.

Selbstüberwindung.

„Nun, Brigitte, was denkst du von der Braut?"

„O, sie scheint nett und brav zu sein, aber wenn sie so viel wie du und ich von ihrer Schwiegermutter gewußt hätte, so wäre sie niemals hier eingezogen. Die Alte ist eine echte Hyäne, und wenn sie nicht Thränen in die schönen, blauen Augen bringt, bevor der Honigmonat vergeht, so heiß' ich nicht Brigitte. Ja, diese Alte ist eine Hexe! Gestern besah sie sich die Ausstattung, und als ich durch den Corridor kam, hörte ich sie murmeln: „Seidene Strümpfe, hm! Garnirte Unterröcke! Gestickte Nachthauben, seidene Kleider! Verschwendung und Ruin!"

„Ich will dir sagen, Brigitte, es wurde noch kein Haus gebaut, welches groß genug für zwei Familien war, ich glaube, das wirst du auch diesmal finden."

„Was? Thränen, Emma? Thränen!" sagte der junge Ehemann, als er eines Tages, etwa vier Wochen nach der Verheirathung, von seinem Bureau heimkehrte. Mit besorgtem Blick zog er sie an seine Brust. „Sage mir, du bereust doch deine Wahl nicht?"

Der rosige Mund bot sich ihm zum Kusse, und er las in den blauen Augen die Antwort, welche sein Herz begehrte.

„Was ist's denn? Ist dein geliebter Kanarienvogel krank? Oder bist du in Verzweiflung, weil du nicht weißt, in welchem deiner Kleider du am hübschesten aussiehst?"

„Lächerlich, Harry," sagte Emma lachend und weinend zugleich. Ich war nervös, das ist Alles. Ich bin froh, daß du nach Hause kamst."

Harry fühlte, das sei nicht Alles, aber er fragte nicht weiter, sondern dachte, sie werde es ihm bald erzählen.

Die Thatsache war, Harry's Mutter hatte ihrer Schwiegertochter während des ganzen Morgens Moral gepredigt: über die Verderbniß der Zeit, über den Unsinn ihrer glänzenden Ausstattung, welche sie hoffentlich nicht zur Schau tragen werde, über das Taschengeld, welches Harry ihr gab, und welches sie besser ihr in Verwahrung gäbe, anstatt Unsinn zu kaufen, über den Platz einer jungen Frau in dem Hause ihres Mannes, weßhalb sie die kindische Gewohnheit, jeden Tag zu der Mutter und den Schwestern zu laufen, aufgeben solle. Emma hörte mit stummem Erstaunen zu. Sie war ein warmherziges, liebevolles Wesen, aber sie war leicht erregt und hatte nur gewaltsam die Thränen zurückgehalten. Nachdem die alte Mrs. Hall sie verlassen hatte, wiederholte sie sich ihre Worte: „Ist es kindisch, meine theure Heimath zu lieben, wo ich so fröhlich wie ein Vöglein vom Morgen bis zum Abend lebte, wo wir Alle sangen und spielten und lasen, und Vater und Mutter die Glücklichsten unter uns waren. Kindisch? Ich will nicht so behandelt werden," sagte die junge Frau. „Ich bin verheirathet, und obgleich ich nur neunzehn Jahre zähle, bin ich doch meine eigene Herrin."

Der Ton des Widerspruches regte sich bei dieser Schlußfolgerung, aber sie dachte an den geliebten Harry. Ihr erster Impuls war, es ihm zu sagen. Obwohl sie unerfahren war, hatte sie doch viel natürlichen Verstand, und sie sagte sich: „Nein, es ist nicht gut. Er müßte dann Partei nehmen, es würde Streit verursachen und könnte mir seine Liebe entziehen. Ich will suchen hindurch zu kommen, aber ich wünsche, ich hätte sie näher gekannt, ehe ich hier einzog."

Sie lachte und scherzte heiter mit Harry, und hoffte er habe die Thränen den „Nerven" zugeschrieben. Doch die Stunden vergingen langsam, während er auf seinem Bureau beschäftigt war; sie fühlte sich unbehaglich, sobald sie Tritte

auf der Treppe hörte, in der Furcht die alte Dame würde sie wieder zum Gegenstand einer Strafpredigt machen.

„Was wurde aus unserer Emma?“ sagte eine ihrer Schwestern, „sie ist so ernst und matronenhaft. Ich haßte Harry beinahe, als er sie von uns nahm. Meinen Hals will ich nicht in das eheliche Joch beugen.“

Bald darauf schickte Emma's Mutter eine selbstbereitete Delikatesse, welche eine Lieblingsspeise ihrer Tochter war. Mrs. Hall brachte die Schüssel in Emma's Zimmer, setzte sie auf den Tisch, als wolle sie die Stärke desselben erproben und sagte: „Ich glaube, deine Mutter denkt, du bekämest hier nicht genug zu essen. Die Leute müssen glauben, du seiest ein Kind in einer Kostschule.“

Emma beherrschte sich gewaltsam, indem sie keine Antwort gab, sondern die Schüssel mit einer Verbeugung entgegennahm. Jeder Tag brachte ihr solche Unannehmlichkeit; ihr Schwiegervater war alt, kindisch und ebenso unangenehm, wie seine Frau, es erforderte Emma's volle Liebe zu Harry, um ausharren zu können. Dennoch blieb sie bei ihrem Entschluß, ihren Kummer vor dem Gatten zu verbergen; er bemerkte, daß sie weniger lebhaft als früher war, und dachte ohne Harm, die Frauenwürde umkleide seine junge Gattin. Die alte Mrs. Hall mußte wegen einer starken Erkältung das Zimmer hüten, und das Hausregiment kam unwillkürlich in Emma's Hände. Sie erhielt endlose Anordnungen über Abstäuben, Kehren und Kochen, und wenn sie aus der Thüre gehen wollte, hörte sie Mrs. Hall's gewöhnlichen Refrain: „Ich bin eine Gans, ihr etwas zu sagen; sie ist so unwissend, wie ein Hottentotte, es geht zu einem Ohr hinein, zum andern hinaus.“

Die alte Dame entsetzte sich bei dem Gedanken, möglicherweise könne ein Theekessel verkehrt aufgesetzt sein, eine Saucepfanne nicht an dem rechten Nagel hängen. Emma that ihr Möglichstes, aber das Getränk war immer „nicht ganz gut,“

die Kissen des Lehnstuhls nicht bequem gelegt, oder sie fürchtete „Bedlam sei losgelassen," wenn sie über den Hof gehe, und dies quälte die Schwiegertochter.

„Emma," sagte Harry, „möchtest du zwei Meilen vor der Stadt wohnen? Ich habe ein Haus gesehen, welches mir sehr wohlgefällt, ich möchte es versuchsweise miethen."

Emma zögerte. Sie wünschte zu fragen: „Geht deine Mutter mit uns?" Sie antwortete: „Ich kann nichts sagen, bevor ich es gesehen, aber ich fürchte, du bist dann während des ganzen Tages zu sehr von mir entfernt. Es scheint mir übel, daß zwei Meilen zwischen uns liegen sollen. Ach nein, ich möchte es nicht wünschen" — der Gedanke an ihre Schwiegermutter verdunkelte ihr Gesicht, gegen ihren Willen fiel eine Thräne auf ihres Mannes Hand.

„Liebe Emma, jetzt weiß ich, du wirst es wünschen," antwortete er, während sie seinen zärtlichen Blick nicht verstand. „Wir wollen diesen Nachmittag ausfahren, und du wirst es sehen."

„O, welch ein Paradies, Harry. Sieh diese Menge wilder Rosen! Was für prächtige alte Bäume! Sieh, wie der Wind diese herabhängenden Zweige auf das hohe Gras neigt. Wie reizend ist das kleine Fenster von Gesträuch bedeckt, und der terassenförmige Blumengarten!"

„Laß uns hineingehen, Emma. Er brauchte den bereitgehaltenen Schlüssel, die Thüren wurden geöffnet, und sie standen in dem Gesellschaftszimmer, welches einfach und geschmackvoll möblirt war. Gefüllte Blumenvasen standen auf den Tischen und Kommoden, lange weiße Vorhänge schmückten die Fenster, welche einen Blick auf waldige Hügel, ein fruchtbares Thal und einen silbernen Strom gewährten. Sie stiegen zu freundlichen Zimmern hinauf.

„Aber wer wohnt hier, Harry?"

„Niemand."

„Niemand? Du willst mich necken. Wem gehören diese Möbel, wer ordnete Alles so ausgewählt schön. Ich erwartete jeden Augenblick die Dame des Hauses zu sehen."

„Wohlan, hier ist sie," sagte Harry und führte sie fröhlich zu einem großen Spiegel. „Hoffentlich bewunderst du sie bald so sehr, wie ich es thue. Glaubst du, ich sei blind und taub gewesen, weil ich stumm war? Glaubst du, ich habe nicht gesehen, wie mein hochherziges Weibchen Tag für Tag den Kampf aufnahm, wie du littest und dich selbst überwandest, ohne es mir zu klagen? Glaubst du, ich konnte das Alles sehen und nicht bedenken, du seist mein Liebstes auf der Welt?"

Weinen und Lächeln stritten mit einander, als er seine Lippen auf ihre Stirn drückte.

„Hier wirst du nun Niemand zu Gefallen leben als mir, Emma. Glaubst du, das wird schwer sein?"

Die Antwort, obgleich sehr befriedigend für den Gatten, war nicht für dich bestimmt, lieber Leser und Leserin.

Der Jüngling.

Die Welt, die Menschheit hat alle wirkungsfähigen Personen zu gebrauchen, um an der Entwickelung ihres Wohlstandes mitzuhelfen. Besonders aber bedarf sie dazu die Kraft der Jugend, die Jünglinge. Und zwar nicht nur die eine oder andere Klasse derselben, sondern alle. Von der Straße, von den Vergnügungsplätzen, aus allen Völkerschichten sollen sie sich zum Kampfe um das Menschenwohl in Reih und Glied stellen. Es fehlt nicht an Arbeit, an Gelegenheiten, an köstlichen Gaben, mit welchen Fleiß und Tapferkeit gekrönt werden.

In den Adern des Jünglings wallt heißes Blut; bunte Ideale schweben vor seinem Blicke, hohen Zielen strebt er entgegen. Dabei gibt es nun freilich Berge zu übersteigen, Hindernisse zu überwinden, Abgründe zu überbrücken; aber wer die Wahrheit zu seinem Panier hat und mit unermüdlicher Beharrlichkeit kämpft, wird doch zuletzt die Krone des Sieges erlangen. Er mag vielleicht niemals die Ehren des Staatsmannes genießen, nie den Lorbeerkranz des Dichters um seine Schläfe winden, oder an der Spitze der Völker einhergehen; ja man mag seinen Namen über die Grenzen seines Heimathsortes kaum kennen — nichtsdestoweniger kann der Jüngling auch im Geleise des Alltagslebens durch treue Pflichterfüllung seinen Namen zu Ehren bringen.

In der moralischen, sowohl als in der physischen Welt erfordert es nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch zum Betriebe der friedlichen Beschäftigungen Helden, und das Feld des Wohlthuns ist „weiß zur Ernte." Wer da wacker zugreift und nicht müde wird, der verfolgt ein höchst ehrenvolles Ziel. Herrliche Charakter entwickelten sich von jeher in der Verborgenheit, wie die reine, weiße Lilie an trüben Pfützen und schlammigen Wassern blüht. Kein anderer Schatz ist so einträglich als ein allseitig ausgebildeter Geist. Reichthum, Herkommen und Amtsstellung sichern ihrem Besitzer äußere, oberflächliche Auszeichnung; aber sie können sich niemals die Verehrung der Herzen sichern. Nur dem hochherzigen Manne, bei welchem mit hoher Geistesbildung ein redliches Herz verbunden ist, wird die tiefe innere Achtung seiner Mitmenschen zu Theil werden.

Aber warum gibt es der Jünglinge so wenige, die sich in ihrem späteren Leben im Verhältniß zu den Hoffnungen, welche man in ihrer Jugend auf sie setzte, auszeichnen, — warum entsprechen so wenige den hohen Erwartungen des Menschenfreundes? Die Antwort liegt auf der Hand: Sie mögen sich der Arbeit und Mühe einer gründlichen Bildung und Vor-

bereitung fürs Leben, in welcher doch allein die Garantie ihres Erfolges liegt, nicht unterziehen. Mag auch die Natur manchem ihrer Glückskinder unverdiente Lorbeerblätter zuwerfen, mit dem Kranze der Auszeichnung und des Sieges wird nur der geschmückt, welcher denselben sich durch Arbeit und Studium errungen hat.

Gott stellt die Eiche in den Wald, die Fichte auf die Sandebene und die Tanne auf den Felsenkamm und spricht zu den Menschen: „Da sind eure Häuser; geht und fällt, behaut, sägt, baut und formirt dieselben.“ Gott schafft die Bäume, das Haus müssen die Menschen bauen. Das Material stellt Gott, das Schiff aber muß der Mensch herstellen. Gott verbarg Eisen im Busen der Erde; der Mensch muß es graben, schmelzen und schmieden. Was dem Körper, und noch mehr, was dem Geiste zuträglich ist, kann nur mit harter Anstrengung errungen werden.

Große Männer waren von jeher sowohl Männer des Denkens wie der Thatkraft. Wie der gewaltige Strom, der seine stolzen Wellen dahinwälzt, seine Größe den Quellen in der Berge Schluchten verdankt, so wurde der gewaltige Einfluß, welchen große Männer auf ihre Mitmenschen ausüben, in den stillen Stunden der Einsamkeit voll Thätigkeit und Selbstbildung geboren. Diese unsichtbare Arbeit der Selbstbildung ist die Quelle fast aller großartigen Errungenschaften.

Hinweg denn mit deinem Größenwahn, mit deinem Traum von natürlicher Ueberlegenheit, es sei denn, daß du willig bist nach Weisheit zu suchen, wie man suchet nach einem köstlichen Schatze. Bedenke, daß Jedermann die Grundlage der Auszeichnung in sich trägt, welche er durch festen Willen zu entwickeln vermag, wenn er sich nur ernst bemüht. Vielleicht bist du, was die Welt arm nennt. Was schadet dies? Viele Männer, deren Namen heute im Tempel des Ruhmes am höchsten angeschrieben sind, waren Kinder armer Eltern. Kapitän Cook, der Weltumsegler, wurde in einer Rasenhütte geboren.

und begann seine Laufbahn als Cajütenjunge. Dr. Luther, der Held der Reformation, war der Sohn eines armen Bergmannes. Franklin, der Philosoph und Staatsmann, war ein armer Druckergeselle. Der unvergeßliche Präsident Lincoln schwang einst beim Riegelspalten den wuchtigen Holzschlägel, und Präsident Garfield ist vom Steuerruder des Canalbootes zum Steuermann unserer großen Republik emporgerückt.

Darum auf, Jüngling, gürte dich zu dem wichtigen Werke der Selbstentwickelung! Setze einen hohen Preis auf deine Mußestunden. Dieselben können dir Körner von köstlichem Golde sein. Wenn sie entsprechend angewendet werden, so sichern sie dir einen großen Vorrath großer Gedanken — Gedanken, welche deine Seele mit Weisheit erfüllen und zur Thatkraft anspornen.

Die großen Gedanken der größten Männer können in unserer Zeit für einen verhältnißmäßig geringen Preis gewonnen werden. Du kannst dir deßhalb leicht eine Bibliothek von vorsichtig ausgewählten Büchern anschaffen. Aber über Alles gewöhne dich, mehr zu denken als zu lesen. Unsere Zeit ist leider vielfach eine Zeit der Denkfaulheit. Ohne Nachdenken, ohne gründliches Studium, sind Bücher gewissermaßen das Grab des Geistes, sie betäuben und umhüllen denselben. Denken und Lesen soll sich gegenseitig unterstützen, so wird dein Geist an Gaben und Kräften zunehmen. Ein bedeutender Theil von Talent geht in der Welt auch wegen Mangels an dem entsprechenden Muthe verloren. Fast jeden Tag sinkt eine Anzahl von höchst talentvollen Männern ins Grab, welche nie aus ihrer Verborgenheit herausgetreten sind, weil sie ihre Blödigkeit zurückhielt, die erste entschiedene Anstrengung zu machen; welche aber, wenn man sie hätte bewegen können, sich aus dem Kerker ihrer Verzagtheit zu erheben, Schritt für Schritt auf der Bahn der Ehre vorangegangen wären. Wenn uns eine Aufgabe vorliegt, welche der Ausführung werth ist, so nützt es nichts, daß wir davor zittern und zurückschrecken,

und über Gefahr und etwaigen Fehlschlag grübeln. Nein, frisch daran und das Beste gethan, wie es eben gehen will! Auch geht es nicht an, zu unserer Zeit, immerfort nur Pläne zu entwerfen und bessere Gelegenheiten abwarten zu wollen. Das ging noch eher vor der Sündfluth, als die Leute noch so ihre 5—600 Jahre alt wurden. Aber wer heutzutage wartet und zweifelt und zögert und dann seinen Bruder und hernach seinen Vetter und dann seinen besonderen Freund zu Rathe ziehen will, bis er sich eines schönen Tages daran erinnert, daß er nun sechzig Jahre alt ist und so viele Zeit verloren hat, sich mit seiner zahlreichen Vetterschaft über seine schönen Pläne zu berathen, der hat sein Ziel verfehlt. Es bleibt ihm gar keine Zeit mehr übrig, seine großen Ideen auszuführen, oder es hat ihm vielleicht schon ein Anderer die Gelegenheit vor der Nase hinweggeschnappt und gethan, was er durch sein ewiges Pläne-machen so lange verzögert hat.

Der Mensch ist zur Herrschaft geboren, aber er muß seinen Thron erkämpfen und durch beständigen Kampf denselben erhalten. Seine erste Kraft muß darauf verwendet werden, seinen eigenen Willen sich völlig unterthan zu machen. Mit seinen Anstrengungen, seine physischen Kräfte zu seinem Dienste zu verwerthen, geht die Uebung, die Kräfte seines Geistes, seine Wünsche und Leidenschaften seinem Willen unterzuordnen, Hand in Hand. Und indem Jemand auf diese Weise einen völligen Sieg über sich selbst erringt, dehnt er gleichfalls seine Herrschaft auf seine Umgebung, auf die Welt, so weit er mit derselben in Berührung kommt, aus. So ist Selbstbeherrschung und die Beherrschung der äußeren Umstände zugleich die Pflicht und das Vorrecht des Menschen. Aber Selbstbeherrschung ist die höchste und edelste Herrschaft, welche der Mensch erringen kann. „Wer seines Muthes Herr ist, ist größer als der Städte gewinnet."

„Sich selbst bekriegen, ist der schwerste Krieg,
Sich selbst besiegen, ist der schönste Sieg."

Hast du im Sinne, dich zu verehlichen, denkst du, daß dein Glück erhöht und dein Wohlergehen gefördert wird, wenn du in den Stand der Ehe trittst, so sei vorsichtig, wohin du dich wendest. Hüte dich vor einer selbstsüchtigen Frau; sie wird dich opfern; die leichtfertige wird sich dir entfremden; habe nichts zu schaffen mit einem hoffärtigen Weibe, denn es wird dich zu Grunde richten. Eine Coquette überlaß den Thoren, welche ihr flattiren; Diejenige, welche gerne keift, überlaß der Jungferschaft, und die „Klatsche" meide wie eine giftige Schlange. Siehe zu, wohin du gehst, das vergiß nicht.

Siehe nicht zu viel auf Schönheit, sie möchte dich verwunden; noch zu lange, sie möchte dich blenden; noch komme ihr zu nahe, sie möchte dich brennen; liebst du sie, so betrügt sie dich, sehnst du dich darnach, so beunruhigt sie dich. Ist die Schönheit aber mit Tugend gepaart, so ist sie des Herzens Paradies; mit Laster, so ist sie das Fegfeuer der Seele; sie ist des Weisen Freudenfeuer, aber des Narren Scheiterhaufen. Der Jüngling ohne Gottesfurcht läßt sich durch ein schönes Gesicht bethören und verlocken von dem Gesang der falschen Syrenen. Er nimmt keinen Rath vom Herrn an und folgt seiner eigenen Lust und den Wallungen seiner Leidenschaften. Aber die Zeit kommt, wo er eine Heldin braucht und des Spielzeugs überdrüssig wird. Was nützt ihn des Tages, wenn die Wellen des Mißgeschickes über seinem Haupte zusammenschlagen, wenn das Unglück an seine Thüre klopft und das Gespenst der Noth ihn aus seiner Behausung treibt—was nützt ihn dann die Sängerin mit der schönen Stimme, wenn sie nicht auch zu singen versteht: „Jesus, Heiland meiner Seele"? ꝛc. Der stärkste Arm in der Welt ist nicht der des Schmiedes oder des Riesen, sondern der einer Frau, deren Herz in der Stunde des Unglücks fest an dem Herrn hängt.

Für mich gibt es auf Erden keinen interessanteren Gegenstand als ein gewissenhafter junger Mann. Ich beobachte ihn, wie einen Stern am Firmament; es mögen Wolken vor ihm

her ziehen, aber man weiß, das Licht ist dahinter und wird glänzend wieder hervorbrechen. Er widersteht der Versuchung, nicht ohne Kampf, denn das ist keine Tugend; aber er widersteht und siegt. Er trägt den Spott des Leichtsinnigen, und er verwundet ihn, denn das ist das natürliche Gefühl, aber er wankt nicht. Er folgt nicht der Mode auf Wegen der Sünde, der Spötter Heer verwickelt ihn nicht in ihre Netze, er sieht die Hand des Herrn überall und freut sich der Werke Gottes. Er schützt die Unschuld, pflegt die Keuschheit und ehrt das Alter. Wohl dem, der sich also mit Gottesfurcht und Tugend schmückt und den Kampf gegen Trug und Laster zum vollen Siege treibt.

Ein Jüngling trat eines Tages mit freudestrahlendem Angesicht zu einem ehrwürdigen Lehrer und verkündigte ihm, daß nun nach langem Zögern, ihm die Eltern die Erlaubniß ertheilt hätten, Jurisprudenz zu studiren. Mit großer Begeisterung erörterte er, wie er alle Kräfte aufbieten und keine Mühe sparen werde, sich zu einem der besten und fähigsten Rechtsgelehrten auszubilden. Nachdem der Lehrer dem jungen Enthusiasten eine Zeit lang geduldig zugehört hatte, und dieser eine Pause machte, fragte Jener: „Und wenn Sie nun Ihre Studien vollendet haben, was dann?" Dann werde ich mit Auszeichnung graduiren." „Und dann?" fragte der Lehrer weiter. „Nun, dann werde ich eine Reihe verwickelter Rechtsfälle durchführen, Aufsehen machen und mir einen berühmten Namen erwerben." „Und dann?" fragte der Lehrer. „O, dann werde ich zu einer hohen Stellung im Staatsdienste befördert." „Und dann?" „Und dann," fuhr der zukünftige Rechtsgelehrte fort, „werde ich einem frohen, glücklichen Alter entgegensehen." „Und dann?" „Nun dann, — ja dann — ja was wirds dann anders sein, als zu sterben." „Und dann?" Da auf einmal war die Advokatenherrlichkeit zu Ende. Das letzte „Und dann" ging dem Jüngling durchs Herz, und machte einen Eindruck, welchen er nie wieder vergaß.

Die Jungfrau.

„Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;
Ich schau dich an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.
Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt,
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold."

Bewunderung und Liebe für das Mädchen sind Eigenthümlichkeiten der ganzen civilisirten Welt, und in jeder elterlichen Brust schlägt ein Herz, das lieben kann und lieben thut, sei dieselbe mit Seide oder mit Lumpen bedeckt.

Welch süße Hoffnungen, welch entzückende Freuden hängen an der zarten Knospe, die sich voller Anmuth im Sonnenschein dieser Liebe am häuslichen Herde entfaltet.

In einer gewissen Sammlung befinden sich verschiedene Exemplare der Bildhauerkunst, bestehend aus Statuen von Sandstein und Marmor. Die rauh gemeißelten Figuren halb civilisirter Nationen stehen neben dem allervollkommensten Ideal des gefeierten Künstlers. Hätte dieselbe geschickte Hand an allen gearbeitet, wäre aus jedem Stein eine gleich schöne, obwohl verschiedene Gestalt hervorgegangen.

Eben so viel Unterschied findet sich in der menschlichen Gesellschaft, oder, um näher auf unsern Gegenstand zu kommen, in der Frauenwelt. Die Eine ist edel in ihren Gefühlen, rein im Herzen, sanft und verständig in ihrem Benehmen, ein Wunderwerk der schöpferischen Hand Gottes und ein Muster ihres Geschlechts. Auf der anderen Seite ist die Eine aufgeblasen, die Andere selbstsüchtig, die Dritte neidisch, die Vierte eine Schwätzerin und die Fünfte weder aufrichtig noch beschei-

den. Als kleine Kinder waren diese verschiedenen Exemplare des schönen Geschlechts im Wesentlichen dasselbe. Woher denn jetzt dieser Unterschied? In der Verschiedenheit ihrer Erziehung und der ihrer eigenen Bestrebungen ist derselbe allerdings zu suchen. Eine Klasse pflegte das Gute, polirte und arbeitete an ihrer eigenthümlichen Natur, während die Andere die Pflege des guten Samens vernachlässigte, ihren eigenen Begierden die Zügel ließ, bis zuletzt der Herzensgrund mit Unkraut überwuchert war, und das Leben nur bittere Früchte trug.

Erlaube mir jetzt, liebes Mädchen, an deiner Seite Platz zu nehmen, während ich mich auf kurze Zeit mit Dir über diese wichtigen Dinge unterhalte.

Du stehst im Lenz deines Lebens und bist gleich der jungen Pflanzenwelt, auf welcher der Thau der Morgenröthe liegt, frisch, munter, kräftig, unternehmungslustig und liebenswürdig. Ja:

„Liebenswürdig möcht ich sein,
Jedermann gefallen,
Doch wie nimmt man Herzen ein,
Wie gefällt man Allen?"

ist ganz wahrscheinlich auch die Frage bei dir, und ich wünsche darüber durchaus keinen Tadel auszusprechen, denn liebenswürdig zu sein ist unser aller Pflicht und dem jungen Mädchen besonders eigen.

Die Welt um dich her lächelt noch wie in träumerischer Erinnerung an das einstige Glück Edens, während in süßer Stille alle Kräfte sich für des Tages Arbeit rüsten.

Aber auch für dich ist es von großer Bedeutung, daß du die Frühstunden richtig verwendest, wenn du dir das Edelste und Beste des Tages nicht rauben willst. Du magst wollen oder nicht, du mußt hinein in die Arbeit, die Unruhen, die Plagen des Weltstrudels. Mutterliebe birgt dich nicht auf immer, Mutterhände tragen nur auf kurze Zeit deine Bürden, du mußt hinaus, mußt selbstständig werden. Dein Leben ist eine ernste

Sache. Vieles, vieles ist zu thun. Vergeudest du es in Müßiggang und unweiblichen Tändeleien, so bringst du dich selbst um deine beste Kraft, und trittst vor die großen Aufgaben des Lebens, ohne deine Seele gefüllt zu haben mit Dem, welches dem Thun und Sein des Weibes seinen größten Werth verleiht und es aufrecht erhält in den vielen Enttäuschungen und Schmerzen, die seiner warten.

Wenn du also diese schönen Tage durch Verunreinigung deiner Seele entweihst, so liegt der nagende Wurm schon an der Wurzel deiner späteren Jahre. Du magst dich wohl wieder aus den Irrwegen zurecht finden, denn Gott ist barmherzig, aber das tröstliche Andenken an deinen Lebensfrühling ist unwiederbringlich dahin.

Angenommen, du warst bisher das gehorsame Kind braver Eltern, so hast du dennoch schon Regungen entgegengesetzter Natur in deinem Innern verspürt. Theilweise, als Folge dieses Gehorsams, lebt in dir ein Wille jede Pflicht zu erfüllen und nichts zu thun, dessen du dich vor dir selbst und deinem Schöpfer zu schämen brauchst. Es lebt in dir ein heimliches Sehnen nach dem Unvergänglichen und Ewigen, ein Verlangen und Wünschen, dein Wandeln und Handeln dem Ideale des Guten nachzugestalten, das dir vorschwebt.

Aber neben diesem wohnt eine Neigung lieber der Selbstsucht zu folgen, als der Pflicht. Die Schwingen, die dich über das Gemeine tragen, erlahmen, und all dein Wollen und Versuchen ist oft nichts anders als ein fortwährender Aufflug und wieder Zurücksinken, ein Wechsel von guten Vorsätzen und schlechter Ausführung derselben.

Das haben Manche vor dir auch schon erfahren, und ein erprobter und endlich siegreicher Held hinterließ uns folgende lebensgetreue Schilderung dieses Zustandes: „Ich weiß nicht, was ich thue, denn ich thue nicht, was ich will; sondern das ich hasse, das thue ich. Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht. Das Gute, das ich will,

das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich." So empfand der Apostel diese abwärtsziehende Macht, aber er wurde auch aus der Enge heraus auf festen Boden geführt, wo er sicher gehen konnte, nachdem sein Versuchen, mit menschlicher Kraft dem Krieg ein Ende zu machen, gänzlich fehl schlug. Es war ihm nicht genug, daß er die groben Versuchungen mied, die kleineren mußten ebenfalls in Wegfall kommen. Es war ihm nicht genug, daß seine Hand sich rein erhielt, seine Zunge, sein Herz, die Phantasie sollte unbefleckt werden und bleiben.

Wirklich ein hohes Ziel! Ehe er es erreichen konnte, mußte ihm der neue Geist des göttlichen Lebens und die Kraft überwindender Liebe zu Theil werden. Erst dann wurde der Sclave frei, und das Gute nicht blos gewollt, sondern auch gethan.

Theure Jungfrau! Bedarfst du nicht auch dieser göttlichen Hülfe? Sei versichert, ehe du deine Lebensaufgabe würdig lösen kannst, muß eine Versöhnung für dich eintreten, deren Urheber du nicht selber bist. Sowohl zur Deckung deiner bisher begangenen Sünden, als auch zur Vermeidung künftiger Uebertretungen brauchst du einer sündentilgenden Dazwischenkunft, einer versöhnenden und freimachenden Gnade. In „Ihm der uns geliebet und sich selbst für uns dahingegeben," ist sie dir angeboten und dargereicht.

Ein prachtvolles Gemälde stellt ein liebliches Kind dar, welches im Begriff ist, auf einem schmalen Pfade zwischen einem jähen Abgrund und einer bezaubernden aber ebenfalls gefährlichen Blumenanlage einher zu gehen. Hinter dem kleinen Pilger steht ein Engel, mit beiden Händen denselben sanft führend. Der Ausdruck des kleinen Angesichts ist seliger Friede, seine Augen sind geschlossen, um weder den Blumenreiz, noch den Abgrund zu sehen, und so wandelt das Kind sicher, von Engelshänden geleitet, den gefahrdrohenden Pfad entlang.

Mit diesem heiligen Gottesvertrauen gestärkt, wirst auch du furchtlos, sicher und freudenvoll deine Straße weiter ziehen.

Der Mann lebt in dem Getöse der äußeren Welt. Die Kanzel, die Rednerbühne, der Handel, das Gewerbe nehmen seine Gedanken, sowohl wie seine Thatkraft in Anspruch, während das Weib den größten Theil ihrer Zeit in der Stille der Heimath zubringt.

Bedenke jedoch, daß es deiner Sinnesorgane bedarf, dem Geist die Eindrücke zuzuführen, welche zu seiner Entwickelung nothwendig sind, und wiederum, wenn er das empfangene wiedergeben, wenn er auf die Außenwelt einwirken soll, so muß er hierzu dieselben Werkzeuge gebrauchen. Dein Leib ist ein Kunstwerk Gottes, dessen Ebenbild ihm eingeprägt ist, und viel kommt darauf an, daß dieses Werkzeug auch seine gehörige Tüchtigkeit habe. Darum sei fleißig, Alles zu thun, was zur Stärkung und Entwickelung deines Körpers gehört. Wie unjugendlich erscheinen viele Mädchen, welche man auf den Straßen, an den Vergnügungsorten, ja sogar in der Kirche sieht, welche bei ihrer Kleidung mehr auf den modischen Schnitt sehen, als darauf, daß man sich ungezwungen und frei darin bewegen kann.

Sei mäßig in Allem: Schlafen, Wachen, Arbeit und Erholung. „Alles hat seine Zeit." Wo gegen Mäßigkeit, Ordnung und Zucht gefehlt wird, wo Genüsse aufgesucht werden, welche für dich unpassend und sündlich sind, da wirkt das Vergnügen erschlaffend auf Leib und Seele, da dient es nicht mehr als besänftigender Balsam, sondern als aufreibendes Gift. Sei dir selber ein Gesetz und halte deinen Körper in jeder Beziehung unbefleckt und rein.

Ich möchte jetzt deine Aufmerksamkeit auf Dasjenige lenken, welches man Einfluß zu nennen pflegt.

Jeder Blick deiner Augen, jedes Wort deiner Lippen, jede Handlung deines Lebens übt eine gewisse Kraft, welche ihre Merkmale auf deiner ganzen Umgebung hinterläßt. Diese

Eigenschaft ist allen Menschen, und besonders jeder Jungfrau eigen. Ob nun dieselbe deinen Mitmenschen zum Segen oder zum Fluch werde, liegt in deiner Hand. Die unermeßliche Tragweite dieses Einflusses wäre fast unglaublich, hätten wir nicht Beweise dafür in der Geschichte.

Vor mehr als tausend Jahren saß eine junge Königin allein in ihrem Prachtgemach, aufs Fleißigste mit dem Studium ihrer Bücher beschäftigt. Das ausgelassene Thun und Treiben der wollüstigen Höflinge fand keinen Widerhall in ihrer Seele, denn ihr Sinn war auf das Höhere und Edlere gerichtet, von dem ich eben sprach.

Die Engländer waren zu jener Zeit eine nur halb civilisirte, verhältnißmäßig unbekannte und geringe Nation. Hätte damals Jemand gesagt, daß diese Fürstin das Werkzeug zur Errettung ihres Volkes werden würde, wäre es von Wenigen geglaubt worden. Aber das Unwahrscheinliche wurde zur historischen Thatsache, denn diese Dame war keine Andere, als Judith, die zweite Mutter Alfreds, dessen ausgezeichnete Talente und Geistesstärke der späteren Macht Englands zu Grunde lagen. Judith übte einen reinen und belebenden Einfluß auf den Knaben und Jüngling aus in der Heranbildung seines männlichen Charakters und trug nicht wenig zur Entwickelung seiner edlen Geistesgröße bei. Daß dieser Einfluß in England heute noch fortlebt, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel.

Als ein Beispiel des üblen Einflusses stelle ich dir Louisa von Savoyen, die Mutter Franz I., König von Frankreich, vor. Sie lebte zur Zeit der Reformation und war selbst mächtig von ihren Wirkungen ergriffen, erklärte sich aber nie öffentlich zu deren Gunsten. Die Prinzessin Margaretha mit andern adeligen Frauen, so wie der Bischof von Meux mit etlichen seiner Genossen bekehrten sich und unterstützten die neue Lehre aus allen Kräften. Um der Sache zum völligen Sieg zu verhelfen, war nur noch die Freundschaft der Königin nöthig.

Sie stand eine Zeit lang auf neutralem Boden, bis ihr Sohn als Kriegsgefangener in Spanien lag, dann wurde sie von politischen Rücksichten bewegt, sich der Reformation feindlich entgegen zu stellen. Sie erweckte den Geist der Verfolgung, setzte die Räder der höllischen Inquisition in Bewegung, und so begann jener furchtbare Kampf, welcher nach einem Zeitraum von vielen Jahren den Protestantismus aus dem Lande verbannte.

Wer kennt nicht die schrecklichen Folgen! Der Unglaube in seiner gräßlichsten Gestalt kam triumphirend auf den Thron, bis die Massen, trunken vom Giftbecher der Gotteslästerung, durch Blutströme watend, dem Abgott der Vernunft zujauchzten.

„Aber," sagst du, „ich bin klein und gering, folglich kann ich mit meinem Einfluß wenig oder gar nichts bezwecken." Das ist jedoch ein großer Irrthum. Wir können den Einfluß der Großen leichter verfolgen, weil er sich mehr im öffentlichen Treiben der Welt offenbart, im Stillen aber geht vielleicht der Deinige eben so weit. Wir sehen eben nicht das Ende vom Anfang an, wie Gott es sieht.

Das zeitgemäße Wort liebevoller Sorgfalt von den Lippen des syrischen Mägdleins zu ihrer Herrin brachte dem stolzen Naeman seine Gesundheit wieder und verhalf noch Vielen mit ihm zur Erkenntniß des wahren Gottes.

Wahrlich, die Maschen eines Netzes sind nicht enger mit einander verbunden als Mensch mit Mensch, und nur *sie* ist weise, die sich bestrebt, das möglichst Beste für ihre Umgebung zu thun. Des Weibes Einfluß entspringt hauptsächlich aus seiner Liebenswürdigkeit. Salomo schildert das Ideal der Weiblichkeit in folgenden Worten: „Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre." Eine wahrhaft liebenswürdige Jungfrau beherrscht sich selbst, verleugnet sich selbst, ist aufrichtig, wahrheitsgetreu und sittsam. Mit diesen Tugenden angethan, entwaffnet sie das Vorurtheil,

erweckt Zutrauen und Liebe und ist mächtiger, als hätte sie die physische Kraft eines Herkules. Der gewöhnlichste Ausdruck, mit welchem wir unsere Achtung vor dem Nächsten bezeichnen, ist Höflichkeit. Sie besteht durchaus nicht in Bücklingen und feinen Phrasen, sondern ist die ganz einfache Anerkennung des Werthes, den ein Mensch als Mensch in unsern Augen hat. Die Formen mögen wechseln, sie mögen verschieden sein bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen gesellschaftlichen Stellungen; aber einen Ausdruck der Anerkennung und des guten Willens findet man unter allen Nationen der Erde. Unhöflichkeit bei dem Mädchen wird von der Welt als grober Charakterfehler beurtheilt. Die schönsten Gaben, die besten Kenntnisse, ja sogar wirklich lobenswerthe Eigenschaften sind nicht im Stande einer Jungfrau den Weg zu den Herzen Anderer zu bahnen, wenn sie dabei schroff und unhöflich ist. Umgekehrt hat schon öfter ein freundliches, zuvorkommendes Benehmen bedeutende Lücken in Begabung, Kenntnissen und körperlicher Schönheit zugedeckt.

Einst kannte ich eine junge Dame, welche in der Gesellschaft die gefeiertste unter ihren Gesellschafterinnen war. Ein gewisser Jüngling, hingerissen von dem Zauber ihrer Person, warb um ihre Hand. Dieses Anerbieten wurde freudig entgegengenommen, und unser Jüngling hielt sich für den glücklichsten Menschen auf der Erde. Aber o weh! Klementines Liebenswürdigkeit war nur ein Köder, um diesen Jüngling in ihr Netz zu ziehen! Dieses brachte er auf eigenthümliche Weise in Erfahrung. Eines Tages machte er einen unerwarteten Besuch in ihrem elterlichen Hause. Als er im Empfangszimmer wartete, hörte er leidenschaftliche Worte. Die Stimme kam ihm bekannt vor — er lauschte näher — konnte fast seinen Ohren nicht glauben — ja, es war seine Klementine, im Begriffe, die Mutter zu schelten. Wie ein Trunkener erwachte er aus seinem Taumel; sein Ideal lag zertrümmert zu seinen Füßen, er war völlig enttäuscht! Ohne sich zu melden, verließ er das

Haus, und Klementine hatte von Stund an keinen Liebhaber mehr.

Daher lasse daheim in der Familie dein Licht ganz besonders leuchten (nicht um einen Mann zu bekommen, sondern weil es Pflicht ist), und der stille Glanz desselben wird gewiß, gleich der strahlenden Lampe im Leuchtthurm, in die weite Ferne schimmern. Ich wiederhole, laß dein Licht leuchten in der Familie, denn sie steht über Staat und Kirche, als die älteste und ehrwürdigste Stiftung Gottes in der Welt. Mache dich vertraut mit allen weiblichen Arbeiten und gehe der Mutter willig und tüchtig zur Hand. Ein braver Mann sucht immer die gehorsame, ehrerbietige Tochter, die liebende Schwester und die geschickte Haushälterin — zur Gattin.

Junge Leute machen sich öfter alle möglichen Vorstellungen, was man wissen und gelesen haben müsse, um gebildet zu sein. Laß mich dir sagen, daß es auf die große Verschiedenheit deines Wissens gerade nicht ankommt. Zu deiner Bildung gehört vor allen Dingen, daß du Das, was du nach deinem Stand und Beruf zu lernen hast, tüchtig und gründlich lernest. Jeder Beruf hat beides eine Außen- und eine Innenseite. Es ist doch ein großer Unterschied zwischen einer Köchin, die ihre Sachen in Kasten und Schublade hat und sie richtig zusammen zu setzen weiß, sich im übrigen aber nichts weiter um sie bekümmert, und zwischen einer solchen, die auch etwas von den Ländern weiß, aus welchen die verschiedenen Lebensmittel kommen, und sich ein Bild von den Leuten macht, die Kaffee, Thee, Reis, Zucker, Zimmt u. s. w. für uns bearbeiten. Die sich ferner mit den chemischen Bestandtheilen jedes Nahrungsstoffs bekannt macht und genau sagen kann, was für jedes Glied ihrer Familie vom kranken Greis hinter dem Ofen bis zum lallenden Säugling in der Wiege am vortheilhaftesten ist.

So ist auch ein großer Unterschied zwischen der Hausfrau, die ihre Schlafgemächer öffnet, nur weil man's so im Gebrauch hat, und Derjenigen, welche die Bestandtheile der Luft und die

Gesetze der Ventilation versteht und ihren Töchtern oder Dienstboten darüber Auskunft geben kann. Wir haben reichliche Mittel an Hand, um uns in jeder Arbeit an die sogenannte Innenseite derselben zu führen, so fern wir strebsame, wißbegierige Menschen sind.

Bist du genöthigt den öffentlichen Schulunterricht zum Theil zu entbehren, so verzage deßhalb nicht. Mache dich so viel wie möglich mit guten Zeitschriften und den besten Büchern bekannt, denn es sind darin Bildungsschätze aufgehäuft, welche dir nicht verschlossen bleiben sollten.

Wie aber schon gesagt, wächst der wahre Anstand von Innen heraus, und aus solcher Herzensbildung entspringt dann auch dasjenige äußere Benehmen, das mit allem Recht von dir erwartet wird. Dann wird auch das eigene Ich sich nicht ungebührend in den Vordergrund drängen. Wie abstoßend sind doch manche Mädchen, die immer von sich selbst erzählen, die Keinen anhören können, ohne ihm ins Wort zu fallen, um ihre Weisheit an den Mann zu bringen, die meinen, eine Gesellschaft könne nicht befriedigt auseinander gehen, es sei denn, sie hätten etwas vorgesungen oder vorgespielt. Sei bescheiden.

Sei auch behutsam in der Wahl deiner Freunde oder deiner Freundin; denn es ist ja Regel, daß jedes Mädchen eine besondere Freundin hat, welcher es Alles anvertraut u. s. w. Wir lassen die alten Grämlinge schmunzeln, es ist trotzdem doch in Ordnung, daß in der Jugend die Freundschaften am üppigsten blühen. Du bist im Werden und hast ein Bedürfniß nach solchem Zusammenfluß mit Anderen, weil deine Empfindungen lebhafter und warmer Natur sind. Als intime Freundin solltest du dir nur ein solches Mädchen wählen, von dem du nicht nur angenehmes Geplauder, sondern wirkliche geistige Anregung erwarten kannst. Ein Schreiber sagt von seinem Freunde: „Durch seine Bekanntschaft wurde ich viel besser, als ich vorher war. Mein Umgang

mit ihm hat lauter gute Entschlüsse und Gedanken in mir erweckt. Ueberall steht er vor mir und mit ihm ein Bild strenger, fester und liebenswürdiger Tugend." So sollten auch deine Freundinnen sein. „Sage mir mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist."

Abhängig zu sein, sich theilweise auf Andere zu verlassen, ist eine Eigenthümlichkeit des weiblichen Gemüths. Als Regel wird das habenswerthe Mädchen von Jemand gefunden, auf den sie sich verlassen kann, aber weil jede Regel Ausnahmen hat, und weil unter den allergünstigsten Umständen die Frau oft ganz auf sich selbst angewiesen ist, so würde ich dir rathen, eine gewisse Selbstständigkeit zu pflegen, welche dir durchs Leben sehr zu statten kommen wird. Die Zeiten ändern sich. Die Eiche, um welche sich der Epheu windet, wird oft schonungslos umgeweht — was dann mit dem Epheu? Eltern, Geschwister, Gatte können sterben, der Reichthum nimmt Flügel und ist dahin, was dann mit dem Weibe, welches händeringend und ohnmächtig weinend dasteht? Ein Bewußtsein der Selbstständigkeit ist auch höchst nöthig, um über die wichtige Frage der Verehelichung richtig zu entscheiden.

Die Welt ist eine gefährliche Wüstenei für das hülf- und heimathlose Mädchen, und so gibt es oft die Hand dem Ersten, der Brod und Obdach für es hat. Hast du das Vermögen, auf irgend eine ehrliche Weise selbstständig zu sein, kannst du es ja darauf ankommen lassen. Ist es des himmlischen Vaters Wille, dir einen Mann zuzuführen, der in jedem Sinne des Worts ein Mann ist, und mit dem du dein Herz und deine Seele theilen kannst, so folge ihm, wenn nicht, dann bleibe wie du bist und nähre dich redlich.

Unter den Allerbesten und Edelsten der Erde sind viele ledige Frauen. Scheue dich daher nicht vor dem ledigen Stande! Schamroth sollte das Mädchen werden, dessen Ziel nicht ist die Ehre Gottes, sondern — ein Mann.

So mache ich dich auch noch aufmerksam auf den Werth der Zeit. Das Leben liegt lang vor dem Kinde und kurz hinter dem Greise. Es ist lang, denn du kannst viel arbeiten, viel Liebe erweisen, viel Segen spenden, viel sündigen und viel Unglück über dich und Andere bringen.

Es ist kurz, denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon; kurz im Vergleich mit der langen Ewigkeit. Deine Zeit wird immer weniger, immer weniger, und du hast keine Gewalt über sie, kannst ihren Lauf nicht hemmen, kannst einfach nichts thun, als sie fleißig und tüchtig benützen. Und recht benützt ist blos die Zeit, welche direkt oder indirekt den zeitlichen oder ewigen Lebenszielen dient. Suche vor allen Dingen die Verwendung der Zeit gehörig zu ordnen, so viel für die Arbeit, so viel für die Erholung ꝛc. Wenn du die Arbeitszeit richtig einzutheilen verstehst, bringst du mehr und Besseres zu Stande, als wenn du planlos drauf los schaffst. Verspare nie auf morgen, was du heute thun kannst, so ersparst du dir manche Unannehmlichkeit, sogar manche Noth. Die Zeit ist wie ein Garten. Wird er tüchtig bearbeitet, so trägt er gute Früchte, wird er aber versäumt, so ernten wir eine Masse Unkraut, denn die geistige, sowie die natürliche Luft ist voll giftiger Pilze und Unkrautssamen, welche nur auf müßigem Boden zur Entwickelung kommen.

Aber denkst du wehmüthig: „Mit dem Strom der Zeit fließen leider auch meine Jugendjahre dahin!“ so ist dies freilich einerseits wahr, und doch braucht dies kaum der Fall zu sein. Daß du mit jedem Jahre älter wirst, kannst du freilich nicht hindern, und daß deine Leistungsfähigkeit, nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht, wieder abnimmt, ist ebenfalls der natürliche Lauf der Dinge. Trotzdem sollte der Gedanke deine Seele erfüllen: Ich will meine Jugend fest halten, sie soll mit mir gehen bis an die Thore der Ewigkeit.

Ueber der Straße wohnt eine Frau, welche eine ziemliche

Last von Jahren auf dem Rücken trägt, aber doch noch geistesfrisch und lebenskräftig ist. Was das Herz des Mädchens bewegt, findet ein Echo in ihrem Gemüth. Wenn etwas Schönes oder Herrliches ihre empfindsame Seele erfüllt, so redet der Mund begeisterte Worte, und das Auge leuchtet in jugendlichem Glanze. Was ist es, das sie jung erhält? Was macht ihr Angesicht so liebenswürdig, trotz den Falten und grauen Haaren? Ist es, weil sie es gut hatte, weil ihr Leben ein beständiger Feiertag war, und weil keine Wolke je ihre Sonne verdunkelte? Nein, das ist es nicht. Ihr Pfad war augenscheinlich dornig und rauh und trug öfter die Merkmale eines blutenden Herzens. Aber sie hat die Widerwärtigkeiten des Lebens muthig besiegt, und um so schöner und farbenreicher ist jetzt das Abendroth.

Glaube mir, holdes Mädchen, das Geheimniß der ewigen Jugendfrische meiner Nachbarin liegt in ihr selbst. Und nicht blos Jugend bis ins Alter, sondern ewige Jugend ist ihr Erbtheil. Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Todten, und er ist mit ihr in persönliche Lebens- und Geistesgemeinschaft getreten und hat ihrer Stirn das Siegel der Unsterblichkeit aufgeprägt.

Dieses ist's, was den Wechsel der Zeit überdauert — sei auch dieses das Element ewiger Jugend in dir.

Schönheit.

Schönheit ist eine glückliche Himmelsgabe, die im Fluge alle Sympathien zu erobern, alle Herzen zu gewinnen pflegt, doppelt, wenn die äußere Schönheit der inneren entspricht, wenn eine schöne Seele im schönen Körper wohnt.

Wohl mag es ein beglückendes Gefühl sein, wenn man schon durch seine äußere Erscheinung erfreut, wenn das Auge der Bewunderung mit Wohlgefallen auf einem ruht; aber es irren die Menschen, welche meinen, ihr eigentlicher Werth läge eben nur im Aeußeren und in dem Maße, als sie mit demselben Bewunderung und Entzücken hervorrufen. Zu der Formenschönheit — soll nicht nur Auge, sondern auch Herz erquicken — muß sich ein ihr entsprechender Ausdruck auf die Züge legen, welcher der Abglanz der Seele ist.

„Der wahren Schönheit bildende Schöpferin
Ist nur die Seele, läßt sie den Wiederstrahl
Von ihrem innern heilgen Leben
Hell auf das spiegelnde Antlitz leuchten."

Wahr bleibt es immer, die Schönheit ist ein Empfehlungsbrief durch die Welt, aber ein solcher, der mit blasser Tinte geschrieben, den die Zeit verbleichen macht; sie wird selten Begleiterin durchs ganze Leben. Die rasch eilende Zeit, Lebenssorgen und kräfteraubende Krankheiten sind ihre Feinde; nach einem kurzen Lenz der Blüthe flieht sie den Leib, den sie geschmückt, und wehe Dem, dessen Werth einzig nur in ihr bestand!

„Schönheit ist ein mißlich Geschenk, sie machet den Liebling
Eitel, und wenn sie entflieht, läßt sie ihn traurig zurück."

Sie ist nur dann echt und dauernd, sie fesselt nur dann unwiderstehlich, wenn sich Anmuth und herzentspringende und

herzgewinnende Freundlichkeit mit ihr verbindet; ja dann ist sie geborne Siegerin, und alle Seelen sind ihr hold! „Die Schönheit" — meint der Dichter des Laienbreviers — „ist nur eine Gabe der Natur, nur eine Gabe an das Weib, das Weib selbst ist das Wesen, das sie empfängt. Wie aber das Weib ist, so empfängt sie und trägt sie die göttliche Gabe. Ja wie sie ist, so wird und so scheint auch zuletzt ihre Schönheit."

Gar oft werden die Frauen durch den betäubenden Weihrauch der Schmeichelei der Klarheit ihres eigenen Blickes beraubt. Eitelkeit und Gefallsucht liegen leider in dem weiblichen Naturell, bald regen sie sich in der Seele der Bewunderten; fortgesetzte Huldigung machen sie immer beifallsdurstiger und zugleich oberflächlicher. Wo sie nicht gefeiert und umschwärmt wird, wo sie nicht Augen- und Mittelpunkt ihrer Umgebung ist, fühlt sie sich unbehaglich und gleichsam verletzt, sie wird verstimmt und anmaßend, stolz und selbstüberhebend, ja wie oft finden wir solchen Schönheiten gegenüber die Worte bestätigt: „Sehnsucht nach Huldigung und Auszeichnung erkaltet das Herz."

Nur selten begegnet man heutzutage einer unbewußten Schönheit; der schmeichlerische Spiegel und zahlreiche Anbeter rauben nur zu schnell den schönsten Zauber des Unbewußten. Und wer widerspräche dem Dichterwort:

„Die Schönheit ist am liebenswürdigsten,
Wenn sie nicht weiß, wie sehr sie uns erfreut!"

Schönheit verläßt sich meist auf sich selbst, mit der Häßlichkeit hingegen verbindet sich gewöhnlich der Trieb, die äußeren Mängel durch inneren Werth gewissermaßen auszugleichen, und den anfänglich Abgestoßenen durch freundliches Wesen wieder auszusöhnen. Die Wirkung des Häßlichen wird auch in der That durch Beigesellung moralischer Begriffe erhöht oder gemildert. Dasjenige weibliche Wesen, dessen körperliche Unschönheit die Veranlassung zu Seelenschönheit geworden,

wird durch seine echte Weiblichkeit bei jedem edeln Menschen sich solche Gesichtspunkte zu erschaffen vermögen, von denen aus betrachtet auch die Häßlichkeit anziehen kann. Gute Menschen sehen niemals unliebenswürdig aus; wie immer die Gesichter sein mögen, ein freundlicher Ausdruck versöhnt Alles; sind sie noch dazu heiter, so wird sie Niemand weniger lieben, weil sie der Schönheit entbehren. Wie oft begegnet's uns, daß wir da, wo wir anfangs uns abgestoßen fühlten, bei näherer Bekanntschaft eingenommen und angemuthet waren, und umgekehrt, wo ein erster Blick Gefallen erweckte, wir bei näherer Bekanntschaft erkältend berührt wurden. Mir fällt dabei ein Wortspiel Saphirs ein, der dringend verlangte, einer ihm gegenübersitzenden Dame vorgestellt zu werden. Sein Wunsch ward ihm gewährt. Auf das Befragen, wie ihm die gefeierte Schönheit gefallen, antwortete er: „Als ich sie angesprochen, hat sie mich nicht mehr angesprochen."

„Eine Frau, die häßlich und sehr gut ist,
Ist immer ein heilig gesprochenes Wesen."

Anmuth.

Es gibt einen gewissen, schwer zu definirenden äußeren Liebreiz der Jungfrau, der ihr besonders eigenthümlich ist, und der wie durch Wunderkraft mächtiger wirkt als Schönheit, Geist und Beredsamkeit: es ist die jungfräuliche Anmuth, die weibliche Grazie. Sie vermag nicht allein die Schönheit bedeutend zu erhöhen, sie kann selbst die Häßlichkeit mildern und verklären, weil sie sich als den Ausdruck der schönen Seele darstellt. Wenn Schönheit eine Naturgabe ist, so ist Anmuth mehr persönliches Verdienst, denn durch sie offenbart sich tiefe Sittlichkeit.

„Das Schöne bleibt sich selber selig,
Die Anmuth macht unwiderstehlich."

Anmuth verwelkt nicht, wie die Schönheit, wenn sie eine seelenlose ist, sie begleitet durch alle Stadien des Erdendaseins, sie hat Leben in sich und verjüngt sich unaufhörlich, sie schmückt selbst noch das Greisenalter, ihre Reize überwinden Zeit und Verfall der Formen. Die anmuthigen Frauen sind's, von welchen Schiller sagt:

„Und in der Grazie züchtigem Schleier,
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand."

Schönheit wird nur bewundert, Anmuth geliebt; und je unbewußter sich diese aus der Seele und dem Herzen heraus auf das Antlitz und in all das Gebahren der Jungfrau legt, desto wohlthuender, anziehender und fesselnder wirkt sie. Die Anmuth ist ohne Absicht: wer anmuthig sein *will*, der wird leicht kokett. Unser Inneres, es sei gut oder schlecht, wird sich in unsrem Aeußeren offenbaren; innere Güte aber ist meistentheils mit äußerer Anmuth gepaart. Und wem ein ungünstig Geschick Schönheit versagte, der sollte darauf bedacht sein, diese durch Gehalt des Geistes, sowie durch Vertiefung des Gemüths zu ersetzen. Nicht klassische Form, keine augenblickliche Erregung oder Bewegung ruft Anmuth hervor, sie ist allein das Resultat der sieben weiblichen Haupttugenden: Unschuld, Herzensgüte, Frömmigkeit, Natürlichkeit, Sanftmuth, Heiterkeit und Sittsamkeit, die sich wie die sieben Regenbogenfarben in dem Prisma des jungfräulichen Antlitzes treffen, um ihm den unwiderstehlichen und unvergänglichen Zauber zu verleihen.

Anmuth spricht sich in Rede, der Stimme, den Bewegungen der Hände und Arme, in jeder Geberde, im Aufschlag des Auges, im Gange und Gruße aus; anmuthig kannst du geben, anmuthig danken, anmuthig dich schriftlich ausdrücken, mit *einem* Wort, du kannst überall Sympathie erwecken, wenn — „die Grazien nicht ausgeblieben sind."

Anerkennung.

Frida war ein unansehnliches Mädchen. Man beachtete sie im Hause kaum. Es hieß: „Geh aus dem Wege. Komm nicht hierher; wie du nur aussiehst, Frida," bis das arme Kind fast glaubte, es habe das Kainszeichen an der Stirn. Frida hatte Brüder und Schwestern, aber diese waren blond und schön, unartig, dreist und schlau; wünschten sie einen Lieblingsplan auszuführen, so konnten sie die Arme um den Hals der Eltern schlingen, ihnen schmeicheln und nach davongetragenem Siege über ihre jugendliche Klugheit lachen. Sie gingen nicht leer aus, wie die arme Frida. Die Letztere verschloß alle Erlebnisse in ihrem kleinen kummervollen Herzen, und als sie Unart und List, wenn sie nur nicht entdeckt wurde, besser belohnt sah, als Aufrichtigkeit, stiegen leise Zweifel in ihr auf, ob die Bibel, aus welcher der Vater so viel vorlas, die volle Wahrheit sei, während Joseph's „Rock von mancherlei Farben" immer vor ihren thränenvollen Augen schimmerte. Ihre süßen kindlichen Regungen waren zurückgeschreckt und vernichtet; wo die schönen Blumen der Liebe und des Vertrauens sprossen sollten, faßte das Unkraut des Mißtrauens und Argwohns bittere Wurzel.

Sie nahm keinen Theil an der Unterhaltung im häuslichen Kreise. „Sie ist dumm," sagte man von ihr; sie hörte es so oft, daß sie es zuletzt selbst glaubte. Zuweilen besuchten geistvolle Leute ihre Familie; bei solcher Gelegenheit saß Frida lauschend in einer Ecke, bis ihre großen dunklen Augen glühten und brannten, wie feurige Kohlen. Aber es gab einen Ort, wo Niemand Frida's freien Willen störte, eine kleine einsame Kammer auf dem Speicher des Hauses, welche sie in ihrer

eigenen wilden Weise hergerichtet hatte, und wohin der Tadel und die Anmaßung sie nicht verfolgten. Ihr solltet sie hier gesehen haben, wie ihr kleines heißes Herz durch die Vernachlässigung fast gebrochen wurde, wie sie an allen ihren Kräften zweifelte und leidenschaftliche Thränen vergoß, weil sie „so dumm, häßlich und unangenehm" sei, daß Niemand sie lieb haben konnte. Deßhalb schloß sie Freundschaft mit den himmlischen Sternen, den eilenden Wolken, mit dem herrlichen Regenbogen und dem silbernen Mondstrahl. Hätte eines Künstlers Auge ihr begeistertes Gesicht in dem schmalen Fenster gesehen, sie wäre für eine italienische Improvisatorin gehalten worden. Da fielen die Fesseln; die Seele war frei, und ihre Stärke spiegelte sich auf dem Antlitz. In den Familienkreis zurückgekehrt, war sie wieder „unsere Frida."

„Dieses junge Mädchen ist von ihrer übrigen Familie sehr verschieden, Herr Lee," sagte eine ältere unverheirathete Dame, welche auf ein paar Tage zum Besuch kam.

„Ja, ja," antwortete der alte Mann, „sie gleicht wenig einer Lee, sie ist einfältig. Ein seltsames, unberechenbares Kind, liebt das Alleinsein mehr als irgend eine Gesellschaft und fragt gar nichts nach dem Putz, welchen andere Mädchen ersehnen. Manchmal dachte ich, sie gehöre zu anderem Volk und sei uns in der Wiege vertauscht."

„Womit beschäftigt sie sich?" fragte Miß Tabetha.

„Ich weiß es wirklich nicht. Meine Frau sagt, sie habe eine kleine Bodenkammer, und dort betrachte sie die Sterne. Wunderlich Kind, diese Frida, stockstumm." Herr Lee nahm seine Zeitung und setzte seine Füße an den Kamin.

Miß Tabetha war bestürzt. Sie besaß als alte Jungfer ein ungewöhnlich warmes Herz. Obwohl sie niemals Kinder gepflegt, hegte sie den Wunsch es zu thun — um es voll Liebe zu thun. Sie nahm sich vor, „unsere Frida" näher kennen zu lernen. Es klopfte an Frida's kleine Thür — wer auf der Welt könnte das sein? Hoffentlich sollte sie hier nicht vertrieben

werden? Mit ängstlichem Blick öffnete sie die Thür. Miß Tabetha trat ein.

„Zürnst du, weil ich zu dir komme, mein Kind? Du siehst mich hier nicht gern."

„Nein, nein," sagte Frida und strich eine dunkle Haarmasse zurück, „es ist nur so sonderbar, daß Sie kommen. Bis jetzt wollte mich noch Niemand besuchen."

„Und warum nicht, Frida?"

„Ich weiß nichts anderes," sagte sie mit rührender Sanftmuth und Einfalt, „als daß es daher kommt, weil ich dumm, häßlich und unangenehm bin."

„Wer sagte dir das, Frida?"

„Unten sagen es Alle," antwortete sie, „und es ist mir auch gleichgültig, nur, nur," — und die Thränen rollten über ihre Wangen — „ist es schrecklich zu empfinden, daß mich Niemand lieben kann."

„Hm," sagte Miß Tabetha, „Frida, komm her, siehst du nicht in den Spiegel?"

„Seit langer Zeit nicht," erwiderte das junge Mädchen, sich scheu zurückziehend.

„Komm, sieh' in diesen kleinen Spiegel; siehst du deine großen dunklen, strahlenden Augen? Siehst du dieses volle rabenschwarze Haar? Es ist vernachlässigt, aber eine geschickte Hand könnte es sehr schön ordnen. Deiner schlanken Gestalt könnte eine gute Haltung und etwas Sorgfalt die Grazie verleihen. Verstand liegt auf deiner Stirn, Seele in deinen Augen, deine Stimme hat einen herzgewinnenden Ton. Frida, du gleichst einem ungeschliffenen Edelstein. Du bist nicht ‚häßlich,' aber hör' mich an. Es ist jedes Mädchens Aufgabe, liebenswürdig und anziehend zu sein; du hast dich selbst vernachlässigt, mein armes Kind. Ich sage das nicht, um dich eitel zu machen, sondern um dich zum Selbstvertrauen zu ermuthigen. Aber was hast du hier?" fragte sie, als eine große Schreibmappe zu ihren Füßen fiel.

„O, Miß Tabetha, bitte, lesen Sie das nicht. Es sind nur Schreibereien, die ich schrieb, wenn ich mich elend fühlte."

„Erlaube mir die Mappe; deine Schreibereien möchte ich gerade gern lesen," und Miß Tabetha las Blatt auf Blatt, während Frida wie eine Verbrecherin vor ihr stand. Als sie Alles gelesen, sagte sie nachdenkend: „Frida, weißt du, daß du ein Genie bist?"

„Ein — was, Miß Tabetha?"

„Ein Genie, du köstliche kleine Einfalt! Du wirst schnell genug erfahren, was das ist. O, und ich habe es zuerst entdeckt!" Sie nahm das erstaunte Kind in ihre Arme, küßte es, so daß Frida dachte, ein Genie müßte das entzückendste Ding auf der Welt sein, weil es so viel Liebe mit sich bringe.

„Frida, kennt Jemand diese Blätter?" fragte Tabetha, sie wieder zusammenlegend.

Frida schüttelte den Kopf.

„Um so besser. Dumm, häßlich, unangenehm! — Hm, weißt du, daß ich dich entführe?" sagte die kleine alte Jungfer. „Wir werden sehen, was folgt, Miß Frida."

Fünf Jahre vergingen. Ein neues Leben eröffnete sich für Frida. Sie war eine große graziöse Jungfrau geworden. Ihr Gang schwebte sylphidenhaft. Ihr Gesicht war nicht regelmäßig schön, doch wer wollte den wechselnden Ausdruck kritisiren? Niemand analysirt den Liebreiz.

In der Familie Lee wurde sie fast vergessen. Manchmal wunderten sie sich, daß Miß Tabetha ihrer nicht überdrüssig werde. Diese aber dachte, du mußt sie ihnen zeigen. Grenzenlos war ihre Verwunderung, als Miß Tabetha „unsere Frida" einführte. „Das war nicht vorauszusehen. Sie war wirklich beinah hübsch." Doch zeigten sie denselben Mangel an Herzlichkeit in ihrem Benehmen gegen sie, und die gute alte Jungfer konnte sich kaum beherrschen, aber sie hatte wichtige Gründe noch ruhig zu bleiben.

„Apropos, Miß Tabetha," sagte Mr. Lee einst, „da Sie ein Blaustrumpf sind, können Sie mir vielleicht etwas über die Verfasserin dieser reizenden Gedichte sagen; das kleine Bändchen setzt die ganze literarische Welt in Erstaunen. Ich gehe nicht oft auf Stelzen, aber ich möchte etwas darum geben, diese Dichterin zu sehen."

Miß Tabetha's Zeit war gekommen. Ihre Augen blitzten neckisch. Sie überreichte ihm ein Bändchen und sagte: „Hier ist ein Exemplar, die Dichterin selbst beauftragte mich, es Ihnen zu geben."

Mr. Lee putzte seine Brille, setzte sie auf die Nase und las auf dem ersten Blatt: „Meinem theuren Vater Jacob Lee. Von seiner liebenden Tochter, der Verfasserin." Mr. Lee sprang von seinem Stuhl, faßte beide Hände seiner Tochter und rief: „Frida Lee, ich bin stolz auf dich!" Thränen traten in ihre schönen Augen, als sie leise sagte: „O nicht das! lieber Vater, drücke mich einmal an dein Herz und sprich: Frida, ich habe dich lieb."

Ihr Kopf sank auf seine Schulter. Der alte Mann las endlich in dem Herzen seiner Tochter; er erkannte das ganze Unglück ihrer Kindheit, und indem er sie auf Stirn, Wange und Mund küßte, sagte er mit erschütterter Stimme: „Vergib deinem alten Vater, Frida."

Ihre Hand legte sich auf seine Lippen, während Lächeln und Thränen über ihr Gesicht zogen, wie Sonnenschein und Wolken über einen Aprilhimmel.

Was gilt einer Frau der Ruhm? Er gleicht den Aepfeln des todten Meeres, schön ist ihr Anblick, eine Berührung macht sie zu Asche. Aus den Tiefen des unbefriedigten Herzens kommt eine Stimme, welche nimmer schweigen will: „Nehmt Alles zurück, gebt mir nur die Liebe!"

Eitelkeit.

„Was meinen Sie, Herr Doctor? Es ist der Herzenswunsch meiner Tochter, den Neujahrsball mitzumachen, und man darf ihr jetzt nicht widersprechen — das arme Ding!" — Der alte grobe Arzt biß sich ungeduldig auf die Lippen, stieß mit seinem Stock auf den Hausflur und antwortete: „Ich meine, daß es vollkommene Thorheit wäre, wenn sie einen Ball besuchen würde. Für die Folgen möchte ich nicht verantwortlich sein."

„O mein lieber Herr, sie hatte ja ein Dutzend Anfälle, gerade so schlimm wie jetzt und —"

„Und das ist gerade der Grund, weßhalb sie jetzt vorsichtiger sein sollte, Madame. Guten Morgen, guten Morgen! Gott bewahre mich vor solchen Müttern!" murmelte er, nachdem sich die Thür hinter ihm geschlossen. „Sie wird das Mädchen umbringen, und dann wird mir ihr Tod zur Last gelegt. Es wäre eine Erquickung, gelegentlich einer gefühlvollen Frau zu begegnen."

Elise saß von den Kissen gestützt im Bett, als ihre Mutter eintrat. Wenn Jugend, Anmuth und Schönheit den Tod verscheuchen und sein Ziel verrücken könnten, er hätte sie schonen müssen. Ihr Haupt war marmorbleich und ruhte müde auf der kleinen Hand, ihre Augen waren schläfrig geschlossen, und aus ihrer anderen Hand fielen einige auserlesene Blumen auf die schneeweiße Decke.

Ach, du bist's, Mama! Hoffentlich hast du den dummen Doctor veranlaßt, mir Stärkungsmittel zu geben. Ich fühle solche tödtliche Schwäche, vermuthlich weil ich nichts gegessen habe. Bitte, sieh, was du mir geben kannst. Dr. Wyne hat doch nichts gegen meinen Ballbesuch? Denn ich

werde zum Ball gehen, todt oder lebendig. Mama, während mein Frühstück bereitet wird, bring mir mein Kleid, laß mich sehen, ob Jeannette die Garnituren schön angebracht hat, und ob die Ruche um die Bänder meiner Handschuhe gesetzt ist. Bitte, Mama, schicke zu Tom Auster wegen des Perlenzweiges, den ich für mein Haar aussuchte, und bitte, gib mir den Spiegel, ich fürchte, ich sehe schrecklich blaß aus."

„Jetzt nicht," sagte die erschrockene Mutter, „du bist zu müde. Warte, bis du eine Erfrischung genommen hast."

Die blasse Schönheit sank in ihre Kissen zurück und schloß müde ihre Augen, zum Hohn ihres Entschlusses, wohlauf zu sein. Die Hausthürglocke erklang. Eine Gluth flammte über ihre Wangen.

„Das ist Vivian, Mama. Sag' ihm," und ein empfindlicher Kopfschmerz ließ ihre Rede stocken, „sag' ihm, es gehe mir besser, er möge mich morgen Abend um zehn Uhr abholen, und Mama, gib ihm dies."

Sie nahm ein Billet unter ihrem Kopfkissen hervor, parfümirtes Papier, welches eine Rosenknospe umschloß.

„Zieh' den Vorhang weg, Jeannette. O, wir werden schönes Wetter haben. Mama, die Medicin thut wirklich Wunder. Ich fühlte mich nie wohler. Gott weiß, wo ich wäre, hättest du nicht einen besseren Rathgeber als den Dr. Wyne gerufen. Er wünschte, ich sollte ein Jahr lang seine Patientin sein, aber ich weiß besseres zu thun, als in solcher Weise seine Taschen zu füllen."

Sie hüpfte fröhlich durch die Stube, setzte sich in einen großen Fauteuil und rief Jeanette zum Frisiren.

„Sachte, sachte, Jeanette! Mein Kopf ist noch angegriffen. So ist's recht," sagte Elise, als die geschickte Französin die Flechte kunstvoll um den schöngeformten Kopf schlang.

„Lege den Perlenzweig noch ein wenig links, gerade über mein Ohr. Das ist hübsch, nicht wahr, Mama? Hier,

Jeanette," und sie streckte den kleinen Fuß gegen den seidenen Strumpf und Atlasschuh aus.

„Ruhe jetzt einen Augenblick, Elise," sagte die Mutter, sie erblickte furchtsam den dunkelrothen Fleck auf ihren Wangen, einen seltsamen Contrast zu der marmorblassen Stirn. „Ich fürchte du hältst dich für stärker als du bist."

„Mama, was denkst du? Sieh mich an, wie gut ich aussehe! Uebrigens ginge ich heute Abend zum Ball, und wenn es mein Leben kostete. Mabel hat einmal über mich triumphirt, sie soll es nicht zum zweiten Male. Aber hier ist wirklich keine Gefahr, ich fühle mich neubelebt und verspreche mir einen brillanten Abend."

Sie befestigte die Perlenpendants in ihren Ohren. Das lichte Kleid floß in weichen Falten um ihre schlanke Gestalt, ihre schönen Arme umschloß *sein* Geschenk, sie nahm das prächtige Bouquet, jede der Blumen flüsterte die Hoffnung auf Glück in ihr junges Herz. Mit bezauberndem Lächeln sagte sie: „Küsse mich, Mama, und sage, daß du auf deine Elise stolz bist."

Jeanette legte geschäftig den kostbaren weißen Mantel um ihre Schultern, und nach vielen Bitten der Mama, „sich vor jedem Getränk in Acht zu nehmen, nur wenig Eis zu essen, und sich nicht durch das Tanzen zu ermüden," rollte der Wagen mit seiner lieblichen Bürde davon.

„Elise de Vaux ist hier," sagte ein großes, königlich einherschreitendes Fräulein im schwarzen Sammetkleide, schlecht verhehlter Aerger spielte um ihren hübschen Mund, „ich dachte, sie sei dem Tode nah."

Elise schwebte graziös im Tanze vorbei, jedes Auge folgte ihr, jede Zunge wurde beredt zu ihrem Lobe. Mabel's Wange erbleichte im Zorn.

„Wie blendend! Die Krankheit hat ihre Schönheit nur erhöht — und wie stolz Vivian mit ihr tanzt. Jeder ihrer

Schritte zertritt mein Herz. Es darf nicht, es kann nicht sein. Muth, du verzagendes Herz."

Gewaltsam ihre Gefühle beherrschend, mischte sie sich unter die Tanzenden. Die Erregung zauberte die Rosen auf ihre Wangen, ihre Augen strahlten. Aller Augen waren auf die schönen Rivalinnen gerichtet. Das üppige Aufwogen der Musik, der blendende Lichtglanz, die überwältigende Süßigkeit von Myriaden Blumen und die rasche Bewegung des Tanzes ließen die erregten Sinne schwindeln.

„Um Alles in der Welt! Ist das nicht Elise de Vaux?" sagte ein Neffe des Doctor Wyne. „Welcher Unverstand! Mein Onkel sagte mir, wenn sie hierher käme, sei es um den Preis ihres Lebens. Wie wunderschön sie ist!"

Auf und nieder wogten die Tanzenden, bis die Sterne erbleichten und die Blumen in der heißen Atmosphäre welkten.

„Welch' überirdische Schönheit!" sagt ein alter Herr zu einem jungen Manne, auf dessen Arm er lehnte, als Elise vorüber glitt. „Wer ist sie?"

„Elise de Vaux," antwortete der junge Mann mechanisch, seine Augen waren an ihre Gestalt gefesselt.

„Weißt du, was du sprichst?" sagte der Aeltere, sanft den Arm berührend.

„Ja, Elise de Vaux."

„Wohl, warum siehst du sie unverwandt an? Hat Kupido einen Pfeil aus diesen blauen Augen auf dich gesandt?"

„Barmherziger Gott!" rief der junge Mann vorwärts springend, als ein durchdringender Schrei sein Ohr traf. „Macht Platz! Helft! Oeffnet die Fenster!"

Elise wurde, nach Athem ringend, besinnungslos an die kalte Nachtluft getragen. Vivian kniete an ihrer Seite, rieb die kleine, mit Juwelen geschmückte Hand, strich das weiche Haar von den Azuradern der Schläfe, forschte nach dem unbewegten Puls, lauschte dem Herzschlag — vergeblich! Elise war todt.

In den Armen des Mannes, für welchen sie ihr junges Leben weggeworfen hatte, wurde sie nach Hause getragen. Die Diamanten strahlten spöttisch an den Fingern, welche kalt wie die Erde. Die Perlen schimmerten noch in den seidenen Locken. Die ebenmäßigen Glieder ruhten noch feenhaft im schönen Gewande. Das Herz, welches Elise begehrte, war gewonnen, der theuer erkaufte Sieg errungen.

Freundschaft.

Wahre innige Freundschaft ist die auf Uebereinstimmung von Geist und Gemüth gegründete Zuneigung zweier Seelen, aus der ein beglückendes Doppelleben hervorgeht. Wer allein und ohne Freund dahinlebt, für den ist das Leben todt und kalt, der geht einsam wie ein Fremdling über die Erde, dem lacht keine wahre Freude, kein vollkommenes Glück. Theilnahme, die liebebedürftigen Menschen so wohl thut, sucht er umsonst; Niemand achtet auf seinen Schmerz, Niemand theilt seine Lust. Und doch ist der Mensch Alles, was er ist, erst durch, mit und für Andere, erst mit den Gefährten seines Lebens; mit seinen Freunden genießt er doppelt, was er denkt und wirkt und besitzt.

„Ueber alle Güter geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt."

Grundbedingung aber der wahren Freundschaft muß möglichste Gleichheit der Grundsätze und Gesinnungen, der Gemüthsanlagen, Ansichten und Lebensverhältnisse, des Alters und Standes sein. Auf streng sittlicher Grundlage, auf gegenseitiger Hochachtung, die man vor des Andern Vorzügen hegen kann, muß sie beruhen, soll sie nicht in sich kranken, und

endlich, weil sie keine Nahrung mehr findet, vergehen. In der Jugendzeit, wo das Herz mittheilsamer und offener ist und zu gegenseitigem Gedankenaustausch drängt, der gar wesentlich zur Entwickelung unserer Gemüths- und Charakteranlagen beiträgt, ist es dringendes Bedürfniß für zartfühlende Herzen, sich einem Freunde anzuschließen. Und fürwahr:

„Das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt
Sich zuschließt in den Jahren des Gefühls."

Selten wählen wir in jener glücklichen Unbefangenheit der Jugend mit Bedacht und Vorsicht; der Zug des Herzens ist da der allein bestimmende Grund zu inniger Annäherung.

In späteren Lebensepochen sollen wir dagegen den Freund zwar mit dem Herzen lieben, aber mit dem Verstande wählen; wir sollen den Vertrauten unseres Herzens erst in längerem Umgang geprüft und in mannigfachen Lagen des Lebens beobachtet haben, ehe wir uns ihm mit ganzer Seele hingeben; wir müssen sicher sein, ob auch die vermuthete Wahlverwandtschaft wirklich besteht; denn nicht Alle, die das Antlitz für Freundschaft zeigen, haben das Herz dafür. Wem aber „der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein," der halte, hege und pflege ihn, denn die echte Freundschaft veredelt und fördert, verbindet zu einer moralischen Einheit und verknüpft uns durch sie mit der gesammten Menschheit, durch die Menschheit aber mit Gott. „Wehe dem Menschen," sagt Jean Paul, „der nicht aufrichtig ist gegen ein großes und warm gegen ein warmes Herz, da er schon das Alles sein müßte gegen eines, das nichts von allem diesem wäre!"

Es ist gar herrlich, mit einer verwandten Seele seine Hoffnungen und Wünsche zu beleuchten und sich über die Führungen des Lebens Meinung und Rath zu erholen; ist es doch, als würde unser Blick klarer, unser Urtheil schärfer über Alles von dem Augenblick an, wo unsere Gedanken aus dem verborgenen Herzen empor auf die Lippe stiegen und an das Herz

des Freundes klangen. „Ohne eine von Gefühlen, Entschlüssen und Gesinnungen reiche und dabei zarte, feingebildete Seele vernimmt man den Anklang nicht, der aus dem Andern in uns hinübertönt; mit einer solchen aber entdeckt und unterscheidet man in ihm, wie in sich selbst, die leisesten, kaum vernehmbaren Töne."

Aber nur in gegenseitiger Selbstlosigkeit, nicht in Einseitigkeit, soll sich die Freundschaft bewähren; hoffe nur in Dem einen Freund zu finden, der nie in dir einen aufrichtigen und getreuen zu vermissen brauchte. Wer sich darüber beklagt, daß er keine solche Freunde besitze, mag die Schuld in sich selbst suchen. „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten."

Sei dem Freunde gegenüber allezeit liebevoll und dir darin gleichbleibend, also launenlos; laß keine Ader von Falschheit oder Neid in dir pulsiren. Sei uneigennützig; denn Uneigennützigkeit ist die Seele der Freundschaft. Fordere nie mehr von dem Andern, als du selbst leisten würdest, ja fordere nicht einmal so viel, wenn der Freund nicht mit dir gleiches Temperament, gleiches Empfinden hat. Eine lebhafte Gemüthsart macht sich oft von dem Freunde eine gar zu schwärmerische Vorstellung; sie lebt zu sehr in ihren eigenen idealen Empfindungen und beansprucht von ihren Vertrauten eine gleich anhaltende Begeisterung, die bei der Art, wie jener denkt und fühlt, unmöglich ist. So wird dieser oft geneigt, das für Kälte zu halten, was nur Ruhe ist; und das als Gleichgültigkeit anzusehen, was mäßige Besonnenheit war.

Unterdrücke jede Anwandlung von Eifersucht in dir, überhaupt alle Ansprüche auf ungetheilten Besitz deiner Freunde; du quälst dich und sie durch solch überspannte Gefühle. Auch sei aufrichtig, wenn du Fehler an ihnen bemerkst, aber schonend und nachsichtig im Tadel, dagegen anerkennend für ihre guten Eigenschaften, wenngleich nicht übertrieben in Lob- und Beifallspenden, damit du nicht in Schmeichelei verfällst. Bedinge

dir gleiche Freimüthigkeit aus: Geben und Nehmen muß auf Gegenseitigkeit beruhen.

„Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben,
Willst du ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben."

Verbanne kindliches Gekränktsein, Uebelnehmen und Nachtragen. In Fällen von Zerwürfnissen aber sprich dich lieber offen aus, damit auch nicht die leiseste Spur von Groll in dir zurückbleibe. Ist es schon schwer den Schatz der Freundschaft zu erlangen, so kostet es noch mehr, ihn zu erhalten!

Ebenso wie ängstliche Zurückhaltung Freundschaft verletzt, so tödtet sie geradezu schleichendes Mißtrauen und Argwohn, und die Gemeinsamkeit ist aufgelöst, die sich nie hätte zusammenfinden sollen. „Das Herz, einmal von Argwohn vergiftet, hat keinen Raum mehr für Liebe; er fährt mit kalter Hand zerstörend, wie der erste Nachtfrost über die Blätter der zarten Blüthen des Herzens. Was er geknickt, hebt sich nie in seinem völligen Farbenschmelz wieder empor."

Meist sind es nur unglückselige Mißverständnisse, die durch anscheinende Kälte, Zurückhaltung und Versäumung, oder durch unwillkommene Zwischenträgereien die Blüthe der Freundschaft verletzen. Mangel an offenherzigem Vertrauen, übel angebrachter Stolz und unbeugsamer Trotz zerstören dann ein ganzes schönes Lebensglück! Rechne und wäge nicht ängstlich und engherzig ab zwischen Gewähren und Empfangen, grüble nicht, wer Grund zur Beleidigung gegeben, eile zur Aussöhnung, ehe die Erkaltung im Herzen Raum gewinnt, ehe die Zeit eine weite Kluft zwischen euer Miteinander reißt. Und warst du auch tief gekränkt, reiche in aller Liebe die Hand zu erneutem und festerem Freundschaftsbunde!

„Um Guts zu thun, brauchts keiner Ueberlegung;
Der Zweifel ists, der Gutes böse macht,
Bedenke nicht! — Gewähre wie du's fühlst!"

Hast du einmal einen wahren Freund gefunden, so halte ihn mit ganzer Seele fest; einen zweiten treu, wie dieser, in allen Wechselfällen des Lebens, findest du so leicht nicht wieder,

namentlich wenn die Tage der ersten Jugend vorüber und das leichthingebende Herz mehr von dem prüfenden Verstande zurückgehalten wird. Zerrissene Freundschaft ist zerrissenes Leben! Ist es doch, als ob mit der Trennung von ihr sich von deinem Leben ein Stück loslöste, wenn der Freund dahingeht mit deinem andern Ich, mit den Erinnerungen an eure glücklichen, oder — was die Herzen noch inniger verkettet — an eure trüben Lebensstunden, wenn er von dir scheidet mit deinem Vertrauen, das in seiner Brust manch' theures Geheimniß niederlegte! Seufzend denkst du dann wohl manchmal:

„Es bleibt mein schönstes Glück die Jugend,
Und meiner Jugend Glück warst du!"

Verzeihe deinem Freund, wie du selbst Verzeihung begehren würdest, ergreife warm und eifrig seine Partei, wenn er etwa verkannt, geschmäht und verurtheilt werden sollte; gedenke jener Zeit, wo du dich seiner Vorzüge und seiner vollen Liebenswürdigkeit freuen durftest; verbanne Mißtrauen und Zweifel, traue wenigstens nicht fremden Augen, fremden Berichten, sondern prüfe und untersuche selbst; sei versöhnlich und glaube fest so lange, bis sichere Gegenbeweise vorliegen. Hat der Freund in Wahrheit seine Herzenspflichten gegen dich vergessen, so trage die schmerzliche Erfahrung still und mit edlem Schweigen; der jetzige Treubruch berechtigt dich nicht, über das frühere Bündniß, das einst euch beglückte, den Stab zu brechen. „Nur eine vollendete, edle Seele vermag es, den geprüften Freund nicht mehr zu prüfen, — zu glauben, wenn die Feinde des Freundes leugnen,—zu erröthen, wie über einen unreinen Gedanken, wenn ein stummer, verfliegender Argwohn das holde Bild befleckt, und wenn endlich die Zweifel nicht mehr zu bezwingen sind, sie noch lange aus den Handlungen fortzuweisen und lieber in eine Unvorsichtigkeit zu fallen, als in die schwere Sünde gegen den edlen Geist im Menschen."

Selbstsucht.

Der Selbstsüchtige ist rücksichtslos, kalt und streng und verschließt sich gegen Anderer Herzen mit ängstlicher Scheu, weil er fürchtet, an sich beeinträchtigt zu werden. Mit einer gewissen Gleichgültigkeit setzt sich der Egoist selbstentschuldigend über alle Rücksichten hinweg, indem er sagt: Ihr müßt mich nehmen, wie ich bin; ich kann mich nicht anders machen! Er gleicht einem Strudel, der nur Alles um sich selbst herum dreht und Alles in sich selbst verschlingt. Selbst liebeleer werden sich ihm bald auch andere Herzen verschließen, so daß er endlich arm an Liebe und Freundschaft ein freudeloses Dasein führt. Wenn er doch bedächte, daß auch er in Beziehung zum großen Ganzen steht, und welch hohe reine Befriedigung ihm aus dem Wirken für Andre erwächst, wenn er nie vergäße, daß man in gleichem Maße, als man empfängt, auch geben soll.

„Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben ist Genuß!"

Eine jugendliche Seele sollte nie in die Untugend der Selbstsucht verfallen, weil Selbstvergessen, Aufopfern und Hingeben, Aufgehen mit dem ganzen Wesen in dienender Liebe ihr vermöge ihres hohen Berufes und ihrer abhängigen Stellung von Gott geboten sind und ihrem liebenden Gemüthe ganz zu eigen sein müssen.

Das Herz, von echter Güte durchdrungen, fühlt, wenn und wo sich Gelegenheit bietet, Gutes zu wirken und thatkräftig einzugreifen. Kann man auch seinem Nebenmenschen

nicht immer große Dienste leisten oder bedeutende Opfer bringen, so gibt es doch kaum einen Tag, an welchem man nicht an seinem Glück thätig sein könnte, wäre es auch nur, indem man seiner Umgebung das Leben leicht und angenehm zu machen sucht. Das Gute, was man zum Vortheil Anderer thut, fließt tausendfältig zu uns zurück! Jeder soll sich als Glied und Theilnehmer einer großen Familie fühlen und sich zu gemeinnützigen Werken der Liebe geneigt zeigen. Und je mehr Jemand Wissen und Können besitzt, desto mehr Mittel stehen ihm zu Gebote, sich nützlich zu machen. Die Familie, die Gemeinde, das Vaterland erfordert eine uneigennützige Hingabe der Zeit und der Kräfte; nach allen Seiten hin sollen wir den zweckmäßigsten Beistand gewähren.

„Wenn Andre Vieles um den Einen thun,
So ist's auch billig, daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was den Andern nützt."

Wer sich in dieses Streben ganz hineinlebt, hat die tiefere Bedeutung des Lebens gefunden und in ihr zugleich die einzige Möglichkeit, das echte und dauernde Glück zu gewinnen.

„Der Mensch ist dir, was du dem Menschen bist;
Um Liebe gibt er Liebe dir zurück.
Der nützt sich selbst, wer Andern nützlich ist,
Er schöpft sein eignes Glück aus Andrer Glück."

Wie du aber auch wirken magst zum Segen deiner Umgebung, wie gewissenhaft du deinen Pflichten nachkommst und deine Stellung nach allen Seiten hin ausfüllst, laß nie, auch bei der rückhaltslosesten Anerkennung, die gewisse *Selbstüberschätzung* über dich kommen, mit welcher du dir schmeichelst, unentbehrlich, unersetzlich zu sein, mit der du meinst, wenn du fehltest, stürzte alles Bestehende zusammen! „Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen," sagt Göthe, „wie *entbehrlich* man in der Welt ist. Welch' wichtige Person glauben wir zu sein! Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken. In unsrer Abwesenheit muß,

bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Athem stocken; und die Lücke, die entsteht, wird kaum bemerkt, sie füllt sich so geschwind wieder aus, ja sie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas Besseres, doch für etwas Angenehmeres!"

Schau in dich, erwäge, in wie weit du dir selbst und in wie weit du Andern lebst; wie viel Zeit deinem Ich und wie wenig deinem Nächsten gehört; beobachte deinen Ideenkreis, ob er sich mehr um dich selbst, als um deine Mitmenschen dreht, und strebe auch hierin nach schönster Harmonie und sittlicher Vollendung.

„So lasset denn im Wirken und Gemüth
Das Ich uns mildern, daß das bessre Du
Und Er und Wir und Sie es sanft
Auslöschen, und uns von der bösen Unart
Des harten Ich unmerklich sanft befreien."

Sanftmuth.

Sanftmuth ist eine der lieblichsten Strahlen der Seelenschönheit, und wie mit einem Heiligenschein umfließt sie vor allem das Haupt der Jungfrau; aber nur aus zarten, innigen Empfindungen und Gefühlen geht dieser edle Schmuck hervor, Gefühlen, denen jede Härte und Rauheit, jede Heftigkeit fern ist. Alles Aufbrausende, Laute und Stürmische widerspricht der natürlichen Zartheit und Stille eines jungfräulichen Gemüthes. In Wort und Blick, in jeder Bewegung wird sich eine sanftmüthige Seele offenbaren, und wie sie harmonisch und klar in sich selbst ist, wie sie gern Frieden sucht mit der Welt, so beruhigt sie auch alle leidenschaftlich Erregte und von Heftigkeit Fortgerissene, so entschuldigt sie nachsichtsvoll und verzeiht großmüthig; ja

versöhnend und vermittelnd tritt sie zwischen Entzweiten und feindlich Gesinnten auf. Denn unwillkürlich flößt gelassene Freundlichkeit und milder Ernst Jedem eine weichere Seelenstimmung ein; fürwahr, nur Segen verbreitet sich von dieser Lichtseite des Gemüthes, und wo ein sanfter Geist regiert, ist Friede und Eintracht über Herz und Haus ausgegossen!

Göthe, der wahrer als irgend ein Dichter die weibliche Natur in ihrer edelsten Erscheinung geschildert, ruft aus:

O Frauenmacht! wenn du dich recht verständest
Und nie begehrtest über dich hinaus,
Den Herrscherstab im Geist der Stille fändest:
„Wir wären besser, heil'ger wär das Haus!"

Ein sanftes, mildes Wesen wird auch vom stärkeren Geschlecht gern anerkannt und gewürdigt, denn zwingender und überzeugender und unwiderstehlicher ist sanfter, gemäßigter Sinn, als heftiges Behaupten, eigensinniges Beharren auf vorgefaßter Meinung, entschiedenes Widersprechen und ungeduldiges Eifern und Herrschenwollen durch Kraft und Trotz. Begegnet doch fast immer auffahrendes Wesen Widerspruch, milder Ernst dagegen Wohlwollen und Nachgiebigkeit.

„O, daß sie herrschen, lenken, trotzen wollen,
Wo sie nur schweigen, lieben, dienen sollen!"

Ruhiges, phlegmatisches Temperament jedoch ist noch durchaus keine Sanftmuth; Theilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit des Gemüthes, diese stete Meeresstille der Brust bei Ungewitter, wie bei Sonnenschein, der immergleiche Barometerstand des Gemüthes sind keineswegs lobenswerthe Eigenschaften. Sie wirken, statt beruhigend und versöhnend, oft eher beleidigend und erkältend. Ueberdies ist solche Ruhe, die lediglich aus Trägheit und Lauheit des Herzens hervorgeht, der Jugend unnatürlich und sehr weit entfernt von jenem schönen Gleichmuth, der identisch ist mit Sanftmuth, mit Anmuth und der echten Liebe, von welcher der Dichter sagt:

„Das ist die wahre Liebe, die immer und ewig sich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles versagt."

Wohl ist es wahr, nicht Allen ist Sanftmuth und Geduld angeboren, aber durch Mäßigung und Beharrlichkeit erringt auch wohl endlich der Heftigste den Sieg über seine anstürmenden Leidenschaften, und Nichts trägt dann schöneren Lohn, als eine tägliche Selbstbeherrschung: mit ihr fühlt man die Flügel der Seele wachsen! Versuche diese Selbstveredelung, halte Geberde, Wort und That fest im Zügel der Mäßigung und hüte dich vor Ausbrüchen einer Heftigkeit, die der Würde des Geistes durchaus zuwider sind und zudem Anmuth und Gesundheit arg gefährden.

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet!"

Nicht allein, daß du durch Heftigkeit selten deine Widersacher und Beleidiger überwindest, du schadest dir mehr selbst, als Jenen, denn du gibst deinem Gegner, wenn er kaltblütig bleibt, nur den Triumph, dich zu bedauern und zu bespötteln; er erkennt bald deine Schwäche und sucht mit Besonnenheit Nutzen daraus zu ziehen. Handle deshalb nie in großer Erregtheit, beherrsche dich, bis Ruhe und mit ihr die Kraft des Denkens und Handelns wieder eingetreten ist. „Erwäge jeden Schritt" -- sagt Platen — „den du vor hast, sobald deine Leidenschaften mit im Spiele sind. Wie oft gewinnen die Dinge ein ganz anderes Ansehen, sobald sie bedacht werden." Was du als Beleidigung angesehen, war oft nur Verletzung deiner Eigenliebe, und daß du sie mit Heftigkeit aufgenommen, war allzu große Empfindlichkeit.

Gewöhnlich sind die heftigsten Charaktere zugleich die gutmüthigsten, und haben sie sich ihrer ersten Aufwallung hingegeben und selbst ihre liebsten Freunde mit einer Art von Genugthuung tief verletzt, ja wohl gar gegen Untergebene ihren Zorn ausgelassen, die sich nicht vertheidigen konnten, so fühlen sie desto bitterer ihr Unrecht. Sei deshalb vor Allem auf deiner Hut Menschen gegenüber, von denen du weißt, daß ihre Stellung ihnen verbietet, dir etwas zu erwidern:

„Drücke den Pfeil so schnell nicht ab, der nimmer zurückkehrt;
Glück zu rauben ist leicht, wiederzugeben so schwer!"

Und immer noch leichter und eher zu verschmerzen ist ein mündlich gesprochenes hartes Wort, als das, womit du schriftlich deinem Gegner den Stachel ins Herz drückst. Nie verliere die Herrschaft über dich selbst so weit, daß du deinen Groll und Aerger gewissermaßen Schwarz auf Weiß festhältst, und so dir selbst und der unglückseligen Stunde ein unwürdiges Denkmal setzest. Laß Tage vergehen, ehe du dich entschließest, über eine Angelegenheit zu schreiben, die dich zum Zorn reizte. Die Zeit zeigt Manches aus anderem Gesichtspunkte, mildert die Ansichten und wird auch deinen Zorn in Nachsicht und Versöhnlichkeit umstimmen.

Jean Paul gibt gegen die Gewitterausbrüche der Seele gewissermaßen Blitzableiter, die allseitige Beherzigung verdienen.

„Alle Menschen haben gute Seiten; warum hasse ich wegen einer schlimmen zehn gute? Warum wende ich das Auge von diesen? Denke ich mich an die Stelle des Beleidigers ganz: so wär' ich wie er, und ich würde an mir billigen, was ich jetzt an Andern hasse. Du verdammtest allemal den Zorn, wenn er vorüber war, und sahst das Unrecht ein. Laß dir im Anfang lieber Unrecht thun, als daß du durch eine gerechte Gegenwehr dich in die Hitze bringst. Mäßige die Stimme und die übrigen Verräther des Zorns. Sei stumm, laß die Gährungen sich abstoßen und denke, wenn dir die Besiegung des Zornes unmöglich ist, an etwas Anderes. Der verletzende Mensch, nicht der verletzende Stein ärgert dich: denke dir also jedes Uebel als die Wirkung einer physikalischen Ursache, oder als käme es vom Schöpfer, der diese Verkettung zuließ. Ist es denn etwas Wunderbares, daß es Beleidigungen in der Welt gibt, und sollen unter Millionen Beleidigungen keine auf dich stoßen?"

So strebe denn zu der beglückenden Mitte, die zwischen

Heftigkeit und Exaltation, zwischen Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit zu finden ist, und du wirst in Frieden mit dir selbst und Andern leben, denn: „Wem das sittliche Maß und die mittlere Lage und Stimmung der Seele zu eigen ist, dem ist das glücklichste Loos gefallen!"

Zufriedenheit.

Der Zweck unseres Lebens besteht nicht im Genuß. Wir sollen mit dem, was Gott beschieden, uns begnügen, den Platz, auf welchen uns das Leben gestellt, getreulich und nach Kräften und Fähigkeiten ausfüllen und unsere Pflichten und Neigungen sorgfältig prüfen. Wir sollen unsere Erwartungen mäßigen, alle unbilligen Wünsche unterdrücken und im Glück und Leid uns einen Gleichmuth bewahren, der uns über die wechselvollen Tage emporhält. „Am guten Tag sei guter Dinge, und den bösen nimm auch für gut, denn diesen schafft Gott neben jenem."

Sei zufrieden mit dem Loose und den Verhältnissen, welche dir in der Welt zugetheilt sind; warum sie so und nicht anders, ist nur dem himmlischen Vater bekannt, der da sagt: „Meine Wege sind nicht eure Wege, und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken." Deine Unzufriedenheit ändert auch den Lauf der Dinge nicht, sie trägt nur zur Verschlimmerung bei und ist obendrein Lästerung der höchsten Weisheit. Sei zufrieden, und die Hälfte deines Glückes ist schon erreicht, denn du wirst mit Dankbarkeit das Gegebene genießen. Der Genügsame wünscht wenig, eben darum aber ist er reich und glücklich; wahrlich es ist ein großer Gewinn, „wer gottselig ist und lässet sich genügen!"

„Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig,
Denn die Tage sind kurz und beschränkt der Sterblichen Schicksal."

Will es dich bedünken, daß deine Nebenmenschen mehr Schooßkinder des Glücks, daß ihnen mehr Gedeihen und Segen von Oben gegeben, so bedenke, daß Alles, was dir geworden, aus der weisen und gnädigen Hand Gottes kam, und erkenne, daß du keinerlei Ansprüche auf seine Gaben hast, daß dir sicherlich weit mehr wurden, als du verdienst.

„Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Wie bliebe dir noch Zeit, viel über Weh zu klagen?"

Unzufriedenheit entspringt gewöhnlich aus Neid und Mißgunst, jene Hauptfehler, die mit Ungerechtigkeit auf Anderer Glück und ihre Vorzüge und Begünstigungen blicken. Vor diesen häßlichen Flecken der Seele dich selbst zu schützen, wende den Blick recht ernsthaft auf das, was dir vom Schicksal beschieden. Kam auch nicht Alles nach deinem Wunsch, so ward dir doch Manches zu Theil, was du nicht unterschätzen darfst. Nicht Alles ist Gold, was glänzt, nicht jedes scheinbare Glück beglückt innerlich.

„Der Blick des Neides sieht zu seiner Pein
Nur alles Fremde groß und alles Eigne klein.
Wer immer Anspruch macht auf das, was nicht beschieden
Ihm ward, ist mit der Welt beständig unzufrieden."

Sieh tiefer in die Verhältnisse Derer, die du beneidest, und du wirst gar Vieles erblicken, was deinen Neid verringert. Frage dich, ob du mit dem Beneideten tauschen möchtest; ich wette, du gingst in hundert Fällen auf keinen Tausch ein, kehrtest vielmehr ruhiger in dich zurück, weil du erkennen würdest, daß nichts vollkommen ist auf dieser Welt. Du würdest dich bescheiden lernen, würdest unter, nicht über dich blicken, genügsameren Sinnes werden und jeden ungerechtfertigten Wunsch, der dir die Ruhe raubt, als sündhaftes Begehren erkennen.

Sei nicht nur allein zufrieden mit deinem Schicksal, sondern auch zufrieden und ruhig in dir selbst. Ich meine damit

nicht jene Selbstzufriedenheit, die auf Eitelkeit und Selbstgefälligkeit beruht; ich meine vielmehr jene innere Harmonie zwischen deinen Worten und Handlungen, die jedem Widerspruch und jeder Ueberhebung abhold ist, jenes klare Wesen in deinem Auftreten, das ebenso frei von Selbstüberhebung wie Selbstunterschätzung ist. Stelle dein Licht nicht unter den Scheffel, gebrauche deine Gaben und Talente zu Nutz und Frommen der Deinen. Mache nicht gar zu hohe Anforderungen an dich, freue dich vielmehr auch deiner kleinen Erfolge. Erkenne mit einem Wort deinen Selbstwerth und suche ihn wo und wie du kannst zu vervollkommnen. Handle so, daß du dir keinen Vorwurf zu machen hast, dir keiner Schuld bewußt bist; bewahre dir ein reines Herz und die Erinnerung an rechtschaffene Thaten und beglückende Handlungen!

Möglichst zufrieden und nachsichtig sollst du aber auch sein mit deinen Nebenmenschen. Jemehr man Allen um sich her wohl will, je mehr man Andre zu beglücken strebt, desto mehr des Glücks und der Zufriedenheit kehrt im eignen Herzen ein. Beurtheile deine Umgebung mild und gerecht; kein Mensch ist vollkommen, keiner ohne Fehler, aber auch keiner ohne Lichtseiten. „Gerechtigkeit gegen Alle bedeutet die wahre Liebe zu dem Einen." Sei nicht verstimmt, mürrisch, tadelsüchtig, wo deine Ansprüche nicht ganz erfüllt werden; bewahre dir Geduld, auch wo dir die Menschen nicht genügen; denke lieber über dich selbst und deine Unvollkommenheiten nach, denn:

„Wer sich selber kennt, ist strenge gegen sich selber,
Jedem Menschen gelind und richtet ungern den Bösen."

Zufriedenheit in deinem Kreise zu verbreiten muß dein aufrichtiges Bestreben sein; zwar steht es nicht in unsrer Macht, Jeden zu beglücken, aber wir können verhüten, daß Andere durch uns Ruhe und Freude und Frieden verlieren; und das ist schon ein großer Trost. Was wir aber dem Geringsten

unserer Mitmenschen thun, das haben wir zugleich nicht nur Gott, sondern auch uns selbst gethan; denn das Gute, was wir stiften, strömt immer wieder auf uns zurück! Zufrieden sein, zufrieden machen, sei fortan dein Wahlspruch!

Wahrhaftigkeit.

Treue ist in moralischer Beziehung die unveränderliche Bewährung wohlwollender Gesinnung gegen Andere; sie entspringt einem liebevollen, pflichteifrigen Herzen und ist eine bindende Kraft, die beglückend für den, welcher sie gibt, sowohl als für den, welcher sie empfängt, allezeit wirken muß. Nicht minder ist Wahrhaftigkeit, die der Treue nah verwandt ist, eine zuverlässige Bürgschaft im Verkehr mit unseren Nächsten. Beide Seeleneigenschaften sind dem Edelsten und Besten zugewandt und feindliche Elemente von Trug und Täuschung. Ein Herz, das treu empfindet, ein Charakter, der sich unverbrüchlich an gegebenes Wort gebunden fühlt, ist für jede Tugend befähigt und empfänglich. Treue und Beständigkeit in der Liebe und Freundschaft, das Festhalten von einmal gewonnenen Grundsätzen und Ansichten erweckt Vertrauen bei Denen, zu welchen du in näheren Beziehungen stehst, und gibt dir selbst Festigkeit und Halt. Unzuverlässigkeit dagegen, wetterwendisches, charakterloses Wesen untergräbt das Vertrauen und stört die Behaglichkeit des Umgangs. Man ruht doch so gerne in der Gunst und Liebe der Menschen, man will auf sie rechnen können in guten und bösen Tagen! Wie unerquicklich und peinlich ist ein veränderlicher, flatterhafter Sinn, wie wesentlich hindert er am Schaffen und Fördern der Arbeit!

Willst du die Tugend der Wahrhaftigkeit erlangen, so sei vor allen Dingen wahr gegen dich selbst, machst du auf Treue Anspruch, so sei auch du treu und beständig in Gesinnungen und Gefühlen! Schau in dich und erkenne dich selbst, gib dich keinerlei Selbsttäuschung hin, sei strengste Richterin über deine Gedanken, Worte und Werke, und nur erst wenn du diese stille und ernste Prüfung bestanden, wird über dich die echte Weihe für den Verkehr mit Anderen ausgegossen sein. Du wirst in Lauterkeit des Herzens ihnen begegnen und darfst auf gleiche Gesinnungen Anspruch machen. „Ein Weib, das ein beständiges Gemüth hat, ist wie eine Säule auf den silbernen Stühlen," steht schon in der heiligen Schrift. Das gilt für alle Menschen.

„Wahrheit hat keine Abstufungen; die geringste Abweichung von ihrer Wesenheit beraubt sie ihrer Existenz." Unter den Fehlern, welche auf den Charakter einen durchgreifend nachtheiligen Einfluß ausüben, steht die Lüge, die absichtlich geäußerte Unwahrheit, obenan; ihr zur Seite gehen Verstellung, Heuchelei und Falschheit, nicht weniger Schmeichelei, Großsprecherei und die scheinbar mindergefährlichen aber oft folgeschweren Trabanten: Uebertreibung und Verdrehung, Fehler, die sich meist bei Leuten zeigen, denen eine lebhafte Phantasie zu eigen ist. Wer sich einmal das Verdrehen und Lügen angewöhnt, der wird leicht gewissenlos und sinkt unbemerkt immer tiefer in seiner Moral.

„Weh!
O weh der Lüge, sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend sich zurück
Und trifft den Schützen."

Nicht alles, was wahr ist, brauchst du zu sagen, aber alles, was du sagst, muß wahr sein. Hüte dich vor jeder Verstellung und Heuchelei; sie stehen der Wahrheit und Offenheit

schroff gegenüber und arten in Falschheit und gleißnerisches Wesen aus.

„Erzfeind von allem Heuchelschein — sei jedem Auge, was du bist;
Man muß in Aller Augen sein, was man in Gottes Augen ist."

Sei auch vorsichtig im Versprechen, und bedenke immer, ob du im Stande sein wirst, das Versprochene zu erfüllen. Hast du dich aber einmal zu etwas verpflichtet, so sei Worthalten dir Gewissens- und Ehrensache:

„Gib nicht zu schnell dein Wort, so brauchst du's nicht zu brechen;
Viel besser ist es, mehr zu halten als versprechen."

Bürde Niemand zu große Verbindlichkeiten auf; verlange nicht da unverbrüchliches Schweigen und Worthalten, wo die Unmöglichkeit desselben schon vorauszusehen ist; verclausulire auch gewissermaßen dein Vertrauen nicht:

„Laß Keinen, was er nicht kann halten, dir versprechen;
Was nützt es dir, wenn du ihn zwingst, den Eid zu brechen?"

Bei dieser Gelegenheit sei noch ein Ausspruch Göthe's erwähnt, der uns aufmerksam macht, wie viel wir durch unser Erscheinen, unser Wesen und unsere Naturgaben oft unfreiwilligerweise versprechen und dadurch Andrer Erwartungen erregen, die zu erfüllen wir gewissermaßen moralisch verbunden sind. „Wir rechnen uns zur Schande," sagt er, „ein Versprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gethan haben. O mein Freund! ein guter Mensch verspricht durch seine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, sind unendlich; er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wissen!"

Zu unserer Väter Zeit erzählte man von einem Vater, der drei ungerathene Söhne hatte: einen Dieb, einen Säufer und einen Lügner. Das machte ihm großen Kummer. Er klagte seine Noth einem Edelmann, der nahm die Drei zu sich und sprach bei sich selbst: Wenn man die Katze auf den Käse bindet, so frißt sie ihn nicht. Demgemäß setzte er den Säufer

über seinen Weinkeller und den Dieb über seine Kassen, und richtig wurden beide ihrer alten Gewohnheiten überdrüssig und glücklich wieder zurecht gebracht. Nur der Lügner war zu nichts zu gebrauchen, denn er ging ohne Nutzen, blos des Vergnügens wegen mit lauter Unwahrheiten um, hetzte das Haus durch einander, schädigte seines Herrn guten Namen, wußte aber immer, wenn es darauf ankam, die Schuld auf Andere zu schieben. Da sandte er ihn endlich seinem Vater heim und ließ ihm sagen: „Der Säufer und der Dieb sind mit Gottes Hülfe rechtschaffene Männer geworden, aber an dem Lügner ist Hopfen und Malz verloren, der wird des Teufels Livree bis an sein Ende tragen."

Ich möchte für die Kur, welche der Edelmann mit dem Säufer und dem Dieb anfing, die Verantwortung nicht gerade übernehmen, denn unsere Väter hatten auch ein anderes gutes Sprichwort, das lautete: „Wer den Bock zum Gärtner setzt und Hunden Bratwurst zu hüten gibt, der mag nicht wohl witzig sein." Aber daß es um die Lüge ein verzweifelt böses Laster ist, dem fast nicht beizukommen ist, daß sie sich fester einnistet, als irgend eine andere Unart, und daß sie den Menschen schlechterdings untauglich macht zu einem ehrlichen Beruf — darin hat die eben erzählte Anekdote unserer Alten dennoch Recht. Man kann einen Lügner nirgends brauchen, nicht als Geschäftsmann, nicht als Beamten, nicht an der Kasse und nicht für die Correspondenz, nicht beim Militär und auf keinem Lehrstuhl. Früher wäre einem entschiedenen Lügentalent etwa noch die diplomatische Carriere offen gestanden, zu einer Zeit, da der Franzose Talleyrand das vorhin erwähnte berüchtigte Wort aussprach: „Die Sprache hat die Aufgabe, die Gedanken nicht zu enthüllen, sondern zu verbergen." Dafür hat ihn denn auch der ehrliche Blücher eingeladen, sich gefälligst auf die Brücke von Jena zu setzen, ehe er sie in die Luft sprenge. Aber neuerdings sind auch in diesem Metier die Aussichten für den Lügner schlechter geworden, seitdem die

ungenirteste Offenheit auch in die Diplomatensprache wieder eingeführt ist. Wo dieselbe nicht eingeführt ist, macht es aber den Lügner eben so verachtet und strafbar, ob er nun als König, Präsident, Minister, Richter und Senator, oder als Tagelöhner lügt.

Wohlthätigkeit.

Gott der Herr hat den Reichen neben den Armen gestellt. Gleichheit der Menschen ist ein Traum, mit ihm verträgt sich kein entwickelter Zustand der menschlichen Gesellschaft; aber der, welcher besitzt, muß es als Pflicht und Schuldigkeit empfinden, denen davon mitzutheilen, die Mangel leiden. Die Liebe soll also die Gegensätze des Standes mäßigen, sie soll die Kluft ausfüllen. Niemand kann sich der Armenfrage, und wie sie gelöst werden soll, entziehen, Keiner darf sein Auge und sein Herz davor verschließen. „Arme habt ihr allezeit bei euch," wer wohlthun will, findet stets Gelegenheit, überall Hülfsbedürftige und Hülfesuchende.

In der Art des Wohlthuns aber erkennt man den Werth des Wohlthäters. Nur wenige edle Menschen verstehen auf erfolgreiche und zarte Weise ihre Wohlthaten auszutheilen. „Legt Anmuth in das Geben," ist eine Göthe'sche Mahnung. Herzensgüte, Mitgefühl und allgemeine Menschenliebe mit Uneigennützigkeit gepaart, sollen die Triebfedern des Gebenden sein. Wer gleich gibt, gibt doppelt; wer rechten Herzens hilft, voll warmer Theilnahme, erhöht den Werth seiner Gabe. Sagt doch schon die heilige Schrift: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb."

Bist du mit Reichthum gesegnet, so sei bereitwillig, opferfreudig; laß die rechte Hand nicht wissen, was die linke thut; sei nicht karg, aber auch nicht zu verschwenderisch ohne Bedacht:

mit dem Wohlthun darf nicht Gepränge getrieben und die Eitelkeit der Geber befriedigt werden. Prüfe die Hand des Empfängers, erkundige dich nach seinen Verhältnissen, und ob er deiner Wohlthaten wirklich bedürftig und würdig ist; dann kannst du zumeist nachdrücklicher und eingehender helfen. Das Geben von Almosen an den Thüren wirkt nur gar zu häufig demoralisirend auf die Bettler zurück, namentlich wenn's Kinder sind. Am sichersten wird dein Scherflein Hülfe bringen, wenn du dich bei milden Stiftungen und Wohlthätigkeitsvereinen mit Beiträgen betheiligst. Dort ist die Hülfe mehr organisirt, die Hülfsbedürftigen sind unter gewisse Controle gestellt, und ihre Verhältnisse werden genau geprüft. Der Werth jeder Beisteuer verdoppelt sich durch vernünftig überdachte Vertheilung derselben.

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!"

Stellst du dich persönlich mit deiner Zeit und deinen Kräften zur Verfügung, so erhältst du manchen lehrreichen Einblick in Verhältnisse, von deren Schwere und drückendem Mangel du kaum eine Ahnung haben magst. „Was ist Wohlthätigkeit, die im Geldspenden besteht?" — sagt Berthold Auerbach. — „Eine in die Hand gelegte Kraft, die wiederum von ihr entäußert wird. Wie anders ist es, die eingeborene Kraft selbst einzusetzen, ein Stück Leben hinzugeben zur Linderung der Armuth!"

Die bitterste Noth leiden oft die verschämten Armen, sie sind gewöhnlich sehr hülfsbedürftig und scheuen sich doch ihren Zustand bekannt werden zu lassen. Diese sind es besonders, denen die suchende Liebe christlicher Wohlthäter entgegenkommen muß, indem sie die Beklagenswerthen in ihrer eigenen dürftigen Behausung aufsucht. Mitleid und Zartgefühl gegen von Mißgeschick schwer Heimgesuchte, gegen unverschuldet Herabgekommene, adelt dein Gemüth und macht dich vor Gott und Menschen angenehm. Beschränke dich nicht darauf, nur

Geldunterstützung zu geben; willst du gründlich der Noth steuern, so verschaffe auch, wo irgend möglich, dem Hülfsbedürftigen lohnende Beschäftigung oder Versorgung durch eine passende Stellung. Nur wenige Menschen sind so unglücklich, nicht irgend etwas arbeiten zu können, und du kannst ihnen vielleicht Arbeit verschaffen. Mangel an Arbeit ist der Grund zu vielem Elend; hilfst du von dieser Seite, so gibst du mehr als Geld: du gibst dem Armen das Vertrauen auf sich selbst und seine Kräfte, den Muth dieselben recht zu gebrauchen, wieder zurück.

Hierbei möchte ich dich noch warnen vor dem Geldverleihen; laß dich nur mit größter Vorsicht auf diese Art von Hülfe ein, die in den meisten Fällen übrigens nur eine vorübergehende und doch keine sorgenbefreiende ist. Du würdest für deine Opferwilligkeit wohl oft trübe Erfahrungen machen. „Borgen macht Sorgen," es zerstört sogar Freundschaften und führt häufig zu Entfremdungen. Lieber schenke Demjenigen, der in Geldverlegenheit ist, den zehnten Theil des geforderten Darlehns; du ersparst dir damit manche Täuschung und viel Aergerniß. Ich lasse, zur Bestätigung meiner Behauptung, die indessen auch wohlthuende Ausnahmen in sich schließen kann, Shakespeare für mich sprechen:

„Kein Borger sei und auch Verleiher nicht;
Sich und den Freund verliert das Darlehn oft,
Und Borgen stumpft der Wirthschaft Spitze ab!"

Wir alle machen wohl im Leben die bittere Erfahrung, daß wir das, was wir mit Herzensfreudigkeit für Andere gethan, mit Herzenskälte von diesen erwiedert sehen. Lassen wir uns jedoch dadurch nicht verstimmen, und werden wir nicht lässig im Helfen und gleichgültig oder lieblos gegen bedrängte Bittsteller und Hülfesuchende! Wohl mag es kränken, wenn wir von denen, welche wir mit Rath und That unterstützt, denen wir wirkliche Opfer gebracht haben, vernachlässigt oder gar gemieden werden. Der wahre Menschenfreund aber läßt sich allein

an dem Bewußtsein genügen, eine vor Gott und Menschen wohlgefällige That begangen zu haben und rechnet im Voraus nicht auf Dankbarkeit und Anerkennung. Glücklicherweise gehört solcher Undank nur zu den Ausnahmen und schändet wohl den Undankbaren, nicht aber den dadurch Gekränkten. „Undank," meint Göthe, „ist eine Art Schwäche, ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen undankbar gewesen wären." Wenn Schiller im Hinblick auf Demetrius sagen läßt: „Kein Mensch ist dankbar," so mag er diesem wagehalsigen Abenteurer gegenüber Recht haben; wir getrösten uns, daß nur ganz herz- und gewissenlose Menschen diesen Fehler besitzen, nur solche, in denen die Urquelle aller Tugenden, die reine Liebe, versiegt ist. Undankbarkeit gegen Menschen ist ja zugleich Undank gegen Gott.

„Wie oft," sagt Göthe, „begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist; gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken." Dankbar soll man sein und bleiben, auch wenn man des Wohlthäters nicht mehr bedarf, auch wenn das einstmals empfangene Gute an eine Zeit erinnert, über die man lieber den Schleier der Vergessenheit breiten möchte, weil sie vielleicht Beschämendes, Bedrückendes in sich schließt. Verbannen soll man den Stolz, der Alles nur sich zu danken haben will, die verwerfliche Eitelkeit, die das ihr Geleistete nicht als Wohlthat, sondern als pflichtmäßigen Tribut ansehen und unabhängig dastehen möchte, alle Dankesbezeigungen aber lästig findet.

In diesem Sinne, und ehe du den Stab über undankbare Schuldner brichst, erforsche dich selbst, ob du dich nie in deinem Leben des Fehlers schuldig machtest. Und gesetzt, du gingst auch aus dieser Prüfung schuldlos hervor, war dein Herz immer wahrhaft dankbar für den unaussprechlich großen Segen, welchen du von dem erhabenen unsichtbaren Wohlthäter empfingst, ohne dessen Gnade du der Verlassenste und

Hülfloseste auf Erden wärest? Hast du niemals der Wohlthaten deines Gottes, niemals seiner Barmherzigkeit vergessen, die sich bei dir mit jedem Athemzuge erneut? O blicke in dich und über dich und erkenne, wie du aus seiner Fülle täglich und stündlich Gnade um Gnade genommen und doch so oft des Dankes versäumtest!

„Ein dankbarer Mensch, von jeder Tugend
Trägt er im Busen den fruchtbaren Keim."

Aber nicht nur gegen Menschen allein bezeige dich mildthätig und dankbar, sei auch barmherzig gegen Thiere! Auch sie sind Gottes Geschöpfe und nicht geschaffen, um von dem „Herrn der Schöpfung," dem Menschen, gering geschätzt oder gar gemißhandelt zu werden. Hältst du dir selbst ein Hausthier, so versorge es um so pünktlicher und aufmerksamer, je mehr es der Freiheit und Bewegung beraubt ist. Es gehört zu deinen Hausgenossen, du bist sein Versorger und Beschützer, deine freundliche Behandlung dankt es dir durch treueste Anhänglichkeit und frische Munterkeit, es lebt nur für dich, es kennt und liebt dich. Denn auch das Thier hat eine dankbare Seele, hat Empfindung für Freude und Schmerz, weiß Wohlthaten im guten Gedächtniß zu behalten und einen milden Herrn von einem hartherzigen wohl zu unterscheiden. Rührend sind oft die Aeußerungen seiner Treue, und die Behauptung bewährter Forscher, das Thier habe in seinen Gemüthseigenschaften wie Leidenschaften viel analoges mit den Neigungen und Leidenschaften des Menschen, wird einem oft überraschend klar. Ist es doch Thatsache, daß ein Thier durch den Umgang mit seinem Herrn wirklich seelischer wird, und obwohl ihm die Natur die Sprache versagte, ist es doch verständnißvoll für jedes Zeichen, jeden Blick und Ton seines Brodgebers. Namhafte Gelehrte haben sich mit dem Seelenleben der Thiere eingehend beschäftigt und viel dazu beigetragen, selbst für sogenannte verkannte Kreaturen sich zu interessiren.

Ehrlichkeit.

Es gibt zwei Hauptgrundsätze, welche die Handlungen der Menschen beherrschen. Manche wählen den einen, Andere den anderen, während Etliche beide zu vereinigen suchen, jedoch dieselben vermischen sich nie. Sie sind so verschieden, wie Oel und Wasser verschieden sind. Sie haben keine Verwandtschaft miteinander. Es sind Antipoden. Versuche beide in ein Gemüth zu zwingen, so bekommt das eine die Oberhand, während das andere zu Boden sinkt. Das eine ist von unten, das andere von oben. Diese beiden Grundsätze sind Ehrlichkeit und „das Handeln nach Umständen."

Manche Leute erwählen die Ehrlichkeit zur Begleiterin durchs Leben. Sie leben in und mit und von derselben. Sie spiegelt sich in ihren Reden und Handlungen. Sie wandeln in den Wegen derselben. Sie lieben Ehrlichkeit. Sie ist ihnen wie ein Gott. Sie glauben, daß sie von Gott ist. Weder Gold, noch Kronen, noch Ehre könnten sie bewegen, dieselbe zu verlassen. Sie werden dadurch prächtige, große, tapfere Menschen. Die Ehrlichkeit ist die unvergleichliche Königin der Grundsätze, ihr Lächeln ziert Die, welche sie lieben. Sie sind bereit, um ihretwillen zu leiden, zu sterben.

Ein ehrlicher Mensch ist unüberwindlich. Er kann nicht besiegt werden, weder mit Schwert und Spieß, noch durch Lob und Schmeichelei. Biete ihm Geld und Gaben an, er steht ungerührt, wie eine Festung.

Der Ehrliche ist Gottes Edelmann. Engel begleiten ihn auf seinen Wegen. Er hat wahre Seelengröße, erhabene Grundsätze, und diese Größe hebt ihn zu Gott hinan; Größe, gegen welche alle Strategen im Kriege, in der Politik oder auf

der Rednerbühne nur Zwerge sind. Ein ehrlicher Mann, seien seine Hände schwielig oder weich, sei sein Antlitz blaß vom Studirzimmer oder sonnenverbrannt von der Landarbeit, sei er Straßenfeger oder Präsident, ist ein großer Mann. Seine Beschäftigung erhöht oder beeinträchtigt seine Größe um kein Haar. Er ist groß in sich selbst.

Es gibt dreierlei Größen: Größe der Handlung, Geistesgröße und Gewissensgröße. Die letztere ist die größeste, die höchste. Ein ehrlicher Mann besitzt dieselbe. Diese verschiedenen Größen haben die Welt seit Jahrhunderten beeinflußt. Von jeher versuchten sich die Menschen auf den Schlachtfeldern, in Ritterspielen und auf der Bühne, um ihre Größe zu zeigen. Sie rangen und kämpften miteinander. Es war ein Kampf der Muskeln und Willenskraft. Manche gewannen, manche unterlagen. Der Sieger war groß in Handlungen. Darauf erschien eine andere Zeitperiode mit Columbus, Luther, Bacon und Franklin. Dieselbe brachte Schifffahrt, Druckerpressen, Wissenschaft, Künste und eröffnete das Zeitalter der Philosophie, des Gedankens, der Erfindungen und der Vernunft. In demselben versuchten die Menschen durch die Macht des Geistes und Geschicklichkeit ihrer Hände groß zu sein. Dichter, Bildhauer, Maler, Philosophen, Redner, Schriftsteller, Staatsmänner und Handwerker haben sich vervielfacht. Ihr Leitstern war Geistesgröße.

Aber es kommt ein anderes Zeitalter, nemlich dasjenige der Grundsätze für Recht und Gerechtigkeit, Wahrheit und Tugend. Was bedeuten die vielen Stimmen, welche für Freiheit und Gleichheit im edelsten Sinne des Wortes sich erheben? Es ist das die Stimme der Gewissensgröße, die Sprache der Grundsätze. Das Gewissen hat nicht seinen vollen Antheil in der Leitung der Weltangelegenheiten gehabt. Aber es erhebt sich. Ein neuer Tag ist am Hereinbrechen. Ehrliche Grundsätze treten in den Vordergrund. Die Menschen lernen, daß Ehrlichkeit stärker ist als Willens- und

Geistesmacht. Der Ehrliche hat eine Kraft, welche das Stahl nicht erreichen, keine Kette fesseln, kein Gefängniß schwächen kann. Es ist ein herzerhebender Gedanke, daß solche Leute in unserer Mitte sind. Wohl der Welt, wenn ihre Zahl größer wäre.

Es gibt Leute, und ihre Zahl ist nicht gering, welche sich von Umständen leiten lassen. Sie sind ehrlich, wenn sie es für das Vortheilhafteste halten. Sie lächeln, wenn sie es klug finden, obschon sie im nächsten Augenblick bereit sind loszuschlagen. Sie reden und handeln, wie Klugheit es gebietet; aber sie bleiben müßig und schweigen, wenn wahre Ehre eine selbstverleugnende Handlung oder auch nur ein Wort erforderte. Es gibt ölige Menschen, Menschen süß wie Honig, höfliche Leute, so höflich wie Chesterfield. Nach ihrem Aeußern zu urtheilen, sollte man denken, Wunder wie lieb dich dieselben hätten, und seien eben im Begriff, dir die größten Wohlthaten zuzuwenden, Elysiums Thore dir zu öffnen, nur weil sie dich so sehr ehren wollen. Aber beobachte sie genau und du findest, daß der Druck der Umstände — Klugheit dahinter steckt. Deine Kundschaft, dein Einfluß, deine Stimme, deine Freundschaft für irgend einen Zweck ist der gesuchte Gegenstand. Solche Leute übertreiben gewöhnlich ihre Höflichkeiten, Versprechungen und Betheuerungen.

Leute von solcher Handlungsweise haben immer etwas zu verheimlichen und zuzudecken, wo die Wahrheit bekannt werden sollte. Es wäre vielleicht nicht unter allen Umständen rathsam, Alles zu sagen; aber wenn es zur gegenseitigen Wohlfahrt, zum klaren Verständniß und rechten Handeln dient, da sollte nichts zurück gehalten werden. Die Schlange im Grase bleibt eine Schlange, ob wir sie noch so schön abbilden oder auch einen Vogel nennen.

Zwischen diesen beiden gibt es noch eine andere Klasse, welche es mit dem alten Sprichworte: „Ehrlich währt am längsten" hält. Diese Leute glauben offenbar an ihre Ehrlich-

keit und thun sich nicht wenig auf ihre Philosophie zu gute. Aber warum sind sie ehrlich? Ist's, weil sie die Ehrlichkeit lieben, weil es ein ewiger Grundsatz des Rechts ist, weil sie das Recht über Alles schätzen, und weil sie um des Rechts willen an demselben festhalten? Keineswegs. Sie sind ehrlich, weil sie es für ihren Vortheil halten. Laß dieselben überzeugt werden, daß Ehrlichkeit in einem Falle nicht „am längsten währt," und sie werden sich nach andern Mitteln umsehen. Dies ist Grundsatzlosigkeit. Es gilt ihnen nicht um das Recht, um Ehrlichkeit, um Grundsätze, sondern um ihren eigenen Vortheil, welchem sie Ehre und Gewissen opfern. Wer aber in der Wahrheit lebt, wer das Recht sich zum unverrückbaren Ziel gesteckt hat, der fragt nicht erst, ob etwas klug, ob es vortheilhaft, bequem und rathsam, sondern ob es recht sei. Und um des Rechtes willen thut er dasselbe. Und wenn alle Menschen also handelten, so würde das Recht auf Erden siegen und überall Glück und Wohlfahrt zu finden sein.

Ehrlich denken, ehrlich leben,
Das sei deine heilge Pflicht!
Ehrlichkeit kann Ehre geben,
Wie der größte Reichthum nicht.
Eine Stirn, die frei und offen,
Daß sie Jeder sehen kann,
Läßt gewiß viel Gutes hoffen,
Zeiget uns den braven Mann.

Dankbarkeit.

„Undank ist der Welt Lohn!“ heißt es im Sprichwort, und leider hat das Sprichwort Recht. Wenn nun aber Jeder meint, daraus die Folgerung ziehen zu dürfen, daß man auch von ihm nichts Anderes zu erwarten berechtigt sei, als Undank, so ist er sehr im Unrecht. Ein Laster ist dadurch, daß es von sehr Vielen, vielleicht sogar von den Meisten geübt wird, noch nicht entschuldigt, geschweige in Tugend verwandelt. Und doch hat die Schlauheit des menschlichen Herzens Mittel und Namen gefunden, um auch diesem schwarzen Laster des Undanks ein Tugendmäntelein umzuhängen. „Daraus, daß mir Einer einmal etwas Gutes gethan, eine Wohlthat erwiesen hat, folgt doch nicht, daß ich ihm zu lieb meine Selbstständigkeit opfern darf, oder gar zu opfern verpflichtet bin. Es wäre unmännlich, sich durch derartige Verpflichtungen binden und in der freien Bewegung hemmen zu lassen, und mein Wohlthäter, wenn er edel ist, wird dies selbst am allerwenigsten wünschen.“ Nun, lieber Freund, deine Selbstständigkeit in allen Ehren, aber der Pflicht der Dankbarkeit bist du durch die Berufung auf sie noch lange nicht überhoben.

Warum ist die Undankbarkeit so häufig? Warum wird die Dankbarkeit dem Menschenherzen so schwer? Weil sie die Anerkennung einer Verpflichtung enthält, die man dem Andern gegenüber hat, und die Anerkennung eines solchen Verpflichtetseins hat für den menschlichen Stolz immer etwas Demüthigendes und darum Unangenehmes.

Schiller läßt uns im Wilhelm Tell in die Lügenart des Undanks einen Blick thun, der sehr naturwahr, aber für die Menschennatur nicht eben ehrenvoll ist. Tell will nach Alt-

dorf gehen, seine Frau Hedwig räth ihm ab, weil der Landvogt dort sei. Tell beruhigt sie, der Landvogt werde ihn sicher in Frieden lassen. Auf einsamem Felsensteig, rechts die schroffe Felswand und links der gähnende Abgrund, sei ihm der Landvogt begegnet, der ihn kurz zuvor wegen einer Kleinigkeit hart gestraft hatte. Angst ergriff den tyrannischen Junker, er erblaßte, seine Kniee zitterten. Da trat Tell friedlich und bescheidentlich zur Seite: „Ich bin's, Herr Landvogt!" und ließ ihn ungefährdet vorüberziehen. Tell hofft, durch solchen Edelmuth des Landvogts Herz zur Milde gegen ihn bewegt zu haben. Aber Frau Hedwig kennt dieses Herz besser:

„Er hat vor dir gezittert — wehe dir!
Daß du ihn schwach gesehen, verzeiht er nie."

Der weitere Verlauf gibt ihr Recht. Und darin eben enthüllt der Undank seine abscheulichste Art, daß auf ihn gerade die Wohlthat unter Umständen dieselbe Wirkung ausübt, wie die tödtlichste Beleidigung.

Undank wirkt so verheerend, wie die Lüge, auf den Charakter. Er macht den Menschen allmälig stumpf gegen Alles, was Andere an ihm thun, ja noch mehr, er macht ihn niedrig und gemein, zerstört in ihm alles Zartgefühl und allen Edelsinn und bringt die Selbstsucht, die innere Rohheit zu ihrer nackteſten und schamlosesten Entwickelung. Der Mann, der in den blutigen Tagen der französischen Revolution gegen die unglückliche, edle und schöne Prinzessin Lamballe den ersten Stoß mit dem Säbel führte, war ein Mulatte, der die Unglückliche ganz besonders haßte, weil sie ihn einst mit Wohlthaten überhäuft hatte. Wie häßlich beschmutzt steht der Name der Familie Frangipani in der Geschichte da! Das Haus der Hohenstaufen hatte sie mit Wohlthaten überhäuft, zu Ansehen und Bedeutung in Italien gebracht. Und was war der Dank? Daß Conradin, der letzte Hohenstaufe, als er nach der verlorenen Schlacht von Skurkola bei einem Frangipani Zuflucht

suchte, von diesem verrathen und aufs Blutgerüst gebracht wurde. Der Name Frangipani, ins Deutsche übersetzt, wie lebendig erinnert er an das Wort: „Der mein Brod isset, der tritt mich mit Füßen," und eben damit an jenen Höhepunkt schwarzen menschlichen Undanks, den wir in der Person des Verräthers Judas finden! Wie ganz anders die Dankbarkeit! Wo der Undank isolirt, da verbindet sie, und jede erfahrene Güte und Liebe wird zum Band, das den Dankbaren verknüpft mit dem Wohlthäter. Entwickelt der Undank die Selbstsucht, so entwickelt Dankbarkeit herzliche Nächstenliebe. Undank macht arm, Dankbarkeit reich. Undank ruft allen bösen Geistern und öffnet ihnen die Thür des Herzens; Dankbarkeit bringt wie milder Sonnenschein die edelsten Keime und Blüthen im Herzen zur Entfaltung. Kurz: Auf der Dankbarkeit ruht der Segen der Wahrheit, auf dem Undank der Fluch der Lüge.

Betrachtet man aber eine erwiesene Liebe als eine bestimmt zu taxirende Werthsache, die man durch eine Erwiderung von ähnlichem Werth ausgleichen muß, so ist dies gerade so wenig Dankbarkeit, als wenn mir der Kaufmann für das Geld, das ich auf den Ladentisch lege, ein entsprechendes Quantum Waare verabreicht. Solche geschäftliche Auffassung des Dankens wäre der Tod aller Dankbarkeit. Ja sehr häufig ist solches Danken nichts Anderes als eine heuchlerische Maske des schnödesten Undanks. Man denkt: Dem will ich nichts schuldig bleiben, gegen Den mag ich keine Verpflichtung haben, nur schnell eine Gegengabe, damit man wieder quitt ist. Ein derartiger Gedanke wäre blos dann berechtigt, wenn du etwa eine Gabe nicht zurückweisen könntest, und doch wüßtest, daß sie in unlauterer Absicht gegeben ist. Aber dieser Fall gehört ja dann ohnehin nicht mehr ins Capitel der Dankbarkeit. Rechte Dankbarkeit ist von Dauer, sie ist mit einer einzelnen Gegengabe oder Gegenleistung durchaus noch nicht fertig. Es macht ihr Freude und ist ihr Bedürfniß, sich bei jeder Gelegenheit

wieder aufs Neue zu zeigen, durchaus nicht immer mit Gaben und Geschenken, wohl aber mit herzlichem Wesen und Freundlichkeit. Daher kommt's, daß die dankbaren Leute meistens auch fröhliche und freundliche Leute sind.

Eine besondere Gestaltung der Dankbarkeit ist nun aber noch Das, was wir Pietät zu nennen pflegen. Und je mehr gegenwärtig darüber geklagt wird, daß unserem heutigen Geschlecht, und besonders der Jugend, die Pietät abhanden komme, desto nöthiger ist's, daß wir uns diesen edlen Ableger der Dankbarkeit etwas genauer betrachten. Pietät ist mit der Dankbarkeit nahe verwandt, sofern sie sich wie diese gründet auf etwas, was man zuvor empfangen hat. Aber sie ist doch etwas Anderes. Ein Verhältniß der Dankbarkeit wird schon begründet durch einzelne vorübergehende Berührungen, ja möglicherweise durch eine einzige, blos augenblickliche Beziehung, in die ein Anderer zu dir tritt. Ein Verhältniß der Pietät dagegen wird nur begründet durch ein länger andauerndes, in der ganzen beiderseitigen Stellung beruhendes Geben und Empfangen, wie es z. B. zwischen Vater und Kind, Lehrer und Schüler, Vaterland und Bürger stattfindet. Darum liegt es auch im Wesen der Sache, daß Dasjenige, was ich mit Pietät betrachte und behandle, mir etwas Ehrwürdiges sei, was bei der bloßen Dankbarkeit durchaus nicht nothwendig der Fall ist. Pietät greift also in dieser Hinsicht höher und tiefer als die Dankbarkeit, und sie ist darum auch durch einen Namen ausgezeichnet, der eigentlich Frömmigkeit, Religiosität bezeichnet. Und in der That, wer Pietät gegenüber von Menschen hat, der wird ganz gewiß auch der Gottesfurcht wenigstens nicht ferne stehen, wer aber innerhalb der irdischen Verhältnisse nichts Ehrwürdiges, Heiliges anerkennt, der wird auch schwerlich geneigt sein, Gott die Ehre zu geben, die ihm gebührt.

So fordert denn also die Pietät von dir, daß du solche Personen oder Gemeinschaften oder Einrichtungen, welche

durch ihr Alter, ihre Stellung, ihre Bedeutung fürs Ganze oder für dich insbesondere ehrwürdig sind, als z. B. Eltern, Familie, Schule und Lehrer, Prinzipale, Vaterstadt, Vaterland, Kirche u. s. w. auch demgemäß ansiehest und behandelst, und zwar auch dann, wenn du nicht mehr in direkter Abhängigkeit von ihnen bist, sondern ihnen mit einer gewissen Selbstständigkeit des Urtheils und der Stellung gegenüber treten kannst.

Das kleine Kind ist noch nicht in der Lage, Pietät gegen seine Eltern zu üben, wohl aber der allmälig zur Selbstständigkeit heranreifende Jüngling und der selbstständig gewordene Mann. Bei dem Knaben, der eben erst mit dem Schulsack auf dem Rücken zum ersten Male die Schule betritt, wird von Pietät gegen den Lehrer kaum die Rede sein können, wohl aber bei dem Schüler, dem allmälig die Augen aufgehen, zu sehen und zu prüfen. So wird auch die Pietät gegen das Vaterland und seine Einrichtungen dann erst recht in Kraft treten können, wenn Einer anfängt, sich seine eigenen Gedanken über politische Dinge, seine eigenen Bilder von Dem, wie er das öffentliche Leben haben möchte, zu machen, wenn er durch geschichtliche Studien oder auch durch Aufenthalt in fremder Ländern in die Lage versetzt ist, andere Zustände und Einrichtungen mit denen des eigenen Vaterlandes zu vergleichen.

Geselliger Anstand.

Die Sitte ist die Bedingung der Geselligkeit, sie ist zugleich ihre bewegende Kraft, die vor Allem gehegt und bewahrt werden soll von den Frauen, den Hüterinnen des Edeln und Schönen. Der Anstand und eine gewisse Etiquette müssen beobachtet werden, will man anders nicht anstoßen und verletzen. Wahre Bildung wird sich stets dadurch offenbaren, daß sie die Formen des Umgangs nicht allein respektirt, sondern auch mit geistigem Inhalte erfüllt und belebt. „Der Anständige vereinigt das sittlich Schöne mit dem Sittlichen."

Ein Mädchen, das sich ohne Lebensart in Gesellschaft benimmt, das nicht weiß was zum guten Ton, zu feinen Manieren gehört, wird sich dort sehr bald mißliebig und unmöglich machen, denn sobald wir eben gewisse gegenseitige Rücksichten aufheben, führen wir das gesellige Leben auf jenen primitiven Zustand zurück, der überall „das erlaubt, was gefällt."

Wenn sich der Mann in ungebundener Weise gesellig bewegen darf, so ist es der Frauen Mission, Förderinnen und Bewahrerinnen edler Geselligkeit zu sein, in deren reiner Atmosphäre jeder Ton, der gegen den guten Ton verstößt, verstummen muß. Vermittelnd, veredelnd und erfrischend sollen sie die gährenden Elemente beruhigen und fesseln.

„Denn mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht."

Der weibliche Takt soll eigentlich mehr als bloße Form und Redensart sein, er muß aus dem Innern des

Weibes hervorgehen, wo der zarte Sinn für das Schickliche und Passende, wo eine rege Empfänglichkeit für alles Anmuthige und Anständige herrscht, und die Grazie Wort und Bewegung beseelt.

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an;
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß Alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt wie eine Mauer
Das zarte, leicht bewegliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Uebertriebene Etiquette, ängstliches Ceremonienwesen geben der Geselligkeit etwas Steifes und Abgeschmacktes. Artigkeit, Wohlwollen, gegenseitige Rücksicht müssen der Grundton sein. Besitzt ein Mädchen sittliche Kraft genug, ist ihr der echte Herzenstakt eigen, so wird sie in ihrer Unbefangenheit und Natürlichkeit in den meisten Fällen das Richtige und Anmuthende treffen, und sich bald überall das Prädikat der Liebenswürdigkeit erwerben.

„Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib; sie ist da, sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets."

Besonders angenehmen Eindruck macht es allezeit, wenn die Jugend dem Alter Respekt und Ehrerbietung zollt, wenn sie zuvorkommend ihre eigenen Wünsche und Meinungen, ihre Ansprüche zum Schweigen bringt. Höflich sein, ohne lästig zu werden, bescheiden, unterthänig und gefällig sich bezeigen, ohne in Servilitäten und Schmeichelei auszuarten, eine gewisse Ungezwungenheit, die nicht in Ungenirtheit und linkisches Wesen umschlägt — sind anzustrebende Eigenschaften im geselligen Verkehr, die uns sicherlich Freunde erwecken werden. „Wir sollten uns" — sagt Jean Paul — „immer so zeigen,

daß uns Jedermann von Grund aus kennen möchte, und ohne dabei enttäuscht zu werden, auch dürfte!"

Das Gefühl muß uns eben der richtige Leitfaden sein, mit dem wir die feinen Grenzlinien erkennen und innehalten; mit der Höflichkeit des Herzens (politesse du coeur) müssen wir endlich dahin kommen, daß wir alle Klippen leicht umschiffen lernen und Meister der Formen werden. „Es gibt eine Höflichkeit, sie ist der Liebe verwandt; aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußeren Betragens."

Aber nicht nur im Verkehr mit der Welt oder in der Gesellschaft, auch im Hause und der Familie darf der Anstand, das Schicklichkeitsgefühl nicht aus den Augen gelassen werden. Der Familiensinn bildet das innere geistige, die Familiensitte das äußere Band, welches die einzelnen Glieder der Familie zur Einheit des Hauses zusammenschließt.

In Gesellschaft suche jedes Mädchen wohl gelitten zu werden. Sie sei aber fern davon glänzen zu wollen. Das übertriebene Geputztsein in engeren, und das ausgesucht unfestliche Erscheinen in größeren und bedeutungsvolleren Cirkeln ist beides zu tadeln. Als guter Ton gilt, daß die Dame vom Hause, die in wohlhabenden Verhältnissen lebt, sich mit einfacher Eleganz und in dunkle Farben kleidet, damit sie ihre Gäste nicht etwa in Schatten stellt und Niemand überstrahlt; dagegen ist es Pflicht der eingeladenen Damen, ihrer Wirthin dadurch eine Ehre zu erweisen, daß sie in so geschmackvollem Anzug erscheinen, als es ihre Stellung, ihr Vermögen und die Art der Gesellschaft eben zulassen.

Alles gezierte Wesen, das Vordrängen seines eigenen Ichs, das rücksichtslose und laute Sprechen, wenn Aeltere oder Besserwissende reden, das Zerstreut- oder Gelangweiltsein, die übertriebene Begeisterung, sowie die kühle Theilnahmlosigkeit, das ausnahmslose Bewundern und beständige Loben und Schmeicheln sind gegen das Maßvolle, was allein die Jungfrau kleidet. Stummes Eckenstehen, ohne sich der Gesellschaft

zu widmen, heimliches Kichern, lautes Auflachen (das Lachen ist besonders charakterisirend bei einem Mädchen!), Seufzen, Frosterkünsteln, Gähnen, lautes Niesen und Räuspern, das Stochern in den Zähnen und Beißen auf die Lippen, das verlegene Greifen der Hände ins Gesicht, das nervöse Spielen mit in der Nähe befindlichen Gegenständen, das Zupfen und Nesteln an der Toilette und an der Frisur, das oftmalige Schauen nach der Uhr, das Augenblinzeln, das Aufstützen der Ellbogen bei Tafel oder die sogenannte Napoleonsstellung der Arme, die einem Mädchen ein unweibliches Ansehen gibt, sind üble Angewohnheiten, die unbedingt abgelegt werden sollten.

Wiederholtes Sprechen von seiner eigenen Familie und der Dienerschaft, sowie das Ausfragen über die häuslichen Angelegenheiten Anderer, alle unzarten Anspielungen und Sticheleien, das lieblose Sichaufhalten und Verleumden, das ins Ohr Flüstern, das eitle Radebrechen in fremden Sprachen sind unschicklich und lästig.

Zudringliches Nöthigen zur Darbietung irgend eines geselligen Talentes ist ebenso taktlos, wie Sichnöthigenlassen und Versagen, wenn wirkliche Begabung vorhanden ist. Das Sprechen, während Musikvortragende oder Vorlesende die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, das vor sich hin Trällern und Taktschlagen mit den Fingern ist für musikalische Seelen höchst störend.

Vorlautes Urtheilen über Menschen und Kunstleistungen und Kunstwerke ohne Kenntniß und Verständniß derselben, unachtsames Angreifen und Knittern von Kunst- und Albumblättern, unbefugtes Antasten überhaupt von Gegenständen in fremden Zimmern ist wohl zu vermeiden, ebenso wie das Lesen von umherliegenden Briefen und Visitenkarten. Im Verkehr mit älteren oder höherstehenden Personen, denen man Achtung und Höflichkeit schuldet, sind die feinsten Formen zu beobachten. Geht man an ihrer Seite, so überläßt man

ihnen unbedingt die rechte Seite; wo das nicht möglich, so doch wenigstens immer den besten Weg, z. B. das Trottoir. In den Wagen hilft man ihnen zuerst zu dem vornehmsten Platz; beim Ankommen springt man zuerst heraus und ist dem Nachfolgenden durch Handreichung behülflich.

Daß Unmäßigkeit Niemand schlechter kleidet wie ein Mädchen, bei dem sich Alles in den Grenzen des Anstandes und der Anmuth bewegen soll, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Ließen doch die Griechen mit feinem ästhetischen Sinn ihre Götter und Göttinnen von Nektar und Ambrosia leben! Bei Tische verhüte man jedes unnütze Geräusch mit Teller, Messer oder Gabel, ebenso hörbares Essen, Schlürfen und Blasen der Suppe, Sprechen mit vollem Munde.

Diese nur beispielsweise angeführten geselligen Verstöße und Rücksichten, die noch um eine lange Reihe vermehrt werden könnten, müssen sorgfältig beobachtet werden, wenn man Anspruch auf persönliche Liebenswürdigkeit, auf Zartgefühl und geselligen Anstand machen will.

Geselligkeit.

„Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
Beschäftigen, wenn es nur auch so nützlich wäre;
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen, denn er mißt nach eignem Maße
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehrt jeden, was er sei."

Die Gastfreundschaft und der heitere gesellige Verkehr sollen eigentlich nur Erweiterung des Familienlebens sein, und wenn Freundschaft zwischen Wenigen möglich, so können wir doch im Verkehr mit Vielen stehen. Es soll der Mensch dem Menschen nicht gleichgültig sein, vielmehr einer dem Andern Theilnahme und Wohlwollen

erweisen, und gerade indem Jeder dem Andern sich nur von der besseren Seite gibt, wirken die Geister veredelnd auf einander, und die Geselligkeit wird zur wahrhaften Erquickung des Alltagslebens. In der Jugendzeit vornehmlich bedarf das Herz zur Entwickelung mitfühlender Seelen; wirklich edle und erheiternde Genüsse wandeln die flüchtigen Stunden zu unvergeßlichen, sie setzen ihnen gleichsam ein bleibendes Denkmal und sind ein nicht zu unterschätzendes Bildungsmittel.

Wenn du das gesellige Leben in diesem Sinne, also als Erholung von der Arbeit, als Erfrischung und Anregung auffassest, so wirst du unschwer die rechte Art und das rechte Maß in demselben zu finden wissen und nur solche gesellige Freuden über dich kommen lassen, „deren Erinnerung dir auch eine Freude sein kann." Da, wo die Sitte die Grundbedingung der Gesellschaft ist, ist auch die gesellige Liebenswürdigkeit sehr wohl mit der Würde des sittlichen Charakters vereinbar, und der mannigfache Zwang und die vielen Rücksichten, die sie uns auferlegt, nicht ohne rückwirkenden Einfluß auf unsere Selbsterziehung. Es ist heilsam namentlich für einen jungen Charakter sich unterzuordnen, sich messen zu lernen, um zu erkennen, was ihm noch fehlt, was anzueignen ihm nothwendig ist. Ein Leben ohne Umgang macht menschenscheu und selbstüberhebend. „Wer sich der Einsamkeit ergibt, der ist gar bald allein." Und ein gänzliches Aufgehen in häuslicher, kleinlicher Sorglichkeit, führt zu engherzig-grämlichem Wesen. „Einsamkeit macht verdrossen und eigensinnig," sagt Feuchtersleben, „die Welt macht auch verdrossen, mag auch wohl eigensinnig machen, ein angenehmer Wechsel von beiden wird unverdrossen, heiter und innerlich gesund machen." Der gesellige Verkehr ist ein Austauschen, ein Geben und Nehmen der Gedanken und Erfahrungen, ein gegenseitiges Ergänzen und Abschleifen der Ecken und Schärfen des ganzen Wesens, ein Sichaufgeben und Anderen leben. Unvermerkt nehmen wir gewisse Eigenschaften und Grundsätze

von denjenigen Personen an, denen wir öfters begegnen, und eben deshalb ist es wesentlich, w e n du dir zum Umgang und Vorbild erwählst. Man ist so gern geneigt, einen Schluß von unseren Freunden auf uns selbst zu ziehen, und das Sprichwort sagt nicht mit Unrecht: „Sage mir mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist."

So wohlthätig eine Anfrischung in angenehm geselligen Kreisen wirkt, so stumpft doch Uebersättigung von Zerstreuungen deren Reiz ab und macht die Gesellschaft am Ende zu einer Last. Uebermäßiges und oberflächliches Amüsement artet leicht in Vergnügungssucht aus, dieses Hauptübel der Jugend unserer Zeit. „Das stille häusliche Glück" — meint Jean Paul — „ist darum das edelste, weil wir es ununterbrochen genießen können; geräuschvolles Vergnügen ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeit überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund."

Im Glanze des Weltlebens sich des Herzens Glück und den einfachen Sinn bewahren, verlangt festen Charakter und sichere Grundsätze. Hüte dich vor dem oberflächlichen Weltwesen; nie opfere der gedankenlosen Sitte oder leeren Form die beste Eigenthümlichkeit deines Selbst; in Alltäglichkeiten Unterhaltung finden, macht dich nur ärmer an Herz und Geist. Die Art unserer Genüsse bezeichnen genau unser inneres Wesen. Das Jagen nach äußerlichen Freuden macht die innerlichen schweigen, der Hang nach Zerstreuungen läßt das Edle und Geistige vergessen und die häuslichen Geschäfte zur Last werden, weil der Blick der Vergnügungssüchtigen nur beständig nach neuen Aufregungen ausspäht. Für vergeudete Tage und durchschwärmte Nächte tauscht der Vergnügungssüchtige nur zu oft bleiche Wangen und zerrüttete Nerven ein; eine Erschöpfung des Körpers und Geistes gibt endlich einem gewissen Gefühl der Schalheit und Leere Raum, das zuletzt an nichts mehr rechte Freude zu finden im Stande ist. Ueber dem Nichtigen wird das Wichtige versäumt; jeder tiefere Gehalt

der Seele, Gesundheit und Frische gehen verloren. Ein vom Gesellschaftsstrudel erfaßter Jüngling oder eine Jungfrau z. E. verwischt einen Genuß mit dem andern, gönnt sich keine Zeit für das Erinnern an froh Erlebtes und strebt nur immer zu neuen Zerstreuungen. Dabei verliert man sich selbst und entfremdet sich mehr und mehr dem Hause; indem man nur zu Lust und Freude lebt, macht man die Nebensache zur Hauptsache. Und leider wird die Sucht, in Gesellschaften überall als die Gefeierten zu glänzen, nur allzuoft in späteren Jahren bitter, bitter bereut!

Fliehe die Gesellschaft nicht; mache dich aber gleichwohl nie zu ihrem Sclaven, der sein besseres Ich dahin gibt an leere Formen und Oberflächlichkeiten, von denen man nicht erwärmt werden kann. In der Wahl deiner geselligen Kreise sei bedachtsam und nicht gleich hingebend und enthusiastisch für neue und immer neue Bekanntschaften. Glaube nicht, daß alle Personen, die deine Sympathien auf den ersten Anblick erweckten, für dich auch wirklich zum freundschaftlichen Umgang geschaffen sind. Die Erfahrung lehrt nur zu oft das Gegentheil. Ein kleiner Kreis von lieben Freunden und Bekannten ist wahrhaft genußbringend. Lebst du inmitten eines ausgebreiteten geselligen Verkehrs, so beschränke ihn nach und nach; ziehe den Kreis enger und wähle solche Freunde, von denen du dir Genuß, Belehrung und Anregung versprichst. Ein weiter Kreis von Bekannten legt vielfältige Pflichten auf, die Zeit und Gesundheit in Anspruch nehmen, und ausgedehnte Geselligkeit zersplittert, denn mit den Meisten bleibt man an der Oberfläche der Beziehungen, und sich ihnen mit Herz und Seele zu eigen zu machen, fehlt es eben an Muße.

„Es tauscht der Mensch den Vortheil der Gesellschaft
Nur für die Freiheit seines Herzens ein;
Je größer jener Vortheil, desto mehr
Geht auch von dieser Freiheit uns verloren;
Denn immer zwingender, je höher wir
Im Leben steigen, ist die Macht der Dinge."

Die bestgewählte Geselligkeit ist die, welche verschiedene Elemente in sich schließt, die doch im Grunde harmoniren und von dem einen Geiste beseelt werden: sich selbst für kurze Zeit aufzugeben, um in Andern aufzugehen bei anregender Unterhaltung und edler Zerstreuung.

Vergnügungen.

Vor allen Dingen müssen wir zusehen, was das für Vergnügungen sind, welche eine glückliche Lebenszeit wahrhaft würzen können, und unter welchen Bedingungen ein Mensch und Christ daran Theil nehmen kann. Da gilt denn vor allen Dingen der Satz: Vergnügungen müssen verdient sein, nemlich durch treue Arbeit, durch gewissenhafte Pflichterfüllung. Auf den Werktag der Sonntag, auf Arbeit die Ruhe, „Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste." Das sagt Jedem schon ein gesundes Naturgefühl. Nie ist man Abends im Freundes- und Familienkreise vergnügter, als wenn man den Tag über gearbeitet, und zwar tüchtig gearbeitet und sein Tagespensum gehörig vollbracht hat. Dagegen schlechte Pflichterfüllung wirft ihre dunklen Schatten auch in die dem Vergnügen oder der Erholung gewidmeten Stunden hinein, und wo das nicht mehr der Fall ist, wo man auch nach miserabler Pflichterfüllung fröhlich, ja lustig bis zur Ausgelassenheit sein kann, da ist entweder die Lustigkeit nicht echt, oder sie ist ein trauriges Zeichen davon, daß das Gewissen schon sehr abgestumpft ist. Dabei ist selbstverständlich, daß die Arbeit den Löwenantheil, das Vergnügen blos einen ganz bescheidenen Prozentsatz der Zeit in Anspruch zu nehmen hat. Nicht umsonst hat Gott nach *sechs* Arbeitstagen *einen* Ruhetag geordnet. Leute, welche, etwa weil sie reich sind und nicht ums Brod zu

arbeiten haben, ihre Zeit mit lauter Vergnügungen zubringen, kommen vor lauter Vergnügungen zu keinem eigentlichen Vergnügen mehr. Sie werden blasirt, nichts macht ihnen mehr Freude. Sie sprechen zum Lachen: Du bist toll, und zur Freude: Was machst du? Was Erholung sein soll, wird auf diese Weise zur Arbeit, und zwar zu einer Arbeit, durch welche die Kraft noch ganz anders aufgezehrt wird als durch die härteste Geistes- oder Körperarbeit. Frage nur einen rechten Ball- oder Gesellschaftshelden am Schluß der „Saison" nach seinem Befinden, so wird er dir mit Seufzen erzählen, wie viel Einladungen, Festlichkeiten, Soireen u. dgl. er den ganzen Winter lang „prästirt" hat. Warum eilt denn diese ganze Gattung von Leuten, bei denen die Arbeit das wenigste und das Vergnügen das meiste ist, jedes Frühjahr und jeden Sommer in die Bäder und Luftkurorte zur Erholung und Nervenstärkung? Ist das nicht ein klarer Beweis, welch aufreibende Arbeit eine solche „Saison" ist, ein Beweis, daß wer das Vergnügen als Profession betreibt, sich um das Vergnügen bringt? Also verdient soll das Vergnügen sein und mit Maß soll's genossen werden.

Wenn man nun von Vergnügungen redet, so tritt uns unwillkürlich die muntere Jugend vors Gemüth. Ihr gewähren die Vergnügungen eine doppelte Freude, und wer wollte dieselben ihr wehren? Die Vergnügungen der Jugend sollten nun vor allen Dingen jugendlich sein. Ja, aber was ist jugendlich? Nun, unter jugendlichen Vergnügungen verstehen wir solche, in denen ein frischer, kräftiger Zug, ein elastischer Schwung ist, wie er der Jugend eignet; Vergnügungen, denen ein gewisser idealer Gehalt nicht fehlt, und die keine Nachbarschaft haben mit dem Gemeinen. Z. B. Kartenspiel ist doch im Grund genommen ein unjugendlicher, erbärmlicher und philisterhafter Zeitvertreib, so sehr es auch in manchen Kreisen eitler Weltleute gegenwärtig Mode ist; auch der grüne Spieltisch, auch Theatersitzen, Bällelaufen und das

Lesen blasirter Romane. Wer diese Vergnügungen nennt, dem fehlt entweder edler Geschmack, oder er ist schon ziemlich weit in dem Stadium des gesellschaftlichen „Nervenfiebers" vorangeschritten. Dagegen lobe ich mir als recht jugendliche Vergnügungen eine brave Eisbahn oder ein tüchtiges Schneeballengefecht im Winter, ein lustiges Schwimmbad im Sommer, ein frisches Ballschlagen im Frühjahr, einen flotten Marsch über Berg und Thal in allen vier Jahreszeiten, ein gutes, den Geist angenehm ausspannendes und die Phantasie heilsam anregendes Buch, eine gesunde Erzählung, eine harmlose Geselligkeit, und zwar am liebsten eine solche, die sich an den Familienkreis anschließt, unter seiner direkten Zucht steht, und als eine einfache Erweiterung desselben angesehen werden kann.

Das führt noch auf Weiteres. Zum jugendlichen Charakter eines Vergnügens gehört nemlich unter Anderem auch das, daß es keine übermäßigen Kosten verursacht. Es ist da wie mit den Spielsachen der kleinen Kinder. Je theurer und komplicirter die Spielsachen sind, desto unkindlicher sind sie, und desto weniger befriedigen sie auf die Dauer den kindlichen Geschmack. Gerade so ist es mit den Vergnügungen der Jugend. Je leichter sie zu haben sind, je weniger Kosten, Umstände und Vorbereitungen sie verursachen, desto echter sind sie; und je komplicirter, kostspieliger, umständlicher sie sind, desto weniger taugen sie gerade für die Jugend, desto rascher wird man ihrer auch überdrüssig. In dieser Beziehung blickte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der Gemahl der edlen Louise, immer mit besonderer Befriedigung auf die Vergnügungen seiner Jugend zurück. Wenn seine Kinder hoch hinaus wollten in ihren Freuden und Genüssen, so pflegte er ihnen zu sagen: „Ihr wollt immer hoch hinaus und bedenkt nicht, wie es mir in eurem Alter erging. Ich erhielt an meinem Geburtstag ein Reſedatöpfchen, sechs Dreier an Werth, und wenn mein Hofmeister mir einmal etwas zu gute thun

wollte, dann führte er mich nach dem Schulgarten und ließ mir da für einen, und wenn es hoch kam, für zwei Groschen Kirschen geben." Wo ist die Jugend, die man heutzutage mit einem Resedastock oder mit einem Pfund Kirschen in eine vergnügte Feststimmung versetzen kann?

Ganz besonders muß aber ein Vergnügen, wenn es jugendlich sein soll, unschuldiger Art sein. Wo gegen Mäßigkeit und Ordnung, gegen Zucht und Sitte gefehlt wird, wo Genüsse aufgesucht werden, welche verboten sind, sei's daß sie überhaupt unrecht oder doch wenigstens für das jugendliche Alter unpassend sind, da ist das Vergnügen nicht mehr edel und jugendlich, da wirkt es auch auf den Geist nicht mehr erfrischend, sondern erschlaffend, nicht mehr als Balsam, sondern als Gift. Aber was ist nun im Einzelnen unschuldig und was nicht?

Es gibt Vergnügungen, deren Schuld oder Unschuld auf der Stirn geschrieben steht, so z. E. ein Ausflug über Berg und Thal einerseits und eine Sauferei andererseits. Aber zwischen den Dingen, welche unbedingt verwerflich, und zwischen denen, welche unbedingt löblich sind, liegen noch manche in der Mitte, über welche das Urtheil nicht so rasch fertig ist. Es gilt dies besonders dann, wenn man bei Dem, was man sich erlaubt, nicht blos Menschen, sondern Gott fragen, wenn man nicht blos das menschliche Anständige, sondern Gottes Willen und Gebot zur Richtschnur seines Handelns machen möchte. Da kommen wir auf das Gebiet der sogenannten Mitteldinge, als da sind Theaterbesuch, Tanz und Aehnliches, worüber auch oft selbst unter redlichen Christenmenschen die Ansichten auseinander gehen. So wollen wir denn sehen, was davon zu halten ist, und zwar nicht blos im Allgemeinen, sondern speziell, sofern es sich um den Genuß solcher Vergnügungen im jugendlichen Alter handelt.

Was nun zuvörderst das Tanzen betrifft, so ist es sicher, daß schon sehr viele Menschenkinder eine sehr glückliche Jugend

gehabt haben, ohne auch nur genau zu wissen, was eine Polenaise oder eine Francaise ist. Wiederum ist sicher, daß schon junge Leute, welche „mit Tanzstunden behaftet" waren, und was sie gelernt hatten, auch ausübten, dabei sich einer recht unschuldigen Jugendzeit erfreut haben. Daraus geht nun mit ziemlicher Klarheit hervor, daß das „Rein oder Unrein" bei diesem Vergnügen nicht in der Sache selber liegt, sondern in der Person, die sich diesen Genuß macht und den näheren Umständen, welche dabei in Betracht kommen. Und das ist's eben. Nichts Schöneres und Lustigeres als eine Schaar tanzender Kinder, aber nur ja nicht auf einem Kinderball, sondern drunten auf der Gasse, oder draußen auf grüner Heide.

Was soll denn aber nun am Tanz Schlimmes sein? Was ist Schlimmes daran, wenn man sich nach dem Takt der Musik und den Regeln der Schönheit anmuthig und maßvoll, bald rascher, bald langsamer dahinbewegt? Allerdings, lieber Freund, und wenn es dir beim Tanzen um nichts Anderes zu thun ist, als um eine gute Motion oder um die Ausführung schöner, abgerundeter, harmonischer Bewegungen — wohl dir! dann tanze drauf los, so viel du magst, nach Herzenslust. Freilich hatte, wenn es beim Tanzen darauf blos ankommt, auch der alte Flattich nicht so unrecht, der seinen jungen Leuten, als sie ihn um Tanzerlaubniß angingen, den Bescheid gab: „So, ihr möchtet gerne springen? Wißt ihr was, da ist die Birkener Höhe, springet einmal da hinauf und wieder zurück, da könnet ihr den Gelüsten auf einmal büßen und brauchet Niemanden um Erlaubniß zu bitten." Im Takt hätte sich das nach dem System des Dauerlaufs am Ende wohl auch machen lassen, und was die Anmuth der Bewegungen betrifft, so glaube ich sicher, daß sie nicht geringer gewesen wäre, als wenn sich die Paare auf dem Tanzboden wild im Wirbel drehten. —

Zum Abschluß dieses Gegenstandes möge hier seinen Platz finden, was ein bewährter Erzieher über eine öffentliche Tanzbelustigung sagt, die er als Jüngling mitmachte: „Was sah

ich? Ich sah Menschen, die sich beim Ton einer Geige, eines Basses und eines Klarinets im Ring herumdrehten, während sie die dicke staubige Luft einathmeten und von Schweiß troffen. Ich sah Karrikaturen, die selbst voll Neid über andere Karrikaturen lachten; ich sah sinnliche Menschen, leere Köpfe, die ihr leeres Geschwätz an Frauenzimmer verschwenden und dennoch ihnen gefallen. Ich sah eitle Stutzer selbstgefällig herumwandeln, Andere den Lohn ihrer Arbeit von einer ganzen Woche vertanzen und verzehren, und Andere das Nemliche thun von dem Geld, das sie entlehnt hatten. Während ich außen fröhlich und theilnehmend erschien, war ich innerlich ekel, leer und mir selbst fremd und unbehaglich; wie ein Fels drückte der Gedanke meine Seele: O wie eitel ist dieses Jagen nach sinnlichem Vergnügen, wie leer sind diese rauschenden Feste!"

Was nun weiter das Theater betrifft, so steht dieses in der Rangordnung der Vergnügungen an und für sich vielleicht schon um eine Stufe höher, als der Tanz. Denn der Tanz ist lauter Geberde und nichts Anderes, beim Schauspiel aber liegt der Schwerpunkt im klaren freien Wort, dem die Geberde blos als Begleitung dient. Schiller rühmt von der Bühne: „Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, so werden noch heilsame Schauer die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth als schreckliche Nachtwandlerin ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu tilgen. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetz." So spricht der sanguinische Dichter. Schiller erwartet ferner vom Theater, daß es durch Vorführung großer menschlicher Leiden Ergebung ins eigene Geschick, durch Erschließung der geheimen Werkstätte des menschlichen Willens Nachsicht im Urtheil über die Verbrecher

pflanzen, daß es eine Gelegenheit sein werde — die einzige vielleicht — auch den Großen dieser Welt die Wahrheit zu sagen.

Es ist fürwahr eine große und schöne Aufgabe, welche Schiller hier dem Theater stellt. Und wenn wir Schiller's eigene Dramen nehmen, so werden wir nicht in Abrede stellen, daß er seinerseits Alles gethan hat, was überhaupt der Dichter thun kann, um das Theater auf der Höhe der ihm gestellten Aufgabe zu halten. Seine Dramen sind bildend, ohne dem Gericht des Wortes zu verfallen, das er selbst über eine gewisse Gattung moralisch sein sollender Schauspiele gesprochen hat: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

Aber nun kommt noch die Hauptsache: Unsere ganze Theater-Literatur ist gar keine solche, wie Schiller sie sich gedacht hat; sie ist der Art, daß ihr die moralische Einwirkung auf die Zuschauer entweder blos Nebensache oder ganz gleichgültig ist; ja, daß sie theilweise der sittlichen Erziehungsarbeit geradezu entgegen wirkt. Die Theater-Schriftsteller sind dünn gesät, welche bei ihren Produktionen das sittliche Bedürfniß des Volks, für das sie schreiben, im Auge haben. Es haben schon tüchtige Männer den Versuch gemacht, das Theater dem Schiller'schen Ideal mehr anzunähern, aber sie sind daran erlegen. Der durch seine Bibelübersetzung und sonstige treffliche Schriften bekannte J. F. v. Meyer ließ sich durch das Zureden seiner Freunde bewegen, im Jahr 1803 die Oberleitung der Frankfurter Bühne zu übernehmen. Die vorwiegend ästhetische Richtung der damaligen Zeit, der neue Aufschwung, den die dramatische Dichtung seit einigen Jahrzehnten genommen hatte, die namentlich durch Schiller vermittelte und befürwortete Einführung höherer, sittlich religiöser Ideen ins Drama, die Unfruchtbarkeit und Langweiligkeit der damaligen aufgeklärt und vernünftig sein wollenden Predigt, an der kein Gebildeter mehr Geschmack fand, diese und andere Gründe ließen ihn mit Schiller hoffen,

das Theater neugestalten und ihm ein höheres Leben einhauchen zu können. Aber je mehr Meyer damals schon den christlichen Lebensernst in seinen Geist aufgenommen hatte, desto größeren Schwierigkeiten begegnete er überall, wo er tüchtig anfassen und neugestaltend eingreifen wollte. Unter dem Kampf mit diesen Hindernissen ermattete er allmälig, und nachdem er drei Jahre lang männlich ausgehalten, gab er seine Stellung wieder auf und kehrte zu seinem eigentlichen Beruf, der Jurisprudenz, zurück.

Jedenfalls brauchst du dir keine grauen Haare darüber wachsen zu lassen, wenn dir aus irgend welchen Gründen und durch irgend welche äußere Verhältnisse der Theaterbesuch versagt ist. Und sollte dir sogar das Schreckliche begegnen, daß du all dein Leben lang in kein Theater kämest und ins Grab steigen müßtest, ohne den Tell oder den Götz oder die Maria Stuart auch auf der Bühne *gesehen*, oder die ganze erheiternde Kraft eines Lustspiels erprobt zu haben, so wird das kaum eine merkliche Lücke in deiner sittlichen, wissenschaftlichen, ästhetischen oder geselligen Bildung sein. Auch Andere, mit denen du etwa zu verkehren hast, werden eine solche Lücke kaum bemerken, und sollten sie dich dennoch darum ansehen, daß du noch in kein Theater gekommen bist, so laß sie ruhig machen. Du bist darum doch gewiß nicht minder vergnügt, als sie mit allen ihren Bällen und Theaterbesuchen. Zu einem berühmten englischen Irrenarzt kommt eines Tages ein Mann und bittet ihn um ein Mittel, das ihn von seiner tiefen Schwermuth und Melancholie heilen könnte. „Ei," sagte der Arzt, „gehen Sie ins Theater und hören Sie den Komiker N., da werden Sie ganz gewiß lustig aufgelegt." „Doctor," erwiderte der Kranke seufzend, „der Komiker N. — das bin ich selbst." Während er also Andere unwiderstehlich zum Lachen fortriß, blutete ihm selbst das Herz. Erprobt sich die Kunst so schlecht bei Denen, welche sie selber ausüben — wie sollte sie im Stande sein, Andern dauernd über des Lebens

Weh hinüberzuhelfen und ihnen auch nur einigermaßen Das zu ersetzen, was einem Christenmenschen an Kraft und Trost zur Verfügung steht? Arzt, hilf dir selber! Um deßhalb vor den Gefahren, welche dir beim Theaterbesuch drohen, bewahrt zu bleiben, um den einzig sichern Weg in dieser Richtung einzuschlagen, befolge den Rath eines erfahrenen wohlmeinenden Freundes und — bleibe ganz weg.

Versöhnlichkeit.

Schließt die Thüre. Man hätte es kaum gedacht in dieser luxuriösen Atmosphäre, daß wir den strengen Winter draußen ließen. Die warme Luft ist erfüllt mit dem Duft blühender Treibhauspflanzen, über die Blüthenbüschel wirft eine Fontaine ihre glänzenden Wasserstrahlen, singende Kanarienvögel flattern und hüpfen durch dunkle Blätter. Schön sind diese Sculpturen, Kindergruppen, Wange an Wange gelehnt, über deren weiche Glieder eine Purpurdraperie rosigen Schein wirft; schön ist diese scheue Venus mit ihrer reinen Stirn und der Grazie der jungen Eva. Die seltenen alten Gemälde und die auserwählten Statuen entzücken das kunstsinnige Auge.

Still! Geh' sacht. Auf diesem Sopha schläft der elegante Hausherr. Seine edle, weiße Stirn, seine langen Augenwimpern, welche auf den Wangen ruhen, sein griechisches Profil sind makellos wie eines Bildhauers Ideal. Schade, daß der Flecken der Sinnlichkeit so leserlich auf seinem schönen Gesicht steht. Ein Bedienter tritt ein und bringt ein Billet auf silbernem Präsentirteller. Der Herr öffnet müde seine großen, dunklen Augen und befiehlt ihm näher zu kommen. Als er das Siegel bricht, entstellt ein höhnischer Zug den

schönen Mund, und Zornesröthe steigt auf die Stirn. Er winkt dem Diener hinwegzugehen, zerknittert das Schreiben in der Hand und murmelt: „Nein, nein, wie er sich gebettet hat, mag er liegen." Dann geht er einige Male rasch im Zimmer auf und ab, nimmt ein kleines Buch und wirft sich wieder auf das Sopha. Er wendet die Blätter nicht um und hält das Buch verkehrt in der Hand. Seine Gedanken wandern weit hinweg. Er denkt an einen schönen, offenherzigen Knaben, seinen Bruder, welchen frühes Verwaistsein seiner Fürsorge entgegenwarf. Er hatte dessen vertrauendes Gemüth verdorben, sein lauschendes Ohr mit glänzenden Sophismen und falschen Maximen vergiftet, er hatte ihn zum Weingelage geführt, wo weibliche Tugend verlacht wurde, und in das Garderobezimmer, wo die ausländische Tänzerin ihr frivoles Spiel trieb, er hatte ihn zu modernen Narrheiten verleitet, und dann fuhr der Knabe weiter in die Charybdis der fashionablen Gesellschaft, ohne Seekarte, Ruder und Compaß, als seine eigenen starrköpfigen Neigungen und seinen ungezügelten Willen. Bald kam ein Gerücht — zuerst nur unbestimmt, bald darauf gierig aufgegriffen und verbreitet durch ein Zeitungsblatt, dessen Schreiber nicht nach dem brechenden Herzen einer Mutter oder der Verzweiflung eines alten Vaters fragte — ein Gerücht von einem treuen Herzen, welches verrathen wurde, von einer zerstörten Familie, deren Tochter nun mit Schmach bedeckt weiter leben mußte. Vor den rachsüchtigen Verfolgern floh der wilde Jüngling zu ihm, welcher zuerst seine Schritte vom Pfade der Wahrheit und Ehre abgelenkt hatte. Er wurde mit Verachtung empfangen, aber nicht weil er seiner eigenen Seele und einer anderen geschadet, sondern weil er nicht geschickt und geheim genug die Maschen seines Fangnetzes gewebt. Er zog fort, in der sorglosen Schwelgerei des gottvergessenen Paris suchte der elende junge Mensch das Geschehene zu vergessen. Er bewillkommnete mit verzweiflungsvoller Gier der Syrene Lust in jeder

Chamäleonform, welche das quälende Gewissen übertäuben konnte. Zuweilen befähigte ihn ein Glück im Spiel, als Adonis eines Ballettheaters oder Gesellschaftssaales zu erscheinen; zuweilen sank er herab zum armen Nadeln- und Zwirnverkäufer, welcher sich auf der Straße sonnte und das Mitgefühl der gleichgültig Vorübergehenden erbat. Im rosigen Lichte des Morgens verschwanden die goldenen Sterne, während Harry an dem verführerischen Spieltische saß, bis auch Diejenigen, welche an die verdorbene Atmosphäre hinter diesen Thoren des Lasters gewöhnt waren, sich schaudernd wegwandten von der Verwüstung dieses jungen Gesichtes. Die Natur rächte sich. Langwierige Tage der Krankheit kamen, und er, welcher an Luxus gewöhnt war, hing nun von der Barmherzigkeit murrender Fremden ab.

Welchen leuchtenden Strahl wirft die ewige Liebe auf den krummen Abweg der Sünde! Gleich schnellen Visionen erscheinen die langvergessenen Gebete auf den Knieen der Mutter, die langvergessenen Worte der heiligen Schrift, der friedenbringende Sonntagsgesang, die erste kleine Verirrung, das stufenweise Mißachten des Gewissens, die gebrochenen Vorsätze, die verlornen Jahre, die zerrütteten Kräfte — o, Harry empfand die Last der Sünden gegen die eigene Seele, der Sünden gegen Andere, den ohnmächtigen Wunsch im Fieberanfall zu beten, das Festklammern an das Leben, die Angst der schrillen Frage: „Doctor, geht es zum Leben oder zum Tode?"

Armer Harry! Im unzusammenhängenden Faseln des Deliriums erfuhr die gutherzige Grisette seine Lebensgeschichte und empfand Mitleid. Nachdem er die Lebensgefahr überstanden, gelang es ihren Vorstellungen, die Subscription einer hinreichenden Summe von großmüthigen Landsleuten zu erzielen, um ihn seinem Wunsche gemäß in das Vaterland zu senden. Ernstlich betete er, daß das Meer nicht sein Grab werde. Mit Thränen begrüßte er den ersten Anblick seiner

heimathlichen Küste. Zitternd schrieb er jene wenigen Zeilen an den Bruder, dessen Wiedersehen er ersehnte, an dessen väterlicher Brust ihm auch der Tod leicht erschien. Er erwartete das Resultat, rastlos warf er sich auf seinem Lager hin und her, bis die Schweißtropfen tödtlicher Angst von seinen Schläfen rollten. Walter würde seine letzte Bitte nicht verweigern. Nein — nein, der stolze Mann würde wenigstens an der Schwelle des Todes vergessen, daß ein „übles Gerücht" seinen Patriziernamen berührt hatte. O, warum ging der Bote so langsam? Leben und Kraft verrannen gleich dem Sande des Stundenglases. Horch! Schritte auf der Treppe! Ein Schimmer, zart wie der rosige Farbenton der Seemuschel, verklärte das bleiche Gesicht.

„Keine Antwort, Herr." sagte der Bote mürrisch.

Ein unterdrücktes Aechzen der Angst; Harry wendete sein Gesicht der Wand zu, und Thränen der Verzweiflung fielen auf sein Bett.

Im Blumenzimmer des reichen Engländers erscheint eine liebliche Frau mit süßer Beredsamkeit: „O gehe zu ihm, theurer Walter, es ist dein eigener Bruder, der dich bittet. Wenn er gesündigt hat, o hat er nicht auch gelitten? Wir sind Alle fehlerhaft und bedürfen der Vergebung. Nimm deine hastigen Worte zurück, laß ihn an deinem Herzen sterben, um meinetwillen, Walter," spricht Mary, während ihre Thränen auf die Hand fallen, welche sie bittend ergriffen hat. „Nun bist du wieder du selbst, mein theurer Mann," ruft die glückliche Vertheidigerin, als sie ihn willfährig sieht. „Geh' sogleich, lieber Walter. Nimm den grausamen Stachel weg, weil es noch Zeit ist, und bring' ihm dieses Bouquet von mir, es sind seine Lieblingsblumen. Eile, lieber Walter." —

„Diesen Weg, mein Herr. Noch eine Treppe höher," sagte der Wärter und mustert bewundernd den eleganten

Herrn, welchen ein spanischer Sammetmantel umhüllt. „Die zweite Thür links, mein Herr. Wahrscheinlich schläft der Herr jetzt; denn er war ganz ruhig. Er mag in Sorgen gelebt haben, nicht vom Alter ist sein schönes Gesicht durchfurcht. Er wird nicht mehr lange leben, Gott gebe seiner Seele Frieden. Hier, das ist die Thüre. Adieu, mein Herr."

Walter's Finger ruhen auf der Klinke. Er empfand sein Lebenlang ein nervöses Zurückschrecken vor Krankenbetten, einen stolzen Ekel vor allem „Unangenehmen." Halb bereut er, daß er seinen Vorsatz durch seines Weibes Thränen umstoßen ließ. Vielleicht wollte Harry ihm Vorwürfe machen. Sein eigenes Gewissen bringt ihn auf den Gedanken. Er steht unentschlossen, sein krampfhafter Druck verdirbt Mary's reizendes Bouquet. Wenn Harry ihm Vorwürfe machte! Langsam öffnet er die Thür. Die Blumen entfallen seiner Hand! Ist diese abgezehrte, erstarrte Gestalt sein klaräugiger, jugendschöner Bruder? — Vorwürfe?

Walter, hier ist kein Vorwurf als das ruhige, gen Himmel gewandte Gesicht. Kein Wort zermalmt, wie das Schweigen dieser todten Lippen. Kein Schmerz ist so tief, wie der Gedanke, daß die Beleidigten unsere strömenden Thränen nicht mehr sehen und unser reuemüthiges Schluchzen nicht mehr hören, daß sie hingerückt sind vor den Richter, vor welchem auch wir einmal erscheinen werden.

Mäßigkeit.

„Halte Maß in Speis' und Trank,
So wirst du alt und selten krank."

Diese Mahnung ist nicht nur wahr, sondern man findet besonders zu unserer Zeit auch häufige Veranlassung, über dieselbe ernstlich nachzudenken. Wie viel wird durch Unmäßigkeit an sich selbst und seinen Mitmenschen gesündigt! Warum geht am Montag Morgen so mancher Mann mürrisch und schwerfällig an seine Arbeit, warum sitzt so mancher Kaufmann verdrossen und matt vor seinen Büchern, so mancher Gymnasiast mit ödem und dumpfem Kopf auf seiner Schulbank? Ist's nicht deßhalb, weil am Sonntag gegen das Gesetz der Mäßigkeit gesündigt worden ist? Ja, betrachten es nicht Manche als eine Ehre und als ein wichtiges Symptom angehender Männlichkeit, sich eines Rausches rühmen zu können? Ich habe schon junge Leute gesehen, welche sicher noch ganz nüchtern waren, aber sich wenigstens den Anschein gaben, als wären sie stark angetrunken. O Thorheit und Schande! Gläsern dreinschauen, anstatt klar und lebendig, lallen, anstatt zu reden, schwanken, anstatt zu gehen,—fürwahr eine besondere Ehre! Wenn man einem solchen Wüstling am folgenden Tag sein Bild zeigen könnte, wie es am Abend zuvor war, — müßte es ihm nicht die Schamröthe ins Angesicht treiben, wenn er überhaupt noch im Stande ist, sich zu schämen? Und es ist nicht blos der eine Abend, an dem du deine Menschenwürde in den Staub und Koth ziehst, — nein, ein solcher Abend wirkt nach, schwächt den Körper und Geist, und wenn du auch die Folgen nicht sofort in der Jugend wahrnimmst, so bleiben sie doch gewiß im Mannesalter nicht aus. Es sind erst einige Wochen her, da stand ich am Sterbe-

bette eines jungen Mannes, der die Schwindsucht hatte und schon vom Tode gezeichnet war. Sein Auge war glanzlos und tiefliegend, seine Wangen eingefallen, die Gesichtszüge schlaff und matt. Mit Thränen der Wehmuth gedachte er seiner Altersgenossen, welche jetzt eben daran waren, in frischer Kraft und frohem Lebensmuth sich ihre eigene selbstständige Lebensstellung zu gründen, und „wissen Sie," sagte er, „was mir das Krankseín am schwersten macht? Ich könnte auch gesund und kräftig sein, wie die Andern, aber ich bin selber schuld daran, daß ich so elend geworden bin. Ich habe schon auf dem Gymnasium das Trinken angefangen, habe es auf der Hochschule fortgesetzt und bin dann plötzlich zusammengebrochen und geworden, was ich jetzt bin." Und er war ein reichbegabter Jüngling gewesen, der Stolz und die Freude seiner Eltern, welche jetzt mit namenlosem Schmerz an seinem Sterbebette standen und wenige Tage nachher ihm die Augen zudrückten. Hüte dich vor der ersten Sünde gegen die Mäßigkeit und Nüchternheit! Kämpfe ritterlich gegen alle Versuchungen zur Unmäßigkeit! Halte dich im Essen und Trinken immer mäßig, das heißt so, daß dein Geist Herr im Haus bleibt, und der Körper ihm zu gehorchen im Stande ist; daß deine Gedanken stets klar, deine Bewegungen frei und sicher, deine Reden verständig bleiben, und du jeden Augenblick auf jeden Ruf, der an dich ergeht, auch wenn es ein Gottesruf ist, ja wäre es selbst der Ruf aus dieser Welt, ein freudiges „Hier bin ich" bereit hast.

Indeß nicht blos in der Vermeidung des Zuviel beim Essen und Trinken zeigt sich die Mäßigkeit, sondern auch in der Art und Weise, wie beides genossen wird. Es gehört zum Häßlichsten, was es gibt, wenn aus dem Essen und Trinken ein Selbstzweck, ja eine Art Kunst und Wissenschaft gemacht wird. Es ist ja gewiß richtig, daß bei Speise und Trank nicht blos der Magen, sondern auch der Gaumen betheiligt ist, d. h. daß es sich dabei nicht blos um die Er-

nährung, sondern auch um den Geschmack handelt. Und wenn Gott selbst den Speisen ihren Wohlgeschmack verliehen hat, so ist ja damit ausdrücklich eine, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ästhetische Seite der Sache anerkannt. Sonst hätte Gott es ja so einrichten können, daß die Menschen jene Substanzen, auf denen die Ernährung des Körpers beruht, in ihrer elementaren Urform ohne Rücksicht auf den Geschmack zu genießen bekämen. Aber wenn man schon Leute in Entzücken gerathen sieht über ein rares, feines Gericht — von den blasirten Gourmands rede ich hier nicht — so ist das ein über die Maßen widerwärtiger Anblick. Da lobe ich mir noch das Jubelgeschrei, mit dem eine Schaar kleiner Kinder ihr Leibgericht auf dem Tisch aufmarschiren sieht! Ein Christenmensch genießt Speise und Trank als leibliche Gaben Gottes mit Danksagung. Er ißt nicht, um zu essen, und trinkt nicht, um zu trinken, sondern er thut beides, weil es zu des Leibes Nothdurft gehört, und dankt Gott dafür. Freilich gilt bei Vielen das Tischgebet auch nicht mehr als zeitgemäß, namentlich wenn man Gäste hat oder an der Gesellschafts- oder Gasthaustafel ißt. Es gibt fortgeschrittene Leute mit dem Christennamen, die es geradezu als Beleidigung ansehen, wenn Einer neben ihnen zu Tische betet. Ein Solcher fragte den alten Pfarrer Flattich einmal spöttisch, ob bei ihm zu Hause Alles bete? „Nein," sagte er, „ich habe ein paar Schweine, die beten nicht."

Keuschheit.

Die Tugend der Keuschheit ist ein glänzender Stern in jedem Menschenleben. Auf sie kommt es hauptsächlich an, wenn von der Reinerhaltung und der Bewahrung des Leibeslebens die Rede ist. Ich brauche sie nicht erst zu schildern, die Seuche, die im Finstern schleichet, die Pestilenz, die am Mittag verderbet. Ich brauche auch die Folgen dieser Pestilenz nicht erst auszumalen: den befleckten Leib, das gebrandmarkte Gewissen, die verunreinigte Phantasie, und in vielen Fällen noch die hohlen Augen, die verlorne Kraft, den zerrütteten Geist. Ich habe einen Jüngling gekannt, der war riesenstark. Er hatte eine mächtige, breite Brust, Knochen wie Eisen und Muskeln wie von Stein. Im Turnen, im Ringen, wo es sich um ein Kraftstück handelte, that es ihm Keiner zuvor. Und wie sein Körper, so war auch sein Geist, frisch, elastisch, munter und zu schwerer Arbeit immer aufgelegt. Es war eine Freude, ihn heranwachsen zu sehen, was konnte noch Alles aus ihm werden!

„Welten schliefen im herrlichen Jungen,
Ha, wenn er einstens zum Manne gereift!"

Plötzlich aber fing er an zusammenzufallen, seine Kraft nahm ab, seine geistige Beweglichkeit erlahmte, er wurde zerstreut, denkfaul, wie er vorher denkeifrig gewesen war, und jetzt — sitzt er als Blödsinniger den ganzen Tag auf dem Boden, lächelt stumpf vor sich hin, und der höchste Genuß, den man ihm gewähren kann, ist eine Prise Tabak. Der Wurm aber, der an ihm nagte und endlich ihn aufzehrte, das war die Unkeuschheit. Du kennst auch den riesenstarken Helden des alten Testaments, Simson. Wie herrlich war er ausgerüstet

an Körper und Geist, gottverlobt von Mutterleibe an. Und doch, wie wenig hat er im Ganzen ausgerichtet! Seine Thaten sind abenteuerlich, interessant, aber rettende Thaten im großen Stil waren es nicht. Er zersplitterte seine Kraft in einzelnen Kraftstücken, aber die wenigsten darunter kamen seinem Volk zu gut. Und woher die Zersplitterung? Warum kam er zu keiner großen rettenden That? Weil er seine Sinnlichkeit nicht zu zügeln vermochte und in Folge davon bald diesem, bald jenem Weib in die Hände fiel, bis zuletzt Eine über ihn kam, die ihn überlistete und seine Heldenkraft völlig brach. Sieh also, wie verheerend und zerstörend die Unkeuschheit selbst auf die unverwüstlichste Heldenkraft wirken kann.

Das hat einer der größten deutschen Männer, der große Kurfürst von Brandenburg, bei Zeiten bedacht und dadurch seinen Leib und seine Seele errettet. Er kam als junger Prinz auf einer Reise nach dem Haag, der holländischen Residenz. Dort waren damals viele ausgezeichnete Staatsmänner beisammen, aber auch viele leichtsinnige, sittenlose junge Edelleute. Einige der vornehmsten machten sich bald an den Kurprinzen und suchten ihn durch ihren Umgang zu fesseln. Einst luden sie ihn zu einem Gelage ein, das bis in die Nacht hinein währte, und bald waren außer dem Prinzen Alle mehr oder weniger betrunken. Da erschienen, verabredeter Maßen, leichtfertige Dirnen, welche von den betrunkenen Zechgenossen jubelnd begrüßt wurden. Dem Kurprinzen trieb es die Zorn- und Schamröthe ins Gesicht, als er merkte, auf was es abgesehen war. Rasch stand er auf, um die Gesellschaft zu verlassen. Man redete ihm zu, länger zu bleiben, jetzt komme erst das Beste und Schönste. Er aber rief: „Ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Vaterlande schuldig, daß ich diesen Ort sofort verlasse!" Und am nächsten Morgen saß er schon zu Roß und ritt aus der Stadt hinaus, nach dem Kriegslager des Statthalters Friedrich von Oranien, der eben die feste Stadt Breda belagerte. Als dieser den Grund der schleunigen

Abreise des Kurprinzen vernahm, rief dieser begeistert: „Eure Flucht beweist mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda erobere! Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird das Große gelingen.“ Und das Große ist ihm gelungen. Wäre Friedrich Wilhelm damals im Haag nicht so ritterlich geflohen, wer weiß ob er jemals bei Fehrbellin so ritterlich und siegreich sein Schwert geschwungen hätte! Rechtzeitige Flucht verhütet Manches, dessen man sich später schämen muß. Und wenn man sich dessen nicht schämt, so ist es nur um so trauriger. Wie Mancher ist dadurch in Sünde und Schande gerathen, daß er zu feig war, im rechten Augenblick zu fliehen! Wäre Joseph vor der Verführung nicht geflohen, so wäre er vielleicht nicht ins Gefängniß gekommen, aber er hätte auch nicht Egyptens Volk und seines Vaters Haus vom Hungertod gerettet. Seine Geschichte zeigt deutlich, wie oft ein Jüngling, der solchen mächtigen Versuchungen in Gottes Kraft energisch widersteht und seine Unschuld bewahrt, später ein besonderes Maß von geistiger Ausrüstung empfängt, um auch Anderen ein Segen zu werden. Der Altvater Ephrem, bekannt unter dem Namen, „der Syrer,“ kam in Edessa neben einer verrufenen Dirne zu wohnen. „Fehlt dir nichts?“ fragte sie ihn eines Tages, als sie ihn von ihrem Zimmer aus am Fenster stehen sah. „Nichts, als einige Steine und etwas Lehm, um dieses Fenster zu verstopfen, durch welches du mir ins Zimmer siehst.“ —

Rechtzeitig fliehen! Wenn du dich in unsauberer Gesellschaft findest, so fliehe! Wenn ein Bild, eine Scene dein Auge fesseln will, wodurch böse Gedanken in dir hervorgerufen werden, so wende den Rücken und fliehe! Wenn dir ein schändlich Buch in die Hand kommt, und dein Auge stößt auf einen Satz, einen Abschnitt, eine Ueberschrift, wodurch deine Gedankenwelt vergiftet wird, so schleudre das Buch in eine Ecke oder ins Feuer und fliehe! Und wenn aus irgend welchen andern Veranlassungen unreine Bilder und Lüste in deiner Seele aufsteigen, so lauf ihnen davon, nimm etwas Anderes

vor, lerne, arbeite, säge Holz, concentrire deine Gedanken auf einen Bibelspruch, auf einen Liedervers, bete zu Gott, schreie aus Leibeskräften, lauf dich müde in Wald und Feld, kurz, thue dies und das, um den bösen Gedanken davonzulaufen. Hüte dich besonders vor dem oben schon erwähnten Feind, nemlich der Weichlichkeit, denn diese ist die Brutstätte böser Lüste und Gedanken, der Giftsumpf, aus dem die leib- und seelenvergiftenden Dünste aufsteigen. Als Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, noch ein Knabe war, bekam er eines Tages einen schönen Schlafrock zum Geschenk. „Denselben hat der junge Herr erstlich von hinten und von vorn, von außen und von innen genau betrachtet, alsdann aber denselben ergriffen und in das Feuer geschmissen, welches, weil es zur Winterzeit gewesen, in einem Kamin sehr stark gebrannt hat." Und woher hat sich der alte Ernst Moritz Arndt seine körperliche Kräftigkeit und Frische bewahrt bis ins hohe Alter? Er war als Jüngling blühend und stark, voll üppiger Kraft, die seine Glieder schwellte und in mancher Beziehung eine Versuchung für ihn war, um so mehr, da er in dem verführungsreichen Stralsund als Student lebte und für die Freuden der Jugend einen besonders aufgeschlossenen Sinn hatte. Um aber rein und keusch zu bleiben und aus der Stadt so unbefleckt herauszukommen, wie er hereingekommen war, lebte er so einfach wie möglich. Brod und Wasser war sein Frühstück; die Abende blieb er zu Hause und begnügte sich mit Butterbrod und einem Glas Wasser. Auch suchte er seinen Körper durch Fußtouren, kalte Bäder bis in den November hinein und mäßigen Schlaf abzuhärten und das Fleisch unter den Willen des Geistes zu beugen. Ja, er ging sogar eine Zeit lang ernstlich damit um, das Studium mit der Landwirthschaft zu vertauschen, und noch nach seiner Studentenzeit schlief er gelegentlich des Nachts auf harten Brettern oder wanderte in Wald und Feld herum, um sich selbst in der Gewalt zu behalten. Das brauchst du nun just nicht Alles nachzumachen, aber

tüchtig arbeiten und recht müde werden — das ist ein Segen. Sorge, daß du jeden Abend recht müde und schlafbedürftig zu Bette gehst, und befiehl, ehe du einschläfst, deinen Leib und deine Seele dem Schutz Gottes und seiner heiligen Engel; und wenn du Morgens auf wachst, so sollst du flugs aus dem Bette fahren, dein „Das walte Gott" beten und alsdann fröhlich an die Arbeit gehen. Ein reiner und gesunder Leib als Wohnung für eine reine und gesunde Seele, dazu helfe dir Gott!

Geistesbildung.

Zur Geistesbildung gehört vor allen Dingen, daß Jemand das, was er nach seinem Stand und Beruf zu lernen hat, tüchtig und gründlich lernt. Hast du also eine gute Schule durchlaufen und sollst z. E. Kaufmann werden, und trifft dich nun das Loos, mit vorgebundener grober Schürze im Magazin zu stehen oder hinter dem Ladentisch den Kunden ihre Waare abwägen zu müssen, so mußt du bei Leibe nicht denken, daß dies eines gebildeten Menschen unwürdig sei, sondern du mußt von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß gerade dies jetzt wesentlich zu deiner Geistesbildung gehöre. Oder, wenn du dich zur Universität vorbereitest und mußt demgemäß fleißig auf der Schulbank sitzen und allerlei trockene Dinge treiben, die dir schlecht behagen und sauer eingehen, so sollst du nicht denken, das sei eigentlich keine menschenwürdige Arbeit, und eine schöne Geschichte zu lesen oder in Poesieen zu schwelgen wäre viel bildender, sondern du sollst dafür halten, daß gerade diese trockene Arbeit jetzt für deine Geistesbildung ganz besonders

wesentlich sei. Nichts macht einen unangenehmeren Eindruck als ein Mensch, der über alle möglichen Dinge, die vielleicht gerade zum Tagesklatsch der „gebildeten" Welt gehören, höchst „gebildet" zu reden versteht, der genau weiß, was die Kritik über den neuesten Roman zu sagen hat, oder wer gegenwärtig den Othello oder Richard III. am besten zu spielen weiß, aber dann in Dem, was er eigentlich wissen soll, schlecht beschlagen ist. Das ist eine windige Bildung, die den Namen, mit dem sie sich schmückt, kaum verdient. Und doch wandeln so manche derartige Bildungsritter von der traurigen Gestalt in der Welt umher, und wenn man an ihrer Bildung zweifelt, so nehmen sie's bitter übel.

Ich glaube geradezu, daß im jugendlichen Alter mit der gründlichen Aneignung Dessen, was der Beruf oder eine höhere Schulbildung fordert, der Bildungsdrang vollauf beschäftigt sein wird. Besuchst du eine höhere Lehranstalt, etwa als Vorbereitung für die Universität, so ist da in der That schon der Lectionsplan reichhaltig genug, um dich in die allerverschiedensten Bildungsgebiete einzuführen, und du hast gewiß genug und übergenug zu thun, um dir alle den Bildungsstoff, der dir da geboten wird, gründlich anzueignen und ihn gehörig zu verarbeiten. Stehst du dagegen schon in der Erlernung eines ganz bestimmten kaufmännischen oder gewerblichen Berufs, so wirst du, je gründlicher, eifriger und gewissenhafter du ihn betreibst, desto mehr Bildungskräfte für den Geist in demselben entdecken und Gelegenheit und Aufforderung genug haben, über die krämer- und handwerksmäßige Auffassung deines künftigen Berufs hinaus —, in eine geistigere, edlere und weitere Auffassung desselben hineinzukommen. Es ist doch ein großer Unterschied zwischen einem Kaufmann, der seine Waare eben im Magazin hat, ihren Preis und ihre Verwendung kennt, im Uebrigen sich aber nicht weiter um sie bekümmert, und zwischen einem Kaufmann, der auch etwas von dem Lande weiß, aus dem die Waare kommt, sich ein

Bild von demselben und seinen Bewohnern machen kann, der weiß, wie und wo die Waare gewonnen, wie sie verarbeitet wird, welche Stellung sie im allgemeinen Weltverkehr einnimmt u. s. w. Im ersteren Fall reden wir von einem ungebildeten, im zweiten von einem gebildeten Kaufmann. Und so ist es in allen Berufsarten, sowohl mit Bezug auf den Handwerker wie auch auf den Landmann. Jeder Beruf hat neben seiner materiellen Außenseite auch eine geistige Innenseite, und dieser zu genügen, dieser sich zu bemächtigen, ist eine Aufgabe, ohne deren Lösung sich vollständige Berufsbildung überhaupt nicht denken läßt, deren Lösung aber auch alle Bildungsquellen erschließt, welche für Jeden, in seinem besonderen Stand und Beruf wichtig und zugänglich sind. Und wie reich und mannigfaltig sind die Mittel, welche die Gegenwart jedem strebsamen Menschen an die Hand gibt, um auch in einem nicht eigentlich wissenschaftlichen Beruf zu der geistigen Innenseite desselben vorzudringen!

Hast du dann noch Zeit übrig, um durch Privatlektüre dir noch weitere Bildungsstoffe und Bildungskräfte zuzuführen, so ist's um so besser. Ich denke dabei namentlich an solche Lectüre, welche nicht unmittelbar belehrend, sondern im Allgemeinen geistig anregend oder auch einfach unterhaltend ist. Es ist gut, wenn du allmälig mit dem Besten, was die besten Vertreter der Literatur hervorgebracht haben, bekannt wirst, denn es sind darin Bildungsschätze aufgehäuft, welche dir nicht verschlossen bleiben sollen. Aber nur fein Alles zu seiner Zeit und in seiner Ordnung.

Du versäumst jedoch für deine Bildung nichts, wenn du die Romanliteratur auf der Seite liegen läßt und dich dafür an das Gediegene, Bewährte und wahrhaft Gründliche hältst, was unsere Classiker hervorgebracht haben. Es ist mit manchen Leuten aus gebildeten Ständen nachgerade soweit gekommen, daß ihnen vor lauter Ueberfütterung mit Romanen, gründliche

und belehrende Schriften, ja sogar Schiller langweilig geworden ist.

Was übrigens auch deine Lectüre sein mag: treibe sie mit Maß. Hüte dich vor der Lesewuth, welche den Lesestoff nicht mehr ordentlich aufnimmt, sondern nur so hineinschlingt. Man kann mit den besten Büchern den geistigen Magen überladen, und dadurch sein geistiges Leben stören und verstimmen; im besten Fall bleibt bei solchem Uebermaß selbst die beste Lectüre unfruchtbar. Die Gestalten, die sie vorführt, ziehen an deiner Phantasie vorüber, ohne daß die vom Verfasser des Buchs gewünschten und beabsichtigten tieferen, nachhaltigen Eindrücke aufkommen könnten. Bist du darum in Gefahr, solcher Lesewuth zu verfallen, so enthalte dich lieber eine Zeit lang derartiger Lectüre, so sauer es dir vielleicht geschieht. Solche Selbstbeschränkung ist für die geistige Gesundheit unentbehrlich.

Aber wenn wir von der Lectüre als einem Bildungsmittel reden, so dürfen wir an einem ganz bestimmten Buch nicht vorübergehen, nemlich an der Bibel. Welche Blicke erschließt sie in das Menschenherz mit seinen Höhen und Tiefen, so wahr, so echt, so lebensvoll wie kein anderes Buch der Welt. Welche psychologischen Räthsel treten uns da entgegen, geheimnißvoll und doch nicht verwirrend! Wie zart die Lyrik, wie episch, gemüthlich und kindlich die Erzählung, wie dramatisch gewaltig die Verwickelungen und Katastrophen!

Man kann diesen Bildungswerth der Bibel kaum glänzender anerkennen, als jener Mann that, der sonst nicht zu den besonderen Freunden der Bibel gehörte, aber doch bekannte, wenn er einmal zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt würde, und dürfte ein Buch, aber auch nur eines mitnehmen, so würde er ohne Bedenken sofort zur Bibel greifen, weil nichts ihr gleiche an Reichthum, Mannigfaltigkeit und anregender Kraft. Darum hat auch ein ganz moderner Schriftsteller, der sonst ganz zu den Propheten des jetzigen Weltgeistes

gehört, das Wort ausgesprochen: „Auch abgesehen von ihrem religiösen Werth, rein ästhetisch betrachtet, bleibt die Bibel das Muster eines Volksbuchs. Es sind in der Bibel die Urformen und Grundlinien menschlichen Seelenlebens gegeben, wir werden immer daran zu lernen haben." Ja selbst, wenn in der Neuzeit solche Stimmen sich nicht erheben würden, so würde die ganze europäische Culturgeschichte als Zeugin für den Bildungswerth der Bibel auftreten. Ihre Texte hat ein Raphael, ein Leonardo da Vinci, ein Albrecht Dürer mit Farben und Gestalten, ein Bach, ein Händel mit Tönen illustrirt. Am Anfang der deutschen Literaturgeschichte steht als erstes granitenes Denkmal germanischen Geistes die gothische Bibelübersetzung des Ulfilas; und da wo der germanische Geist sich losringt von den römischen Kirchenfesseln, wo demgemäß eine neue Sprache sich Bahn bricht im deutschen Volk als Trägerin neuer Gedanken, da ist's wiederum eine Bibelübersetzung, in der sie zuerst ihren Ausdruck findet, nemlich die lutherische. Und kennst du nicht jene zwei herrlichen Dichtungen aus uralter Zeit, die ersten poetischen Huldigungen, welche das deutsche Volk dem Heiland der Welt dargebracht hat, den sächsischen „Heliand" und den „Christ" des Mönchs Otfried von Weißenburg? Siehe also, wie innig unsere Bildung von Anfang mit der Bibel verwachsen war.

Aber auch heutzutage noch ist die Bibel die gemeinsame Grundlage der Bildung für alle Stände, für die niedersten wie für die höchsten, sie ist das Buch für Alle. Nimm die Bibel weg, so haben wir kein Buch mehr, das Allen im Volk gemeinsam ist und Alle zusammen hält, so verlieren wir die einheitliche Volksbildung, die Volksklassen zersplittern sich je nach ihrem verschiedenen Bildungsstand und verstehen gegenseitig ihre Sprache nicht mehr.

Es handelt sich ja überhaupt bei der Geistesbildung durchaus nicht blos um das Wissen, sondern um den ganzen Menschen, nach Wissen, Willen und Gemüth. Es handelt

sich darum, daß der ganze Mensch aus dem Rohen und Gemeinen, aus der Beschränktheit des eigenen kleinen Ich herausgehoben, ins Element des Idealen, Göttlichen versetzt und von demselben durchdrungen werde. Wahre Geistesbildung muß es dahin bringen, daß aus dem Menschenbild herausleuchte das heilige, selige Gottesbild, und ihr Ziel ist, daß Jeder in seiner Art des Einen Gottes Licht und Leben widerstrahle, wie im Blumengarten jede Blume in eigenthümlich schönem Farbenglanz leuchtet zum Preis Dessen, der sie so herrlich bekleidet. Was hilft alles Wissen, wenn das Herz roh, der Eigenwille ungebrochen bleibt? „Bildung macht frei," hat man schon oft gesagt, und manche Vereine haben es sogar als Symbolum auf ihre Fahne geschrieben. Ja wohl macht Bildung frei, aber nur dann, wenn sie nicht blos das Wissen bereichert, sondern ins Centrum trifft, ins Herz hineinreicht.

Aus solcher Herzensbildung wächst dann auch dasjenige äußere Benehmen heraus, das mit allem Recht von einem gebildeten Menschen erwartet wird. Ist die Rohheit im Herzen gebrochen, so wird sie sich auch im Aeußeren allmälig verlieren. Ich meine nicht, daß dazu der Anstand gehöre, der von einem Ceremonienmeister beigebracht wird, der die Füße richtig zu setzen, jede Bewegung regelrecht abzumessen, bei jeder Verbeugung den richtigen Winkel zu treffen weiß. Hast du Das, so ist's gut, aber absolut nothwendig ist's nicht. Es gibt auch einen Anstand, der von innen heraus wächst, und gerade dieser ist es, den man bei jungen Leuten ganz besonders gerne sieht. Dieser Anstand entwickelt sich da, wo die bedenklichste innerliche Unbildung, nemlich das Eingenommensein von sich selbst, gründlich überwunden ist, und er besteht der Hauptsache nach in nichts Anderem, als in der Uebung der Bescheidenheit. Bescheiden sein, das heißt von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß das eigene Ich mit allen seinen Angelegenheiten für die Welt gar nicht so wichtig und darum auch den Leuten gar nicht so interessant ist,

daß es überall sich in den Vordergrund stellen müßte. Nicht als sollte sich Einer gerade absichtlich verstecken, wie der neugewählte König Saul that, der sich unter die Fässer versteckte. Item, gefunden hat man ihn zuletzt doch, und König ist er geworden, und daß man ihn hinter den Fässern suchen mußte, hat seiner königlichen Würde, so viel bekannt, keinen Eintrag gethan. Unbescheidenheit ist ein Zeichen von Unbildung und macht auch im Aeußeren unanständig, weil der Unbescheidene seiner Person, seinen Ansichten und Meinungen eine Wichtigkeit beilegt, welche sie durchaus nicht haben. Bescheidenheit ist ein Zeichen wahrer Bildung: das Ich mit seinen Interessen ist an den richtigen Platz gerückt und hat aufgehört, sich aufzudrängen.

Aberglaube.

Es liegt in der menschlichen Natur ein auffallender Hang zum Wunderbaren, Geheimnißvollen, dem sich nur Wenige zu entziehen vermögen. Steht auch unsere aufgeklärte Zeit, wo große naturwissenschaftliche Entdeckungen bedeutenden Einfluß auf die gesammte geistige Bildung gewonnen haben, nicht mehr so stark unter dem Einflusse blinden Aberglaubens, so begegnen wir doch seinen mehr oder minder schwachen Spuren noch heutzutage auf allen Wegen und in allen möglichen Formen, und dicht neben der Bildungshöhe macht sich nur zu oft der Aberglaube auf die unangenehmste Weise fühlbar und greift mannigfaltig ins menschliche Leben ein. Er zerstört die richtigsten Ansichten und rüttelt an den ewig festen Gesetzen der Natur und der darin waltenden Zwecke des allweisen Schöpfers.

Gar Viele meinen darüber hinaus zu sein, aber deutlich kommt er zu Tage, wenn in Wort oder That etwas gegen ihren uneingestandenen Aberglauben streitet. So spielen Unglückstage eine große Rolle. Jene wagen Freitags keine Reise zu beginnen, diese Montags kein neues Unternehmen ins Werk zu setzen, weil sie am glücklichen Vollenden und Gedeihen zweifeln. Ist aber nicht jeder Tag, den wir erleben, Gottes Geschenk? Kann Er mit seltsamem Eigensinne unser Wohl oder Wehe an einen wöchentlich zurückkehrenden Tag knüpfen? Umsonst spricht die Erfahrung gegen den thörichten Glauben. Die Zahl sieben und dreizehn gilt als eine ominöse, und es gibt Leute, die um keinen Preis zu dreizehn in einer Gesellschaft sein möchten, ja in Paris wird sogar ein Gewerbe daraus gemacht, als Vierzehnter bei Tafel zu erscheinen. Statt die theilnehmende Frage: Wie geht's? mit einem: Gott sei Dank, gut! zu beantworten, wagen Manche nicht ihr Wohlsein zu „berufen" und wollen sich dessen nicht vor Anderen bewußt werden. Liegt etwa in der dankbaren Anerkennung, daß uns Gott Gesundheit geschenkt, ein freventliches Herausfordern des Schicksals? „Diese Art von Aberglauben," äußert Humboldt, „ist sehr alt und wohl unter den meisten Völkern verbreitet." Das Preisen des Glückes ist überall als ein Ueberheben über den unsteten Gang der menschlichen Dinge, oder als etwas Anmaßendes, der Demuth und Scheu Entgegenlaufendes angesehen worden. Daran hat sich der Begriff geknüpft, daß diesem Ueberheben die Strafe nachfolgt, zu der sich die häufige Erfahrung eines solchen Wechsels der Dinge gesellt hat. In furchtsamen Gemüthern hat das also ein Streben hervorgebracht, sein Glück lieber zu verbergen, wenigstens nicht kund werden zu lassen, das Schicksal nicht daran zu erinnern, daß es wohl Zeit sei, nun auch einen Wechsel eintreten zu lassen.

Mit Sympathiemitteln werden noch täglich die größten Speculationen gemacht; der Glaube an diese ist überall ver-

breitet und namentlich im Volke festgewurzelt, davon zeugt der rasch wachsende Reichthum einzelner Wunderdoctoren und ländlicher „Besprecher," die gewöhnlich bei ihrem Hirtenamte noch diesen Nebenverdienst pflegen. Auch die Epidemie des „Tischrückens," die Befragung der Geister mittelst „Storchschnabels" ist noch nicht überall als Selbstbetrug erkannt und gemieden worden. In den letzten Jahren haben sich Gesellschaften constituirt, die sich den Verkehr mit abgeschiedenen Geistern zum Zweck und Ziel gestellt. Selbst der Gespensterglaube ist nicht ganz aus der Welt verschwunden. In alten Schlössern soll es „spuken," an Kreuzwegen nicht „geheuer" sein, in verfallenen Häusern „geht es um," oder in einsamen Bergen „eignet" es sich.

Eine Abart des Aberglaubens sind die Ahnungen, die sich nie bei völlig gesunden, kräftigen Menschen, wohl aber bei Personen von gestörtem, überreiztem Nervensysteme zeigen; sie sind dann mehr als Nervenkrankheit, wie als etwas Uebernatürliches, als ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige," zu betrachten. Die liebevolle Hand des himmlischen Vaters zieht den Schleier über das Geheimniß der Zukunft, der Mensch soll sie eben nicht kennen, um froher den Augenblick der Gegenwart zu genießen und freier und unabhängiger zu handeln.

Vom religiösen sowohl, wie vom wissenschaftlichen Standpunkt ist der Aberglaube durchaus verwerflich; es wird eben dann der Glaube, bei dem ein Aber statt hat. Das religiöse Gefühl kennt keinen Zufall; Energie eines sittlichen Entschlusses macht sich nicht abhängig von den Wahngebilden der Phantasie, sie erblickt vielmehr in Allem Gottes weise Führung. Und die Wissenschaft lehrt, daß Alles in der Welt auf ewigen, vom Schöpfer selbst angeordneten Naturgesetzen beruht.

„Dort in jenen düstern Fernen
Waltet keine blinde Macht,
Ueber Sonnen, über Sternen

Ist ein Vateraug, das wacht.
Keine finstern Mächte rathen
Blutig über unsre Thaten,
Sie sind keines Zufalls Spiel.
Nein, ein Gott, ob's Manche leugnen,
Führt sie, wenn auch nicht zum eignen,
Immer doch zum guten Ziel."

Sei daher ernstlich bestrebt, in deinen Kreisen nach Kräften den Aberglauben zu bekämpfen und der Vernunft Gehör zu geben. Gib dich dem unbedingten Glauben an Gott hin, sieh in allen Ereignissen und Schickungen seine fürsorgliche Hand. Leihe nicht sofort allen wunderbaren Erscheinungen und räthselhaften Erzählungen gläubiges Auge und Ohr, gehe lieber jeder Sache, die dir ungeheuerlich vorkommt, auf den Grund, und du wirst fast in allen Fällen bald die natürliche Ursache deiner Beängstigungen entdecken, und zwar um so eher, je mehr du Einblick in die allgemeinen Naturgesetze gewinnst.

Dem Aberglauben zur Seite steht gewöhnlich Furchtsamkeit. Letztere nehmen wir meist aus den Kinderjahren, wo durch grausenhafte Erzählungen und Vorspiegelungen unsere jugendliche Phantasie aufgeregt wurde, mit hinüber in das reifere Alter. Wir halten die Bilder in unserer Einbildungskraft fest und werden von ihnen fast unwillkürlich, sobald eine Gelegenheit den Anstoß gibt, gestört und beunruhigt. Muth und Verachtung der Gefahr ist eine Tugend, die den Mann schmückt, aber auch das Weib soll sich bis zu einem gewissen Grade furchtlos und unerschrocken zeigen. Feigheit ziemt selbst dem zarten Geschlechte nicht, das, wie unendlich viele Beispiele der Geschichte uns lehren, sich zum höchsten Heroismus und zur reinsten Selbstverleugnung aufschwingen kann. Konnte eines Weibes Haupt je die Märtyrerkrone umstrahlen, wenn sie physischen und moralischen Muthes entbehrt hätte?

Nervenschwache Leute sind natürlicherweise mehr zum Erschrecken und zur Furcht geneigt, als kräftig organisirte. Indem man sich also körperlich kräftigt, erstarkt man auch geistig.

Bewahre dir eine heitere, frische Stimmung, vermeide vor Allem das Lesen aufregender Schriften, wie Criminal-, Räuber- und Spukgeschichten, welche letztere ohnedies dem geläuterten Geschmacke zuwider sind und die Phantasie mit thörichten Schreckbildern erfüllen. Vergiß nicht, daß du stets in Gottes Hand bist, daß alle deine Haare auf deinem Haupte gezählt sind, daß auch kein Sperling ohne seinen Willen vom Dach fällt, und besorge deßhalb nicht, was dich zukünftig treffen könnte.

Conversation.

Der Hauptreiz und das belebende Element der gebildeten Gesellschaft ist die Conversation; sie ist der Kampfplatz, wo Meinungen, Ansichten und Grundsätze gegen einander auftreten. Der Austausch der Ideen aber nährt den Geist, es sei durch das, was wir geben, oder durch das, was wir erhalten. Treffen sich verwandte Geister, die sich gegenseitig die Zunge lösen und die Phantasie entfesseln, so wird die Unterhaltung ein wahrer Genuß, in gleichem Maße für Selbstbetheiligte wie für Zuhörer. Um jedoch ein anmuthendes und anregendes Gespräch zu veranlassen bedarf es jedenfalls, außer geistigem Fond und dialektischer Gewandtheit, der höflichsten Umgangsformen, welche mit unbefangenem Sichgehenlassen und Sichversenken in Andrer Interessen verbunden sein müssen.

Im Allgemeinen haben junge Leute abzuwarten, bis sie in das Gespräch gezogen werden, ist dies aber geschehen, dann sei es ihnen nicht verwehrt, ihren Geist und ihr Gemüth zu zeigen und den Faden der Unterhaltung nicht sofort abreißen zu lassen.

Beobachte, willst du mit Wort und Rede fesseln und für deine Meinung interessiren, folgende Hauptregeln in der Unterhaltung: Halte das Gespräch in den Grenzen der Sitte und des Anstandes; stelle dich und deine Angelegenheiten nicht in den Vordergrund, laß Eitelkeit und Eigenliebe nicht durchblicken; sprich nie von deinen Vorzügen und Talenten. Sei klar, kurz und bündig; wer zu viel spricht, spricht selten interessant. Sei durchdrungen von dem, was du redest, nur so überzeugst du. Sei nie heftig und rechthaberisch, aufgeregten Leuten gegenüber gib nach, bleib leidenschaftslos: mit Gewalt überzeugst du deinen Gegner nicht. „Der Gute spricht in schlichten Worten."

Flüstere nicht vertraulich deinem Nachbar ins Ohr: Heimlichkeiten in Gesellschaft sind unpassend und werden leicht als Spötteleien gedeutet. Ueberhaupt wende dich in deinem Gespräche möglichst an verschiedene Anwesende; die Schicklichkeit verlangt, daß du an alle Bekannte ein Wort der Begrüßung und Theilnahme richtest. Sei aufmerksam, wenn Andere mit dir sprechen; laß nicht zerstreut deine Blicke hin und her schweifen: das ist beleidigend für den Sprecher. Wenn Andere Anekdoten oder Thatsachen erzählen, falle nicht ins Wort und raube ihnen die Pointe. Ertrage es auch, eine Sache mehr als einmal anzuhören. Bei älteren Leuten kommt man wohl manchmal in diesen Fall; ihnen gegenüber behaupte nicht mit Unbescheidenheit dein Recht. Sobald Personen sprechen, die Unterrichteter sind als du, überlaß diesen das Wort zu führen; sollst du deine Meinung sagen, so thue es möglichst kurz.

Wenn eine gutangebrachte Frage zuweilen ein Mittel zur Belebung der Conversation sein kann, so ist ein wandelndes Fragezeichen höchst lästig. Deßhalb sei discret, forsche nicht nach Geheimnissen, voreilige Neugierde raubt das Vertrauen. Wirst du aber zum Vertrauten gemacht, so zeige dich dessen würdig; lerne schweigen und hören, auch *verschweigen*, wo

die volle Wahrheit schaden oder verletzen würde! Sei theilnehmend, tröstend, mißbrauche nie, auch nicht im Falle einer einstmaligen Entfremdung, die vertraulichen Mittheilungen.

Bist du im Besitz der die Conversation würzenden Eigenschaften, wie Geist, Phantasie und Witz, so laß deine Geistesblitze leuchten, aber glänze nicht damit auf Kosten Anderer, indem du ihre Art und Weise ins Lächerliche ziehst; Witz kann leicht verletzen, wenn er nicht von einem guten Herzen geleitet wird. Fehlt dir Geist und Witz, so hasche nicht darnach, vor Allem schmücke dich nicht mit fremden Federn, prahle nicht mit geborgten Meinungen, auch widersprich dir nicht, sondern sei möglichst logisch in deinem Denken und Sprechen. Hüte dich, in den Ton eines lästigen Schwätzers zu fallen, und bedenke immer, daß Reden Silber, Schweigen aber Gold ist. Sprich mit wohllautendem Tone, hochdeutsch und deutlich, aber nicht überlaut. Meide Kraftausdrücke, Schwüre, Trivialitäten und Fremdwörter, welche letztere entweder nicht in unserer Sprache aufgenommen, oder über deren Bedeutung du dir nicht ganz klar bist. Die deutsche Sprache ist so reich und biegsam, daß wir nur selten aus Mangel an bezeichnenden Ausdrücken bei fremden Nationen zu borgen genöthigt sind.

Die Gabe, zu erzählen, ist eine willkommene in jeder Gesellschaft; nicht Jeder besitzt sie. Der Eine zeichnet die Bilder und Umstände, die Personen mit lebendigen, scharfen Zügen, der Andere dehnt und wiederholt seine Geschichte dergestalt, daß die Zuhörer sich gründlich bei den oft wiederholten „sagte sie, sagte er, sagte ich" langweilen. Es kommt im Allgemeinen weniger darauf an, was man sagt, sondern wie man sich dabei ausdrückt. „Wer schnell gibt, gibt doppelt" gilt auch in der Conversation. Jeder sollte fühlen, wie weit er Talent hat, dramatisch zu erzählen, und wenn es ihm völlig abgeht, lieber auf längere Mittheilungen verzichten.

Wähle Themata, wenn du überhaupt das Gespräch zu führen hast, von denen du weißt, sie interessiren dein Gegen-

über. Ein wenig Widerspruch in gefälliger, bescheidener Form kann zuweilen die Conversation beleben, sie reizt den Andern zur Vertheidigung seiner Ansichten.

In Unterhaltung mit Personen, denen wir Ehrerbietung schulden, müssen wir unsern Worten und Reden eine gefällige Form geben. Wir sollen verbindlich und artig sein, ohne die Conversation zu leeren Redensarten abzuschwächen. Unbedingtes Behaupten einer Sache ist unbescheiden; man hat sich auch hier wie überall vor Anmaßung und Eigendünkel zu hüten und bedient sich bescheidener Wendungen, wie: „Nach meiner unmaßgeblichen Meinung, mir scheint es, wenn ich nicht irre, soviel ich gehört habe." Bemerkungen wie: „Das ist sonnenklar, das begreift jedes Kind, das ist nicht wahr, davon haben Sie keinen Begriff," sind zu vermeiden. Dagegen ist es höflich, zu sagen: „Verzeihen Sie, wenn ich widerspreche, oder nicht ganz beistimmen kann, erlauben Sie, gestatten Sie" ꝛc. Desgleichen will es sich nicht schicken, wenn junge Leute von Herren oder Damen sprechen, und diese nur bei den Familiennamen nennen. Das Wort „Herr" oder „Frau" wird nur bei großen Künstlern oder berühmten Personen weggelassen.

Als Wirthin sprich weniger, überlaß deinen Gästen mehr das Wort, wirf aber, um die Geister zu verschmelzen und von Zeit zu Zeit neu zu beleben, im rechten Augenblicke Funken in die Unterhaltung, indem du das Gespräch neuen Wendungen und Interessen zuführst.

Hüte dich über Familienangelegenheiten indiscret zu sprechen; überhaupt vermeide, was auch nur als die entfernteste Anspielung auf Ereignisse erscheinen kann, deren Erwähnung bei irgend einem Anwesenden trübe oder unangenehme Erinnerungen erwecken könnte. Ebenso umgehe möglichst, Personen zum Gegenstand deiner Unterhaltung zu machen; fast unbewußt verfällt man in den garstigen Fehler des Kritisirens und Medisirens. Stadtgeschichten und Klatschereien

nimm vorsichtig auf. Von schaudererregenden Dingen, von Jeremiaden, über Tod und Sterben, von Krankheiten, die Ekel und Abscheu erregen, schweige in Gesellschaft gänzlich, willst du gute Erziehung beweisen.

Ueber höhere Interessen und Religion zu „conversiren" ist gewagt und wird gar leicht zur Profanation. Geistvollen Gesprächen von Männern leihe gern dein Ohr; merke dir dabei die Platen'sche Lebensregel: „Bemerke, höre, schweige, urtheile wenig, frage, wo du nicht ganz verstehst." In gelehrte Verhandlungen oder politische Gespräche laß dich nicht ein, lausche lieber aufmerksam und lernbegierig und fühle mit Leonore im Tasso:

„Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt!"

Frauen haben allerdings die Gabe des Plauderns mehr als die Männer, und der Weg vom Herzen auf die Lippen scheint bei ihnen weniger entfernt zu sein. Schon unser Luther meint ja: „Die Weiber sprechen von dem, was sie verstehen, als Meisterinnen mit Holdseligkeit und Lieblichkeit der Stimme, und also, daß sie Ciceronen, den beredtesten Redner, übertreffen, und zu solcher Wohlredenheit sind sie geboren."

Wenn die Frauen der damaligen Zeit „holdselig und lieblich" geplaudert haben, so urtheilt ein geistreicher Satyriker über die Redeweise unsrer Schwestern von heutzutage: „Sie fließt wie ein Bach, der aus heiterer Quelle hervorquillt, und ist der Bach auch nicht tief, so ist er doch hell, und es spiegeln sich in ihm die gemüthlichen Bläuen des Himmels und die am Ufer blühenden Blümlein ab."

Bücher.

Bücher sollte Jedermann haben. Ein Haus ohne Bücher wird nicht unrichtig eine literarische Sahara genannt. Und wie viele solcher mag's geben! Wir werden als ein lesendes Volk bezeichnet, aber wie manches Haus trifft man, in welchem den Möbeln, Bildern und allerlei Verzierungen mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, als der Bibliothek. Ist es da ein Wunder, daß die Glieder solcher Familien, trotz allem äußeren Pomp, geistig Hunger leiden?

Es sagt ein Bücherfreund: „Wir beurtheilen den Eigenthümer eines Hauses sehr oft nach Kleinigkeiten, welche sich um das Haus herum befinden, an welche der Hausherr vielleicht gar nicht denkt. Als ich in früheren Jahren im Westen weite Reisen zu machen hatte, da waren die Wirthshäuser noch rar und oft gar kein solches zu finden. Es wurde deßhalb fast jedes Haus als Absteigequartier für Reisende angesehen. Da war es nun ein Punkt von Bedeutung, eine reinliche, freundliche Familie zu treffen. Und deßhalb sahen wir uns gewöhnlich nach Blumen um. Ein Haus, welchem Blumengärtchen und Schattenbäume fehlten, wurde von vornherein mit Verdacht angesehen. Aber wenn auch die Blockhütte noch so einfach und ärmlich aussah, gewahrten wir durchs Fenster einige Blumenstöcke, rankten sich grüne Reben freundlich an den Balken empor, so waren wir überzeugt, daß wir freundliche Leute und so gute Aufnahme fanden, als dieselben zu geben im Stande waren. Denn in einer neuen Gegend, wo Jedermann hart arbeiten muß, um sich durchzuschlagen, pflegt man keine Blumen, es sei denn man ist ein Blumenfreund. Und die Blumen verhießen uns Reisenden gewöhnlich reine Betten und gutes Brod. In andern gesellschaftlichen Kreisen

mögen natürlich andere Kennzeichen bezeichnender sein. Blumen um das Haus eines reichen Mannes mögen nur anzeigen, daß er einen guten Gärtner, oder Nachbarn von gutem Geschmacke hat. Aber Bücher kauft Jemand selten, es sei denn er macht Gebrauch von denselben. Wenn wir in das Haus eines in bescheidenen Verhältnissen lebenden Mannes eintreten und sehen, daß sich derselbe mit einer geringen Einrichtung begnügt, um einen Ueberschuß zum Ankauf von Büchern zu haben, so steigt derselbe auf einmal um ein Bedeutendes in unserer Achtung. Bücher sind nicht zur Verzierung des Hauses gemacht, aber es gibt kaum etwas Anderes, welches ein Haus mehr ziert. Eine Bücherreihe im einfachsten Einbande zeugt mehr von dem guten Geschmacke des Eigenthümers, als der prächtigste Schrank oder die schönste Commode. In dem Hause eines Freundes sich aufzuhalten, wo man vergeblich nach passender Lesematerie hungert, während man auf den prächtigsten Teppich tritt, auf feinen Stühlen sitzt und in den herrlichsten Betten schläft, ist, als ob man den Körper bestechen wolle, um den Geist zu betrügen. Wir wissen von manchem reichen Manne, in dessen Hause es nicht gerathen wäre, nach einem Bande der gangbarsten Klassiker zu fragen. Einige Jahrbücher, ein paar schauderhaft illustrirte Magazine, nebst einem ausgedienten Gesangbuche ist der Umfang der Bibliothek. Nach einem Bande Poesie, Geschichte, Reisebeschreibung, Biographie ꝛc. sieht man sich vergeblich um. Aber die Tapeten an den Wänden kosten einige Dollars die Rolle und der Fußteppich vielleicht vier Dollars per Yard.

Bücher sind gewissermaßen die Fenster, aus welchen die Seele herausblickt. Ein Haus ohne Bücher ist wie ein Zimmer ohne Fenster. Niemand sollte seine Kinder erziehen, ohne sie mit Büchern zu versehen, vorausgesetzt, daß er die Mittel hat, solche anzuschaffen. Es ist dies ein Unrecht der Familie gegenüber. In der Gegenwart von Büchern lernen

die Kinder lesen. Mit dem Lesen kommt die Liebe zur Erkenntniß und wächst mit demselben. Und die Liebe der Kinder zu heilsamen Kenntnissen ist ein guter Damm gegen die Neigung zu Gemeinheiten und Laster. Lasset uns die armen reichen Leute bedauern, welche geistig darbend in großen bücherlosen Häusern leben. Lasset uns zugleich dem Armen Glück wünschen, daß in unseren Tagen die Bücher so billig sind, daß er für das Geld, welches mancher Andere für Tabak und für Bier unnöthig ausgibt, seine Bibliothek jährlich um hundert Bände vermehren kann. Eine kleine, sich von Jahr zu Jahr vergrößernde Bibliothek ist ein ehrenhafter Theil von der Geschichte eines jungen Mannes. Es ist gewissermaßen eines Mannes Pflicht, Bücher zu haben. Dieselben sind kein Luxusartikel, sondern eine Nothwendigkeit.

Lyman Abbott sagt, ein Haus sollte so wenig ohne eine Bibliothek sein, wie ohne eine Küche und ein Speisezimmer. Und wenn dieses Haus nur ein Zimmer habe, wie das Blockhaus Abraham Lincoln's, so solle man es machen wie Lincoln, und neben dem Feuerplatz eine Ecke für eine Bibliothek aussetzen und benützen. Der Einfluß, welchen eine gute Hausbibliothek besonders auf die jüngeren Glieder der Familie ausübt, läßt sich kaum überschätzen.

Hat nun einmal Jemand eine Freude an Büchern, so sollte man sichs zur festen Regel machen, niemals werthloses Zeug zusammen zu kaufen. Ein gutes Buch ist von größerem Werthe als hundert schlechte. Und in unserer Zeit, in welcher die Bücher so billig sind, könnte fast jeder Knabe eine kleine Bibliothek haben. Wer weiß, was aus solchen kleinen Anfängen eines Knaben werden kann? Mit einer solchen geringen Büchersammlung fing der große Historiker Gibbon seine Studien an. Man lasse sich den Gedanken, daß es in der Welt so viele Bücher gibt, die man doch nicht alle kaufen kann, nicht entmuthigen. Die Ergebnisse gründlicher Forschung, das eigentlich Wissenswerthe ist in verhält-

nißmäßig wenig Bänden enthalten. Man muß nur zusehen, daß man dieselben bekommt, und sich zu diesem Zwecke den Rath eines kundigen, gebildeten Mannes einholen.

Hat man sich eine Anzahl Bücher gesammelt, so ist es ein Hauptpunkt, daß man dieselben gut gebraucht und gut aufhebt. Unter dem guten Gebrauch derselben verstehen wir nicht ein oberflächliches Durchlesen, sondern ein gründliches Studium derselben. Ein Buch, das nicht werth ist zweimal gelesen zu werden, ist überhaupt nicht lesenswerth. Gib gut Acht auf deine Bücher. Halte sie rein von Staub. Bedenke, daß sie zu den Schätzen gehören, welche Motten und Rost (Staub) fressen, wenn man nicht Acht gibt. Ob auch die Diebe nach denselben graben? Seltener als der Borger. Es gibt Leute, die es sich zur Gewohnheit machen, regelmäßig Bücher zu borgen und dieselben eben so regelmäßig — nicht wieder zu bringen. Du wirst weislich handeln, wenn du solchen Leuten zeitig bedeutest, daß Bücher überhaupt zu diesem Zwecke nicht gemacht werden.

Lectüre.

„Ein Blick ins Buch und zwei ins Leben,
Das muß die Form dem Geiste geben."

Ohne weitere Blicke auf das überreiche Gebiet deutscher Literatur zu werfen, möchte ich nur einige praktische Winke über das Lesen selbst geben und dir sagen, *wie* du die Lectüre zu behandeln, und *was* du zu deiner Lectüre aus der Fülle des veredelnden geistigen Materials zu wählen hast.

Keine Beschäftigung übt wohl einen tieferen und nachhaltigeren Einfluß auf die Bildung des Gemüths und des Geistes aus, als das Lesen anerkannter Schriftsteller. Es

verbannt Vorurtheile, berichtigt irrige Ansichten, erweitert den geistigen Horizont, erwärmt das Herz, erweckt edle Gesinnungen und erzieht den Charakter. Nur da ist wahre Bildung, wo Herz und Geist gleichmäßig ausgebildet sind; Buch und Leben müssen Hand in Hand gehen, das eine muß erläutern, was das andere bestätigt.

So unendlich bildend und veredelnd aber einerseits, ebenso verderblich kann auch die Lectüre andrerseits wirken. Alles hängt deshalb davon ab, *wie* und *was* man liest. „Laß dich nicht deine Lectüre beherrschen, sondern herrsche über sie," ist ein warnend Wort. Vor Allem gib dich nicht dem Viel- und Flüchtiglesen hin; das viele Durcheinanderlesen erzeugt Gedankenverwirrung, Zerstreutheit, Oberflächlichkeit, läßt den Geist unreif, gewöhnt an träges Denken und gefährdet die Ruhe des Herzens. Es gibt genug Menschen, die nur darum lesen, um nicht denken zu müssen; sie wollen die Zeit ausfüllen, wollen sich amüsiren, und ihre Gedanken in ein angenehmes Dämmern und sentimentales Träumen einlullen; sie eilen im Fluge und in höchster Spannung dem Ende eines Buches zu, nur um zu erfahren, wie sich die Begebenheiten und Verwickelungen gestalten und lösen. Möchten sie doch wohl bedenken, ob die Lectüre der Art ist, daß sie wirklich den Zeitverlust aufwiegt, den sie verursacht!

Ist die Wahl wegen der Kostbarkeit der Zeit im Allgemeinen zu beschränken, so soll sie vorzugsweise eine vorsichtige sein, damit man sich ferne hält von dem überzuckerten Gifte, das um so gefährlicher wirkt, je unbewußter sich's ihrem Geiste einflößt. Wenig mögen sie lesen, aber Vorzügliches! Wir wiederholen, was wir im vorhergehenden Kapitel sagten: Ein Buch, das nicht werth ist, zweimal und öfter gelesen zu werden, verlohnte sich kaum der Mühe das erste Mal; geht es uns doch mit gediegenen Büchern wie mit vorzüglichen Menschen: wir gewinnen sie immer lieber, je öfter wir in sie hinein blicken.

Um dich vor dem flüchtigen Lesen zu hüten, mußt du dich daran gewöhnen, dir Rechenschaft über das Gelesene zu geben. Lies mit Bedacht, lege öfters das Buch bei Seite, präge dir das Gelesene ein, sinne darüber nach. Eine vortreffliche und angenehme Uebung ist das Excerpiren bedeutender oder ansprechender Stellen, es bildet zugleich Styl und Ausdrucksweise, wenn du in klaren, kurzgefaßten Worten den Hauptinhalt und den leitenden Gedanken niederschreibst. Gar bald wird sich dann zeigen, ob du Alles richtig aufgefaßt und verstanden, denn jede Oberflächlichkeit im Denken und Urtheilen straft sich auf diese Weise sofort. Frage dich, wenn eine Charakter- oder Naturschilderung, oder sonst eine Gedankenfolge besonderen Eindruck auf dich gemacht, warum sie diese Wirkung hervorgebracht, und rechtfertige dein Wohlgefallen oder dein Mißfallen durch Gründe. Und weil Denken, Sprechen und Lesen die Hauptelemente zur Bildung des Geistes sind, so tausche deine Meinungen und Ansichten mit Andern darüber aus. „Die Lectüre," sagt ein geistvoller Schriftsteller, „webt ein neues geselliges Band unter schöne verwandte Seelen und wird zum Dolmetscher dunkler Ideen und Empfindungen."

Die Bibel, das Buch aller Bücher, die älteste Urkunde der civilisirten Welt, enthält neben der erhabensten Poesie, die niemals übertroffen wurde, und der die größten Dichter aller Völker und Zeiten nur nachgestammelt haben, die tiefsten Fundamente aller Lebensweisheit, die festesten Säulen unseres Glaubens. Dich täglich in diese reichste aller Quellen für Herz und Geist, vorzugsweise in die Tiefen des neuen Testaments zu versenken, muß dir innigstes Bedürfniß sein.

Nächst den Erbauungsschriften hat auf die Bildung des Geistes vornehmlich alles Culturgeschichtliche und populär Wissenschaftliche großen Einfluß, sowie Biographien und Briefwechsel bedeutender Menschen das Herz zu veredeln im Stande sind, weil Alles sich natürlich wie von selbst begiebt,

und das Erzählende vorwaltet, fern von aller didactischen Form.

Es würde natürlich zu weit führen, hier einzelne Werke anzuführen oder sich in andere Einzelheiten einlassen zu wollen. Uebersichtliche Fingerzeige müssen genügen.

In unseren Tagen sich des Lesens der Tagesblätter entziehen zu wollen, hieße sich aus der Gesellschaft Gebildeter so gut wie ausschließen. Wir dürfen uns vieler vortrefflicher und lehrreicher Zeitschriften, sowohl in politischer wie belletristischer Beziehung, erfreuen, die in verständiger Auswahl sehr zur Bereicherung des Geistes beitragen und deshalb auch von jungen Leuten, denen an ihrer wissenschaftlichen und ästhetischen Fortbildung gelegen ist, nicht bei Seite gelassen werden sollten. Selbst auch der Politik darf das Weib nicht ganz fremd bleiben, es muß Interesse zeigen für fremde Völker und Länder und deren Leben und politische Gestaltung, mehr aber noch für die gegenwärtige Entwickelung unseres Vaterlandes und dessen Schicksale. Wie es steht um Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft, Kirche und Religion, Krieg und Frieden soll es mit Theilnahme verfolgen. Durch zufällige Mittheilungen, durch Echos, die es gelegentlich auffängt, kann es unmöglich hinlängliches Verständniß erhalten, und wenn die Ereignisse rasch aufeinander folgen, entstehen in der Auffassung Lücken, die nur schwer auszufüllen sind. Wer erfahren will, wie Geschichte *wird*, der erübrige sich täglich ein halbes Stündchen Zeit, um irgend eine übersichtliche Zeitung zur Hand zu nehmen; bald wird es der Lesenden zum Bedürfniß werden; sie wird die Uebung erlangt haben, nur das Wesentlichste und Wichtigste herauszufinden. Ihr Leben aber wird dadurch reicher, ihr Gesichtskreis erweitert sich, sie erhält einen klareren Einblick in das Getriebe der Welt, und ihr Verkehr mit Fremden daheim und auf Reisen wird ihr weit interessanter und lehrreicher werden.

Es sei mir vergönnt, an dieser Stelle noch ein Wort über

das Vorlesen zu sagen. Nicht meine ich das Vorlesen gewöhnlicher Tagesneuigkeiten, oder das prosaischer Werke — dies geschehe stets mit Deutlichkeit, Antheilnahme, Lebendigkeit und Verständniß — ich meine vielmehr das dramatische Lesen mit vertheilten Rollen, oder das Declamiren von Dichtungen. Es ist ein nicht zu unterschätzendes, höchst anregendes und belebendes Element edler Geselligkeit, was leider heutzutage zu sehr vernachlässigt wird. Dieses Lesen hat so gut seine Gesetze des Vortrags, wie der Gesang, nur sind sie verborgener und beruhen mehr auf Gefühl, Verstand und Auffassungsgabe. Roderich Benedix schrieb, weil er die vielfachen Mängel der Vortragsweise erkannte, eine zwei Bände umfassende, vortreffliche Schule der Declamation.

Um wirksam zu lesen, ist vor allen Dingen nothwendig, sich genau in den Charakter und die Situation der übernommenen Rolle zu versetzen und ihr eine möglichst lebensfrische Färbung im Vortrag zu geben; mit „Druckern" lesen, ist noch lange nicht mit Ausdruck lesen. Der Lesende muß den Hörenden gleichsam jede Regung mit empfinden lassen. Zu solcher Wechselwirkung aber gehört Auffassung, Hingebung, Wärme, Poesie und Leidenschaft und ein Ausdruck, der je nach dem vorzutragenden Werke wechseln muß. Durchdrungen soll der Lesende von dem sein, was er vorträgt, sich selbst vergessen muß er, um ganz in den Intentionen des Dichters aufzugehen. Nur so wird er Wahrheit erzielen und die Zuhörer erwärmen und ergreifen.

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen,
Die Herzen aller Hörer zwingt."

Ein praktischer Blaustrumpf.

„Hast du deinen alten Freund Jakob Lee seit deiner Rückkehr besucht?" fragte Mr. Seldon seinen Neffen.

„Nein, ich hörte, er hat unglücklicherweise einen Blaustrumpf zur Frau genommen. Wenn ich an einen Besuch dachte, trat stets eine Gestalt mit tintenschwarzen Fingern, verwirrtem Haar, zerknittertem Kleid und niedergetretenen Schuhen zwischen mich und den alten Freund, — die Gedanken an ein unordentliches Haus, räucherigen Pudding und schmutzige Kinder will ich nicht erwähnen. Behüte mich vor einem Weibe, welches sich stets mit Tinte befaßt — und für Journale schreibt. Ich möchte wetten, Jakob's sämmtliche Hemden haben keinen Knopf, und seine Strümpfe sind voller Löcher. Er war ein so prächtiger Bursche und bedürfte der Liebe. Es ist ein harter Fall!"

„Harry, willst du mir einen Gefallen thun, indem du einmal hingehst?" fragte Mr. Seldon.

„Jawohl, Onkel, wenn du es wünschest, aber diese verheiratheten Männer werden durch ihre Weiber umgewandelt. Wer weiß, ob ich die melancholischen Ueberreste meines alten Freundes wiedererkenne. Eine Schriftstellerin!" Er machte eine ungeduldige Bewegung.

Am nächsten Tage um ein Uhr Mittags zog Harry die Glocke an Jakob Lee's Hausthüre. Er hatte einen sehr ungnädigen Gesichtsausdruck, als wolle er sagen: „Ich erwarte das Schlimmste, aber ich muß es um Jakob's willen tragen." Die Magd führte ihn in ein hübsches, kleines Wohnzimmer, nicht kostbar, aber zierlich und geschmackvoll möblirt. In der

Fensternische standen blühende Gewächse, unter welchen ein Kanarienvogel sang. Harry sah sich im Zimmer um. In der Ecke stand ein kleines Pult mit Tintenfaß, Papier und Federn.

„Ich wußte es," sagte Harry, „das ist das Zeichen. O Schrecken der Schrecken! Ein Blaustrumpf! Wie werde ich mich über sie ärgern; der arme Jakob ist zu bedauern." Er nahm ein Buch von dem Tische, ein mit Versen beschriebenes Blatt fiel heraus. Er ließ das Buch fallen, als sei es vergiftet; dann hob er das Blatt auf und legte es mit ungeduldigem Pah! an seine Stelle. Wieder musterte er das Zimmer, nirgends konnte er ein Stäubchen entdecken. Die Fenster waren krystallhell, die Gardinen untadelhaft weiß und zierlich geordnet, der Teppich war ebenmäßig gelegt, die Bilder hingen gerade an der Wand, und ein größeres Wunder, ein halbbeendigtes Kinderkleid lag in einem allerliebsten Arbeitskorb, daneben ein Fingerhut, welcher einer Fee gepaßt hätte. Harry fühlte eine boshafte Neigung, die Stiche zu prüfen, aber beim Laut nahender Schritte raffte er sich auf, um in sein geistiges Sturzbad zu gehen. Eine kleine Dame betrat das Zimmer und stand lächelnd vor ihm; ihr glänzendes, schwarzes Haar war zurückgekämmt und in Flechten um den merkwürdig schön geformten Kopf geschlungen. Ihre Augen waren dunkel, strahlend und voll Freudigkeit. Ihr Kleid paßte vortrefflich zu ihrer reizenden Figur, wie die hübschen Schuhe zu den kleinen Füßen, und die schneeweißen Finger zeigten nicht die leiseste Tintenspur, als sie die Hand zum Willkomm ausstreckte. Harry fühlte sich stark geneigt, auf ein Knie zu sinken und sein schuldbewußtes Gewissen durch eine Beichte zu erleichtern, aber sein böser Hagestolzgeist flüsterte ihm zu: „Warte ein wenig, sie ist im Gesellschaftsanzug, Mephistopheles' Fuß wird sich bald zeigen. Sie setzten sich. Die Dame wußte viel; er hatte das vorher gehört und wünschte nur, daß er nicht durch ihre Bücherweisheit gelangweilt werde. Es ist kaum der Etikette gemäß, ein

Privatgespräch niederzuschreiben, daher will ich nur sagen, daß Jakob Lee zwei Stunden später seinen alten Freund Harry im höchst vergnügten tete-a-tete mit seiner „blauen" Frau fand. Eine Einladung zum Mittagsessen folgte. Harry sträubte sich, er hatte die Dame durch ein bezauberndes Augenglas betrachtet und wollte sich nicht enttäuschen lassen — und eines Blaustrumpfes Mittagsessen! Jedoch seine schweigenden Einwendungen wurden besiegt. Er konnte nirgends einen Fehler finden. Mrs. Lee repräsentirte mit Leichtigkeit und Eleganz an der Tafel. Die Creme und die eingemachten Früchte hatte sie selbst bereitet, und das Töchterchen erschien zum Dessert, frisch aus dem Bade, mit reizenden Locken und rosig vollen Schultern im schneeweißen Kleide. Sobald die beiden Herren allein waren, ergriff Harry seines Freundes Hand und sagte lächelnd: „Jakob, ich bin ein arger Sünder, ich kam her, um dich, den Gatten eines Blaustrumpfes, wegen des unverstandenen Herzens, schlampigen Hauses und unverdaulichen Essens zu bemitleiden, aber ich will als ein alter Hagestolz sterben, wenn ich jetzt nicht wünsche, daß diese kleine Dame meine eigene Gattin sein möchte!"

Jakob Lee's Augen feuchteten sich in dankbarem Stolze. „Du weißt nicht die Hälfte," sagte er. „Höre, vor beinah vier Jahren hatte ich Unglück in meinen Geschäften, damals war ich krank, geistig niedergedrückt, ein entmuthigter Mann. Emma wandte sich ohne mein Wissen mit literarischen Arbeiten an verschiedene Blätter. Sie wurde bald sehr populär und legte nach kurzer Zeit dreihundert Dollars, den Ertrag ihrer Arbeit, in meine Hände. Währenddessen hatte sie keine mütterliche oder häusliche Pflicht versäumt, ihre fröhliche, treue Zuneigung hielt mich aufrecht und gab mir frischen Muth zu neuem Beginn. Sie fährt noch zu schreiben fort, obgleich, wie du weißt, mein Haupt jetzt über dem Wasser ist. Sie sagt: ‚Wir müssen etwas bei Seite legen für einen regnigen Tag.' Gott segne ihr freundliches Herz."

Emma's Eintritt machte einem weiteren Lobe ein Ende. Harry verabschiedete sich in unbeschreiblich reuigem Gemüthszustande; er that völlige Buße für die bösen Zweifel, indem er sich in einen „Blaustrumpf" unglücklich verliebt fühlte.

Unüberlegt.

Siehst du jenen silberhaarigen Greis? Er ist in tiefem Nachdenken begriffen. Er weint. Es ist herzbrechend, einen Greis weinen zu sehen. Es muß ein schwerer Kummer auf seinem Herzen lasten. Was mag ihn drücken?

Er schaut zurück auf seine Vergangenheit. Die liegt hinter ihm, wie ein mit Felsentrümmern besäeter Hohlweg. Er schaut auch in die Zukunft. Die ist trübe — trübe. Welchem Abgrunde sind die Schatten entstiegen, die seinen Horizont umdunkeln, seinen Blick umfloren? Man nannte ihn doch immer einen gutmüthigen Menschen. Er hatte schöne Anlagen und gute Gelegenheiten zur Entwickelung seiner Talente. Manche Leute nennen ihn einen Unglücksvogel. Er sei in einer bösen Stunde geboren, sagen sie. Wieder Andere schreiben die Ursachen seines Mißgeschicks noch schlimmeren Dingen zu. Es gäbe mancherlei geheimnißvolle Sachen, flüstern sie sich einander zu, worüber man nicht gerne viel sage. In Wahrheit aber kann man die Veranlassung all seines Mißgeschicks in drei Worten ausdrücken: Er handelte unüberlegt.

Einst wurde das Vaterhaus zu enge für ihn, oder eigentlich seine Ansprüche zu groß für das Vaterhäuschen. Zucht und Ordnung seien Sclavenketten anstatt Liebesseile, meinte

er. Die Vögel durchkreisten die Luft und zogen in fremde Länder, und auch ihn zog's in die Ferne,

„Weit von seines Vaters Haus;"

nach Freiheit sehnte er sich. Eines Morgens riefen ihn die guten Eltern, aber er antwortete nicht. Sie warteten auf ihn, aber er kam nicht. Sie gingen in seine Schlafstube und fanden sein Lager unberührt. Er war auf und davon. An seinem Lager knieten die kummerbelasteten Eltern nieder und weinten Schmerzensthränen in die Kissen. Viele schlaflose Nächte, viele bittere Seufzer folgten nun, an welche der Sohn gar nicht gedacht hatte. Er hatte es im Grunde so böse nicht gemeint — er hatte die Sache eigentlich gar nicht weiter überlegt. Daß ihm seine Eltern Vorstellungen machen, daß sie ihn suchen würden zurückzuhalten, daran hatte er gedacht, und sich deßhalb heimlich fortgeschlichen.

Die Vögel waren fortgezogen und kamen zurück. Conrad kam nicht mit ihnen. Er reiste noch in der Ferne. Aber er reiste nicht allein. Die Gebete seiner Eltern, sein Gewissen und die Gedanken an die Heimath zogen mit. Auch fand er es draußen ganz anders, — ja ganz anders, als er sich's zuerst gedacht hatte. Kaum kümmerte sich Jemand um ihn, und er hielt doch so viel von sich. Kein Mutterauge lachte ihm am Abend freundlich entgegen, kein Vaterwort gab ihm Rath und Trost in dunklen Stunden. Es war so einsam, so unheimlich in der Fremde. Längst schon wäre er gern des Weges wieder heim gezogen, den er gekommen war, aber er konnte nicht recht: Furcht, Scham und Stolz hielten ihn zurück — Jahre lang zurück. Endlich aber wurde es ihm so warm ums Herz und naß ums Auge, wenn er ans Vaterhaus, an die Freuden seiner Jugend und die traulichen Stunden im Kreise der Eltern dachte, daß es ihn nicht länger litt in der Fremde. Heim mußte er. Er griff wieder zum Wanderstabe und zog dem Elternhause zu. Wunderbar wurde es ihm ums Herz, als er endlich den letzten Hügel erstiegen hatte und nun

von demselben herab nach Jahren wieder in die alte Heimath schaute. Da lag es so friedlich das Städtchen, das Vaterhaus. Noch rauschte das Flüßchen zwischen Blüthenbäumen durch, und die Sonne wob ihr Goldnetz über die lachenden Fluren. Nur in Conrad's Innerem wogte es. Thränen tropften aus seinen Augen. Als er vom Berge herab dem väterlichen Hause näher kam, schien ihn dasselbe fremd und vorwurfsvoll anzuschauen. Fremde Gesichter blickten durch die Scheiben. Zitternd trat er ein. „Wo sind meine Eltern?" fragte er mit bebender Stimme. Ein Mann, welcher oft genug Conrads Geschichte gehört hatte und sich leicht dachte, wer der Fremde sei, nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinaus zu einem grünen Rasenplatze. Ein einfaches Grabmal stand darauf, und die Winde rauschten geheimnißvoll durch die Zweige einer danebenstehenden Trauerweide. Er brauchte die Frage: „Wo sind meine Eltern?" nicht zu wiederholen. Das Grabmal deutete nach oben: dort sind ihre Seelen. Die Trauerweide deutete nach unten: da schlummern ihre Leiber sammt dem Gram, welcher sie tödtete.

In Conrad's Innerem raunte eine hohle Stimme: „Mörder!" Wie ein furchtbarer Engel des Gerichts stieg sein Gewissen aus dem Abgrunde der Vergangenheit herauf und hob doppelt ernst seinen mahnenden Finger in die Höhe. Hundertmal rief er den Namen seiner Eltern, aber das Grab blieb stumm; die Reue des leichtfertigen Sohnes weckte nicht die friedlich Schlummernden. O, hätte er jetzt mit Thränen, mit seiner Hände Arbeit, mit seinem Leben das Geschehene ungeschehen machen können, es wäre ihm nichts zu theuer gewesen. Aber nun war es zu spät. Er hatte es nicht überlegt.

Jahre vergingen. Die Zeit und mancherlei Zerstreuungen heilten Conrads Schmerz. Andere Gedanken und Lebensfragen stiegen in seinem Inneren auf. Er sah sich nach einer Lebensgefährtin um. Eine Gattin sollte ihm die Mühen des Lebens tragen und den Ertrag des mit vieler Arbeit er-

worbenen Gütchens genießen helfen. Leider ließ er sich bei dieser Wahl wieder ganz von seinen Launen und Neigungen leiten. Er überlegte nicht. Seine Neigung fiel auf einen wenig Glück verheißenden Gegenstand. Seinem Verstande gestattete er nur wenig Stimmrecht bei der Sache: „Rath mir gut, aber rath mir nicht ab," entgegnete er einem wohlwollenden Freunde, der ihm einen guten Rath geben wollte. Gedankenlos trat er in das Eheleben ein, und dieses wurde ihm bald zur Sclavenkette, anstatt zu Liebesbanden. Saure, schwere Tage mußte er durchmachen, bis ihn nach Jahren der Tod von seinem keifenden Weibe erlöste. Das Schlimmste war dabei, daß er sich in Allem wieder selbst die Schuld geben mußte: Er hatte nicht überlegt. Ob er nun wohl in dieser Schule bitterer Erfahrungen den Fehler seines Lebens erkannt hat? Wir wollen sehen.

Aus der trübseligen Ehe waren zwei Kinder hervorgegangen — ein Knabe, der Liebling der Mutter, und ein Mädchen, das Herzblatt des Vaters. Nach dem Sprichworte: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen," ließ sich auf die Erziehung derselben schließen. Listig und verschlagen, wie die Mutter, war der Junge, leichtsinnig, wie der Vater, das Mädchen. Wären durch eine vorsichtige Erziehung die Neigungen in richtige Bahnen geleitet und die Leidenschaften gedämpft worden, so hätte noch Alles gut werden können. Aber wer sollte das thun? Nachdem nun die Mutter todt war, schlugen sich die drei Zurückgebliebenen mit einander durch und herum, so gut es eben gehen wollte. Als aber der Junge größer wurde und seine eigenen Pläne zu machen anfing, war er plötzlich wie umgewandelt. Hatte er früher den Vater gemieden und oft hintergangen, so schien er jetzt die gute Stunde selbst. Mit zuckersüßen Worten stahl er dem schwachen Vater das Herz. Es schien bei dem vor der Zeit zum Greise gewordenen Conrad noch einmal die Sonne der Hoffnung freundlich aufzuleuchten, um den Abend seines Lebens zu

verklären. Er that sich nicht wenig darauf zu Gute, daß er einen so lieben klugen Sohn habe. Als dieser aber nach und nach merkte, daß Alles gut vorbereitet sei, streckte er seine Fühlhörner weiter heraus. Mit beredten Worten stellte er dem Vater vor, wie derselbe nun immer älter und schwächer werde, wie gut es für ihn wäre, wenn sein rüstiger Sohn die Wirthschaft übernähme und betriebe, wie glücklich und sorgenfrei der Vater dann leben könne ꝛc. Es war wirklich rührend anzuhören, wie sonnenklar und engelgut der Junge das Alles vorzustellen wußte. Dem Alten leuchtete das auch sogleich ein. Er machte sich nicht gerne viel Gedanken und Kopfsorgen. Zwar warnte ihn ein wohlwollender Nachbar, er solle sich doch nicht ausziehen vor dem Schlafengehen, aber der alte Conrad ließ sich so wenig warnen, als dies einst der junge Conrad gethan hatte. „Meinem Franz kann ich mich getrost anvertrauen, der ist jetzt ganz brav," war die kurze Antwort, die der Nachbar erhielt. Der Nachbar sagte: „Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen," und schwieg. Der Alte verschrieb seinem Sohne das Gut, wogegen dieser feierlich gelobte, den Vater bis an sein Ende zu versorgen. „Versprechen und Halten steht fein bei Jungen und Alten." Wie hielt Franz sein Versprechen? Es dauerte nicht lange, so sah man den alten Conrad oft mit gesenktem Haupte einhergehen. Man munkelte Allerlei von unliebsamen Zusammenstößen zwischen Vater und Sohn. Was man befürchtet hatte, kam nur zu bald. Eines Tages gab es eine große Aufregung in der Nachbarschaft. „Der Franz," hieß es, „hat seinen Vater aus dem Hause geworfen." Schluchzend mußte der alte Mann mit leerer Hand von seiner eigenen Thüre wegziehen — blutend aus den Wunden, welche ihm sein eigener Sohn geschlagen hatte; aber sein Herz schmerzte und blutete noch mehr, als die Wunde an seinem Kopfe. Wohlwollende Leute nahmen sich seiner an und gewährten ihm ein Unterkommen, bis er seine Tage auf Erden schloß. Und wenn er in seinen

trüben einsamen Lebensstunden ernstlich mit sich zu Rathe ging und fragte: Wie ist doch dies Alles gekommen? so mußte er sich selbst sagen: „Ich habe es nicht überlegt."

Die Gesundheit.

„Gesund an Leib und Seele sein,
Das ist der Quell des Lebens,
Es strömet Lust durch Mark und Bein,
Die Lust des tapfren Strebens.
Was man mit frischem Herzensblut
Und starkem Wohlbehagen thut,
Das thut man nicht vergebens."

Was ist das Leben, was Reichthum, Glück und der Besitz der höchsten irdischen Güter, ohne die Gesundheit! Diese Wahrheit fühlen wir erst dann recht klar, wenn wir krank und leidend sind, und wir des besten Guts schmerzlich entbehren müssen. Seele und Körper stehen in unmittelbarster Wechselwirkung zu einander; wie viel freier kann der Geist seine Schwingen entfalten, wenn nicht Krankheit und Siechthum ihre lähmende Wirkung auf ihn ausüben! Schon die alten Römer behaupteten, daß nur im gesunden Körper eine gesunde Seele wohnen könne. Der Körper ist die erste feste Grundlage zum Gebäude eines dauerhaften Wohlseins, und dies zu erhalten und zu bewahren ist nicht nur Pflicht, die wir gegen uns selbst, sondern auch gegen Andere haben. Die Wenigsten aber bedenken dies, die Meisten vergeuden ihre goldene Gesundheit leichtsinnig, in übertriebenen Vergnügungen, oder in überanstrengenden Arbeiten. Wie oft wird gegen die einfachsten Gesundheitsregeln bewußt und unbewußt gesündigt! Und nur zu schnell rächt sich dies; denn sobald das Gleichgewicht unseres körperlichen Wohlbefindens aufgehoben, haben wir so viel der Leiden und

Schmerzen zu ertragen, daß diese wahrlich Ursache genug sind, uns aus dem sorglosen und gleichgültigen Dahinleben aufzurütteln!

„Es ist besser, Einer sei arm und dabei frisch und gesund, denn reich und ungesund. Gesund und frisch sein ist besser denn Geld, und ein gesunder Leib ist besser denn groß Gut. Es ist kein Reichthum zu vergleichen einem gesunden Leibe, und keine Freude des Herzens Freude gleich," ist schon im Sirach im 30. Capitel zu lesen.

Jeder prüfe das eigene Maß seiner Kraft, Jeder sei aufmerksam auf diejenigen Eigenschaften des inneren oder äußeren Körperbaues, welche durch ihre Schwäche ihn des öfteren warnen, oder zur Krankheit geneigt machen. Man soll ihrer am meisten schonen, und verhüten, daß sie durch Mißbrauch nicht noch mehr geschwächt werden. Vor allen Dingen befleißige man sich einer einfachen regelmäßigen Lebensweise; sie allein trägt das Meiste zur Erhaltung der Gesundheit bei.

Zu den Hauptbedingungen der Gesundheit gehören: Reine Luft, angemessene Nahrung, passende Wohnung und Kleidung, Reinhaltung und Abhärtung des Körpers, Bewegung und Schlaf.

Reine, frische Luft ist ein eben so großes, fast größeres Bedürfniß, als gute Nahrungsmittel; denn der Mensch kann eher bei schlechter Kost, als bei verdorbener Luft sein Dasein fristen. Wir athmen Sauerstoff ein und Kohlenstoff aus. Sobald nun der Raum, in welchem wir leben, dicht verschlossen, muß in demselben die Menge des Sauerstoffs, der Lebensluft, ab- und die Kohlensäure zunehmen. Diese letztere bereits durchgeathmete Luft, ist zum ferneren Athmen durchaus untauglich, ja kann zur Giftquelle werden, wenn die Luft nicht erneuert wird. Zum Glück schließen Fenster und Thüren niemals so luftdicht, als daß nicht fortwährend Circulation stattfände. Dennoch aber sollte jedes bewohnte Zimmer täglich

längere Zeit ausgelüftet werden und zwar durch öffnen der obersten Fensterflügel. Uebrigens sei hier bemerkt, daß zu hohe Zimmertemperatur, sowie zu viel Blumenduft, Ausdünstung von Petroleum und Gas in den Zimmern sehr ungesund ist; es gehen daraus Kopfcongestionen und Nervenabspannungen hervor. Wer kennt nicht jene kränklichen, stubenhaften Erscheinungen, deren Teint fahl und gedunsen, deren Auge glanzlos und geröthet, deren Aussehen aller Frische entbehrt! Tägliches Bewegen in frischer, reiner Luft (am besten Waldluft), ohne sich gerade dabei zu übermüden, öfters wiederholtes tiefes Athemholen, sogenanntes Lungenturnen, während des Winters Schlittschuhlaufen, während des Sommers Schwimmen, Trinken von frischem, reinem Brunnenwasser in hinreichender Quantität, namentlich vor Schlafengehen — sind Bewahrer des Wohlbefindens. Dabei wird man sich unabhängig machen von Zugluft und von jeder Witterung, und den vielfachen Erkältungen vorbeugen, die namentlich während der Wintermonate die Gesundheit bedrohen.

Das milde, sonnenreiche Klima, in welchem die Wiege unserer Race stand, machte das Bauen fester Häuser ganz überflüssig. Jede Familie wohnte in ihrer Hütte Tag und Nacht, welche von der reinen Luft ungehindert durchweht wurde. Aber als die Menschen anfingen, sich in alle Welt zu verbreiten, und nach ihrer Art weise und mächtig zu werden, wurde diese edelste aller Gaben unterschätzt und sogar mit Verachtung behandelt, und heute im hocherleuchteten neunzehnten Jahrhundert leidet die halbe Welt an den Folgen des schädlichen Einflusses aller Nahrung beraubter und vergifteter Luft.

Prediger B. steht z. B. vor einer gedrängten Versammlung. Die Kirche ist ringsum fest zu, wie ein verschlossener Sarg. Der Heizapparat im Keller thut sein Bestes, sechshundert Kehlen hauchen ihre Stickluft aus, und die Ausdünstung von todter und absterbender animalischer Substanz von den sechshundert Menschen hängt in verdichteten Tropfen als

Fensterschweiß an den Scheiben. Die Lichter brennen blau, der Prediger hat keinen Aufschluß, die Versammlung sitzt dumpf und schläfrig, sich wundernd über die finstere Macht, welche diesen Abend über sie gefallen ist.

Blinde Leute! Der Druck, unter dem das ganze animalische Leben schmachtet — fast unterliegt — hat auch die Schwingen des Geistes gefesselt. Beten, Ringen hilft hier nichts, bis dieser natürliche Bann gelöst ist — mehr Luft!

Ein munterer Knabe hüpft in der Dämmerung herein zur Mutter. Wie glänzt das unschuldige Auge, wie blüht die Wange, wie rosig die Lippen, die Mama nicht genug von Blumen, Vögeln und Eichhörnchen erzählen können, denn Karlchen hatte den ganzen schönen Tag in Wald und Flur zugebracht. Endlich, auf Geheiß der Mutter, kniet er an ihrer Seite, und das Gebet der Einfalt und des Glaubens steigt aus des Kindes Seele zu Gott empor. Gewißlich, Karlchen ist das liebste, beste Kind von der Welt.

Den nächsten Morgen sitzt er im Bett ganz außer sich vor Unmuth. Als Käthe kommt ihn anzukleiden, versetzt er ihr einen derben Tritt mit dem Fuß. „Komm Karl," sagt das Mädchen, „bete." „Will nicht beten, will nicht brav sein!" schreit Karl, „geh weg, geh weg!"

In der Nebenstube hört die Mutter den Auftritt, seufzt schweigend über die Verdorbenheit des menschlichen Herzens, und kann gar nicht denken, was seit gestern mit ihrem Kinde vorgegangen ist. Leser, der Kleine schlief in einem engen Zimmer bei zwei andern Personen. In zehn Minuten war der lebenbringende Theil der Luft erschöpft, und die übrige Zeit athmete er Gift, wovon sein Gehirn schwindelt, und welches der „menschlichen Verdorbenheit" allein zu Grunde lag.

Manche blasse Frau sagt: „Ach, ich bin den ganzen Vormittag so erschöpft, kann weder arbeiten, denken noch fühlen, erst um den Mittag bin ich mir selbst wieder gleich." Frage: Schlafen diese Frauen in kleinen, schlecht gelüfteten Zimmern?

Während unseres langen nördlichen Winters verbringen viele Weiber, Kinder und alte Leute den größten Theil ihrer Zeit in einer einzigen Stube. Die Risse an den Fenstern werden auf irgend eine Weise verstopft, an die kleinen Oeffnungen um die Thüren kommen Leisten oder Streifen Tuch, um ja jedes Lüftchen fern zu halten, und mit Hülfe des guten Ofens zeigt das Thermometer 90—95 Grad Hitze. Wirklich die Leute meinen's gut mit sich selbst, aber trotz all ihren Vorsichtsmaßregeln (?) will's doch nicht recht gehen. Von der unnatürlichen Hitze und verpesteten Luft geschwächt, können sie nichts ertragen. Gehen die Kinder zur Schule, so bekommen sie Halsbräune; strengen sie sich Daheim im Lernen ein wenig an, so haben sie Kopfweh, und wegen des ewigen Frierens ist für Mutter und Großvater fast an kein Ausgehen zu denken, und so verfallen sie nach und nach in ein todbringendes Einerlei. Die Erkältung, welche sich Großmama früh im Winter zuzog, wird schlimmer, der Husten schmerzhafter, und der Frühling bringt ihr statt Gesundheit ein frisches Grab.

Viel besser wäre heute noch das alte Blockhaus mit Bretterdach, wo der Wind hindurchpfiff und heulte. Freilich fiel der Schnee in prächtigen Flocken auf dein Bett, während die Decke steif fror von deinem warmen Hauch. Freilich zitterte der Rücken vor Kälte beim großen Kaminfeuer, während das Gesicht glühte vor Hitze, aber du erwachtest Morgens voll Leben und Kraft und blicktest dem wirbelnden Schneegestöber ohne Grauen entgegen. Die Kinder spielten im Schnee, wie die Schneevögel, und ihr junges Blut pulsirte rein und roth durch die Adern und verlieh dem Gehirn und der Hand Kraft, etwas Ordentliches zu fassen und zu thun.

Das richtige Maß in der Ernährung und die Wahl der Nahrungsstoffe ist für den Körper sehr wichtig. Wer zu wenig ißt und trinkt, bringt dem Körper nicht genug von den nöthigen Nährstoffen zu; wer zu viel genießt, überlastet seinen

Magen und vermindert die Arbeitsfähigkeit. Einfache nahrhafte Hausmannskost gleichzeitig aus Fleisch und Pflanzenstoff bestehend, ist immer die beste. Dem gebratenen Fleisch wird weniger Kraft entzogen, als dem gekochten, weshalb es diesem vorzuziehen ist. Milch enthält alle zu unserem Lebensorganismus gehörigen Stoffe, und ist daher äußerst gesund, weit zuträglicher als starker Kaffee und Thee. Scharf gesalzene Speisen erhitzen das Blut und sind dem Teint schädlich.

Zur Stärkung und Reinigung der Haut sind tägliche kalte Waschungen oder Abreibungen über den ganzen Körper, und je nach der individuellen Constitution, kalte oder warme Bäder anzuempfehlen. Reinheit gibt der Haut Weichheit, den Gliedern Geschmeidigkeit und Kraft und der ganzen Erscheinung Frische. Schon die Völker des Alterthums waren fleißig auf die Hautkultur bedacht. „Waschen und Baden ist Gottesdienst," ist ein orientalisches Sprichwort; und fürwahr es ist eines der wichtigsten Mittel, den menschlichen Organismus gesund zu erhalten und das Leben zu verlängern. Es öffnet die Hautporen, lenkt die Blutströmung gegen die Haut hin, wodurch die inneren Organe frei werden, stärkt Rückenmark und Nerven, wirkt wohlthätig auf das Gehirn, erfrischt Geist und Körper und schützt endlich durch die abhärtende Wirkung vor Erkältungen und durch Reinlichkeit und Förderung der Hautausdünstung gegen Hautausschläge und Ansteckung.

In der Kleidung darf man sich nicht verweichlichen, sondern muß sich stets der Temperatur angemessen tragen. Oefteres Wechseln der Wäsche — man soll kein Kleidungsstück über vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen tragen — ist geboten. Leinene Stoffe, bei bedeutenden Temperaturschwankungen erkälten uns leicht; deßhalb ist baumwollene Leibwäsche zu empfehlen. Zu schwere Kleidungsstücke sind beläftigend und sollten immer vermieden werden. Vor Allem

halte man auf warme Füße: von warmen oder kalten Füßen hängt wesentlich das Wohlbefinden ab.

Der Jugend ist hinreichender Schlaf unumgängliches Bedürfniß; der vormitternächtliche darf weder durch übermäßige geistige Anstrengungen, noch durch aufregende Vergnügen eingebüßt werden. Der Mensch ist eine Tagblume und braucht zu seinem Gedeihen Sonnenlicht. Das Nachtwachen macht die Haut bleich und schlaff, es schadet den Augen und stört überhaupt die ganze Constitution. Uebertrieben langes Schlafen ist gleichfalls schädlich, weil es die Säfte verdickt und den Menschen träge macht. Früh zu Bett gehen und zeitig wieder aufstehen muß zur täglichen Regel werden.

Auf eine gerade Haltung ist immer zu achten; das Krummsitzen und Nachlässiggehen ist ebenso gesundheitswidrig als unschön, es hindert die Lunge an freier Ausdehnung und übt auf die edlen Organe fortwährenden Druck aus. Auch ist dringend vor dem festen Schnüren und Tragen enger Kleider zu warnen; solche Einpressungen legen oft den Grund zu langwierigen, ja unheilbaren Leiden.

Alles bisher Erwähnte läßt sich in die eine Hauptregel zusammenfassen: „Lebe vernunftgemäß, und du wirst so gesund sein, als du es deinen natürlichen Anlagen nach sein kannst."

In jeder Familie sollte sich eine Hausapotheke vorfinden, welche sogenannte Hausmittel enthält, die gegen ungefährliche Krankheitserscheinungen als wirksam und schnellhelfend bekannt sind. Wenn Kinder im Hause sind, oder besonders auf dem Lande, wo augenblickliche ärztliche Hülfe unmöglich ist, und doch die Wirksamkeit des Mittels in vielen Fällen gerade auf der sofortigen Anwendung beruht, ist ein Vorrath von Heilmitteln unerläßlich. Sie mögen in einem eigens dazu eingerichteten verschlossenen Schränkchen, in der Schlafstube etwa, Platz finden. Auch eine Spirituslampe

und der sogenannte Schnellkocher — um bei plötzlichen Krankheitsfällen rasch eine Tasse Thee kochen zu können — seien stets in der Nähe. Außerdem dürfte ein kleiner Vorrath aller Sorten Thee dringend anzurathen sein, als: Flieder-, Camillen-, Pfeffermünz-, Leinsamen und Brustthee. Weiter: Senf, Kampher und Ameisenspiritus, Salmiakgeist, Arnica- und Rhabarbertinktur, Choleratropfen, doppelt kohlensaures Natron und Weinsteinsäure (zu Brausepulver), Bleiwasser, Senfmehl, Hafergrütze, Ricinusöl, Salicilsäure, Brechwein, Hoffmann'sche Tropfen, Hustenpulver, Cremortartari, Malzzucker, Cognac und Salz, Lilienöl, Zinksalbe, Collodium, Schwamm, englisches Pflaster, Cölnisches Wasser und trockenes englisches Senfpapier. Kräuter, die sich verriechen, Arzeneien, die sich zersetzen und unbrauchbar werden, sind bei Zeiten zu beseitigen, denn verdorbene Medicin auch ferner zu gebrauchen, wäre sehr unangebrachte Oeconomie. Die übrigen Fläschchen müssen sorgsam verstöpselt und bezeichnet und zwar innere Mittel etwa mit weißen, äußere mit blauen Etiketten, die verschiedenen Sorten von Thee in leinene Säckchen gefüllt, ebenfalls mit Aufschrift versehen, aufbewahrt werden. Watte, Charpie und alte Leinwand zu Verbandstücken sei immer bei der Hand.

Bei jeder ernstlichen Erkrankung aber verlasse man sich nicht auf Selbsthülfe, höre auch nicht auf den gutgemeinten aber zweifelhaften Rath Anderer, sondern eile den Beistand eines erfahrenen Arztes zu erholen, ehe die Krankheit in ein vorgerücktes Stadium getreten und aus falscher Behandlung oder Vernachlässigung Gefahr für den Erkrankten erwächst.

Krankenpflege.

Wie zu jedem Liebesdienste, so gehört auch zur Krankenpflege Herzensfreudigkeit, Selbstverleugnung, volle Hingabe, theilnehmende Rücksicht, Geduld und Sanftmuth und vor Allem: praktische Umsicht; denn es sind gar oft bange hochverantwortliche Zeiten, welche die oder der Pflegende neben dem Pflegebefohlenen am Krankenlager verbringen muß. Geistige und leibliche Kräfte, Herzen, die sich geben, nicht dienende Hände und Augen allein, erheischt diese schöne und lohnende Mission und nicht Allen ward die Gabe zu Theil, dem Patienten seine Lage erträglich, sein Krankenzimmer behaglich zu machen.

Jeder Kranke und jede Krankheit muß selbstverständlich verschieden behandelt und anders abgewartet werden. Die Pflegende soll aber selbst mit Herz und Verstand erwägen, wie sie die Unbehaglichkeiten und Schmerzen lindern, wie sie der Gefahr steuern und den Leidenden Theilnahme und Unterstützung zu Theil werden lassen kann. Uebung und Erfahrung sind auch hierin die beste Lehrmeisterin, doch laß dir einige allgemeine Verhaltungsmaßregeln bei der Krankenpflege in diesen Zeilen mittheilen; nur Wenige sind so glücklich, die Ihrigen immer in voller Gesundheit zu sehen.

Mit sanfter Hand, leisem Schritt und gedämpfter Stimme, mit stiller Heiterkeit, fürsorglicher Theilnahme und unverdrossenem Gleichmuth bei allen seltsamen Grillen und Launen, bei Wunderlichkeiten und fixen Ideen einer krankhaft gereizten Stimmung, sei Dem nahe, der deiner Pflege anvertraut ist. Lausche seinem Blicke den geringsten Wunsch ab, noch ehe er ihn ausspricht; lege und schiebe ihm die Kissen bequem zurecht, wenn er die Lage ändern und Abwechselung in sein trauriges

Einerlei bringen will; lerne überhaupt die richtigen Handgriffe zu allen Verrichtungen, unterdrücke vor allen Dingen Nervenschwäche, Abscheu und Ekel, damit deine Hülfe eine liebreiche, verständige sei.

Warte den Kranken nach Vorschrift des Arztes mit größter Gewissenhaftigkeit und Verläßlichkeit ab; reiche zur pünktlichsten Stunde Medicin, Speisen und Getränke. Diese beiden letzteren müssen trotz ihrer Einfachheit appetitlich servirt werden, denn ein Kranker ist grillig und tadelsüchtig. Nie zum Beispiel laß die Speisen von einer Mahlzeit zur andern im Krankenzimmer stehen, weil dem Patienten durch den Anblick derselben der Genuß leicht verleidet wird. Auch darf eine besorgte Pflegerin nicht jedem Appetitsgelüste nachgeben; sie muß verständnißvoll zu versagen, wie zu gewähren wissen. Geh bis zu einem gewissen Grade auf die Phantasien und Stimmungen des Kranken ein, ohne ihn dabei zu bestärken. Sprich ihm Trost, Geduld und Hoffnung zu, auch wenn du selbst keine hegen darfst; beherrsche deine Gemüthsstimmung, zeige heitere Miene und laß ihn nicht fühlen, daß deine Kräfte schwinden und du ein Opfer bringst, dränge alle Thränen zurück, und beweise in dieser hohen Selbstbeherrschung die opferwilligste dienende Liebe.

Störe nie den erquicklichen Schlummer des Kranken; unnöthiges Geräusch, Hast und Unruhe ist dem Patienten besonders peinlich. Setze dich so, daß der Kranke dich bequem sehen kann, damit er sein Haupt nicht mühsam wenden muß, und niemals lehne dich auf das Bett desselben, das beängstigt ihn. Mit dem Lichte nahe dich nur von hinten, damit er durch die Flamme nicht beunruhigt werde. Von der Außenwelt mag nur ein leises Echo ins Krankenzimmer dringen, soweit es den Kranken zerstreut und erfreut; laß ihn aber nie empfinden, wie viel er entbehrt und sich versagen muß, und vor Allem: erspare ihm alles Unangenehme und Aufregende von Innen und Außen. Es gibt zwar Krankheiten, bei denen Aufheite-

rung, Zerstreuung und Unterhaltung viel zur Genesung beitragen; andere jedoch verlangen die größte Ruhe und tiefste Stille in der Umgebung. Manche Patienten wollen bedauert, Andere aufgerichtet und zur Geduld ermahnt werden. Alle diese Seelenstimmungen müssen mit feinem Herzenstakt abgelauscht und berücksichtigt werden. Kinder verlangen andere Behandlung als Erwachsene, sie erfordern natürlicherweise noch mehr Aufmerksamkeit, Aufsicht und Vorsicht als diese.

Dem Arzt theile in einem anderen Zimmer allein alle Beobachtungen und Besorgnisse genau mit, übertreibe weder, noch verschweige etwas, damit er auch vom Geringsten in Kenntniß gesetzt werde. Der Patient irrt sich häufig selbst in der Angabe von Symptomen; die Pflegende muß ihm zu Hülfe kommen. Vermeide alles Geflüster und jede Heimlichthuerei, denn Kranke sind sehr argwöhnisch und stellen sich in solchen Fällen allerlei Schlimmes vor.

Sorge zu rechter Zeit für gehörige Lüftung, wenn nöthig auch für Räucherung mit Wachholder, oder mit Essigäther; nie mit Räucherpulver, oder Essenz; sie reinigen die Luft nicht, sie fügen nur zu dem üblen Geruch noch einen anderen nervenangreifenden hinzu. Verdünnte Salpetersäure, die auf glühende Platten oder Kohlen gegossen wird, erzeugt erfrischende Dämpfe und zerstört am schnellsten die Miasmen. Auch sollen üble Dünste aus Krankenzimmern sich sicher entfernen lassen, wenn man drei große Zwiebeln in Scheiben zerschnitten, auf einen Teller legt, der am Fußboden seinen Platz findet. In kurzer Zeit saugen sie alle schlechte Luft auf. Alle sechs Stunden sind die Zwiebeln zu erneuern. Bewahre das Zimmer vor Zug und grellem Eindringen des Lichts, halte auf richtige Temperatur. Sorge, daß die Thüren sich unhörbar in den Angeln bewegen, trage weiches Schuhwerk, damit der Kranke deine Schritte nicht auf unangenehme Weise hört, und sei unablässig darauf bedacht, wie und wo du erfreuen kannst. Absorbire dich auch nicht mit Arbeiten

anderer Art, denn leicht verletzt die daraus hervorgehende Zerstreutheit den beobachtenden Patienten.

Hast du nun mit fürsorglichster Vorsicht Tag und Nacht am Lager deines Patienten gewacht, so wirst du im Fall eines glücklichen Ausgangs der Krankheit reinste Befriedigung und Freude in der Erinnerung an deine Pflege, die so manche Anstrengung und Selbstverleugnung in sich schloß, empfinden, ja du darfst einen guten Theil der Genesung deiner sorgsamen Pflege zuschreiben. Ist die Krankheit selbst gehoben, und soll die Genesung fröhlichen Fortgang haben und zur völligen, dauernden Gesundheit führen, so muß man den Kranken geistig und körperlich schonen und ihn vorläufig noch zur Entsagung und zur genauesten vorgeschriebenen Diät anhalten, auf daß die verlorenen Kräfte und Säfte bald völlig zurückkehren.

Nach so schwer überstandenen Leiden mag es sich die Pflegende zur Aufgabe machen, das neugewonnene Leben ihm möglichst heiter und freundlich zu schmücken. Wenn schon der Kranke nur frohe und angenehme Eindrücke empfangen sollte, so müssen wir den Genesenden erst recht auf die Lichtseite des Lebens stellen; lassen wir doch seine ersten Ausgänge am liebsten bei heiterem Sonnenschein geschehen, so mögen auch die neu entfalteten Schwingen des Lebens im Lichte der Freude glänzen. Begleitest du den Genesenden beim ersten Ausgang, so vermeide das häufige Stehenbleiben und hauptsächlich das viele Sprechen; jede Bewegung greift den noch Schwachen Herz, Lunge oder Gehirn an. Entferne von deinem lieben Genesenden Alles, was ihn betrüben oder zu ernst stimmen könnte; ein gewisser wehmüthiger Ernst legt sich ohnehin schon über all sein Denken und Thun in der Erinnerung an die Tage voll Leiden, in denen er dem Himmel näher war, als der Erde; dieser Ernst mischt sich selbst in seine Freude und macht aus ihr „eine geweihte Fröhlichkeit und eine fröhliche Weihe." Bringe dem Genesenden Blumen und andere sinnige Gaben, deren kleinste zu solchen Zeiten hohen

Werth hat; erfreue ihn, wenn möglich durch Musik und Gesang; suche alle die tausend kleinen Aufmerksamkeiten hervor, in denen die Liebe ja unerschöpflich ist, und schmücke den neuen Eintritt ins Leben so mannigfaltig und freundlich aus, als du nur immer kannst. Betrachte den Genesenden als ein Kind, das er ja gewissermaßen auch ist, und vergiß nicht, daß Kindern kleine, unerwartete Freuden die liebsten sind. „Jede Genesung ist eine Wiederbringung unserer Jugend: man liebt die Erde, und die darauf sind, mit neuem Herzen."

Sowie dem Kranken, so zeige dich auch dem Genesenden nicht in zu dunkle Farben gekleidet; nicht nur das Zimmer, auch die umgebenden Menschen sollen das Gepräge des Heiteren, Freundlichen äußerlich zur Schau tragen. Solche Dinge scheinen sehr geringfügig und sind doch oft bedeutsamer, als man glaubt. Wie tief und dauernd die Eindrücke sind, die das empfängliche Herz des Genesenden in sich aufnimmt, läßt Göthe so schön Leonore zu Tasso aussprechen:

„Mit breiten Flügeln schwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Aussicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt es sich und ließ
Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben
Des Lebens, blaß, doch angenehm, erblicken.
Ich sah lebendge Formen wieder sanft sich regen.
Zum ersten Mal trat ich, noch unterstützt
Von guten Frauen, aus dem Krankenzimmer;
Da kam Lucretia voll frohen Lebens
Herbei und führte dich an ihrer Hand.
Du warst der erste, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegen trat.
Da hofft ich viel für dich und mich; auch hat
Uns bis hierher die Hoffnung nicht betrogen."

Genesung! Wer kennt es nicht, das wonnige Auferstehungsgefühl, die Wiedergeburt der verlorenen Kräfte! Jeder Nerv des Patienten war geschwächt, jedes Gefühl abgestumpft, jede Regung gehemmt, Schmerzen und Leiden aller Art waren Tag und Nacht die traurigsten Gefährten seines Krankenlagers, alle Hoffnung der liebenden Umgebung schwand —

Gott aber half in seiner Gnade; die kräftige Natur widerstand dem Krankheitsanfall, die Lebensgeister erwachten aufs Neue und, wie neu geschaffen, tritt der Genesende in das wiedergeschenkte Leben und die Welt zurück, die ihm schöner und beglückender dünkt, als je! In den Anlagen des Bades Ischl im Salzkammergut ist der Hygiea ein Standbild aus Erz von einem dankbaren Reconvaleszenten errichtet, an dessen Sockel der drastische Reim in Marmor gegraben steht:

„Man nennt als größtes Glück auf Erden,
Gesund zu sein;
Ich sage nein!
Ein größres ist: gesund zu werden!"

Die Kleidung.

Charlotte kam auf kurze Zeit zu Tante Maria, und setzte sich ungebeten ans Fenster in die Strahlen der untergehenden Sonne. Nach gegenseitiger Begrüßung fragte die Tante: „Warum warst du gestern Nachmittag nicht im Verein? Die kleinen Mädchen warteten umsonst auf dich, um ihnen ihre Arbeit zurecht zu legen."

„O," erwiderte Charlotte, sorgfältig die glänzenden Falten ihres neuen Kleides streichelnd, „ich — ich war bei der Putzmacherin und dachte nicht ein einziges Mal an die Versammlung — das ist," fügte sie lachend hinzu, „Madame Dumas und ich plauderten so beständig von den Prachtgewändern, an denen sie arbeitete, daß ich alles sonst aus dem Kopfe verlor. Es ist einmal so, wir Mädchen denken zu oft und zu viel an unsere Kleider."

„Da bin ich ganz verschiedener Ansicht," entgegnete die sanfte Frau an ihrem Arbeitstische, „anstatt zu viel, denken

wir im Allgemeinen zu wenig über die passendste Kleidertracht nach."

„O Tante!" rief Charlotte, „ich meinte immer es sei pure Zeitvergeudung und ein Zeichen schwacher Geisteskräfte, viel über diesen Gegenstand zu denken oder zu sprechen."

„Das kommt ganz darauf an, wie wir damit umgehen, mein Kind. In der aufgeregten, träumerischen Einbildung wird zu viel daran gedacht, aber mit nüchternem Verstande ganz und gar zu wenig. Und was deine Bemerkung über Schwachsinnigkeit angeht, versichere ich dich, daß Manche unserer edelsten Denker dieser Sache ihre Aufmerksamkeit schenken. Staatsmänner verfaßten schon Gesetze darüber, berühmte Aerzte und Kanzelredner machen sie zum Thema ihrer Reden und schriftlichen Aufsätze, und obendrein gibt uns das Buch der Bücher ganz genaue Anweisungen mit Bezug auf diesen Gegenstand."

„Diesem nach ist nur meine Einbildung thätig; bitte, Tante, erkläre dich."

„Zum Beispiel," fuhr die Frau fort, „du brachtest viele Stunden zu mit Sinnen, wie dir dieses neue, kostbare Kleid stehen würde, und ob auch diese Schattirung see-grüner Seide vollkommen mit deinem Haar, der Farbe deiner Augen und deinem Teint harmonire. Du bringst ganze Tage zu, um eine Toilette zu ersinnen für jene Festlichkeit, welche, wenn möglich, alle Andern übertreffen soll, und während des Gottesdienstes sind deine Gedanken auf den neuen Hut deiner Nachbarin gerichtet.

Daß dieses Denken, Reden und Thun zwecklos und unnütz ist, versteht sich von selbst. Trotzdem ist die Frage: ‚Womit sollen wir uns kleiden?' von nicht geringer Wichtigkeit und steht der: ‚Was sollen wir essen?' am nächsten. Gesundheit und Behaglichkeit des Körpers hängen verhältnißmäßig viel von der Kleidung ab. Der durch die Vorsehung heimgesuchte Kranke kann seiner Umgebung zum großen Segen werden, indem er

durch seinen himmlischen Sinn sozusagen eine himmlische Atmosphäre in seiner Umgebung verbreitet, aber der durch frevelhaften Ungehorsam Leidende erfüllt nie und nimmermehr den Zweck seines Daseins auf Erden.

Bezüglich unserer Gesundheit also sollen wir die Kleidertracht zum ernsten Studium machen. Zweitens sollen wir den Grundsatz der Ehrlichkeit gegen Gott und Menschen berücksichtigen, und drittens, Denken und Handeln im Geiste des Wohlwollens und der Liebe."

„Nun, Tante, ich will mich suchen zu bessern, denn deiner Rede nach hat diese Frage auch eine moralische Seite, woran ich nie zuvor dachte. Aber wo soll ich anfangen? Muß ich, um deinem Ideale zu entsprechen, alles Modische verachten und aussehen wie ein Denkmal des Alterthums?"

„Die Mode, liebes Kind, muß vor dem Richterstuhle des Verstandes und von den Gesetzen der Gesundheit, Ehrlichkeit und Liebe beurtheilt werden. Kommt sie ungeschoren durch diese Prüfung, dann und nur dann folge ihrem Geheiß."

„Aber ich verstehe immer noch nicht recht, was dieses Alles mit meiner Gesundheit zu schaffen hat!"

„Die Kleidung, Charlotte, ist uns gegeben zur Decke, um uns in jeder Jahreszeit gehörige Wärme zu verleihen und dennoch jedem Organ in seiner bestimmten Funktion freie Wirkung zu lassen. Im Hinblick auf die Thiergattungen sehen wir, daß ihr Gewand einem regelmäßigen Wechsel unterworfen ist. Im Winter findet sich der dichte Haarpelz oder Federwuchs — im Sommer das Gegentheil — aber weder Vögel, noch Vierfüßler sind zu finden, deren Decke die Entwickelung, Bewegung, den Blutlauf oder das freie Athmen hindert. Sollte Gott haben wollen, daß wir schlimmer dran sind als die unvernünftige Creatur? Hat er uns nicht Verstand und Mittel gegeben, um Alles nach unseren Bedürfnissen einzurichten?

Die Mode sagt: ‚Setze deinen Hut ins Genick und laß

den Scheitel bloß.' Der Verstand spricht: ‚Dein Haupt bedarf einer Decke.' Die Mode befiehlt leichte Schuhe mit dünnen Sohlen, der Verstand entgegnet: ‚Bekleide deine Füße, daß weder Feuchtigkeit noch Kälte daran kommt, denn davon hängt ein großer Theil deiner Gesundheit ab.' Die Mode kommandirt: ‚Trage daheim bei kaltem Wetter ein warmes Kleid, aber um in die heitere Abendgesellschaft zu gehen, verwechsele dasselbe ja mit leichtem Flitter und laß Nacken und Arme ganz bloß.' Der Verstand braust auf mit: ‚Du Närrin, trage ein noch wärmeres Kleid zum Ausgehen, weißt du noch wie schrecklich jene Lungenentzündung war und der hartnäckige Husten, der darauf folgte?' Die Mode heißt dich deinen Leib zusammen zu schnüren, aber der Wächter deiner Gesundheit ruft: ‚Mache deinen Anzug weit genug und laß dessen Gewicht von den Schultern herab hängen.' Die Mode schreit: ‚Knechtschaft — Tyrannei!' der Verstand: ‚Freiheit und Leben!'

Mit der Ehrlichkeit in unserer Kleidertracht meine ich das Folgende: Jede Person, sie sei Mann oder Frau, sollte berechnen, wie viel sie vermögend ist, für diesen Zweck zu verwenden, ohne dabei die Ansprüche der Menschen oder Gottes zu beeinträchtigen. Die, welche mehr bemittelt sind, als wir, sollten uns nie zum Vorbild dienen, denn was für sie ganz passend ist, mag in unserem Falle unverzeihliche Verschwendung sein. Um streng recht zu thun, müssen wir oft unseren Wünschen und Begierden Zaum und Zügel anlegen. Die Sparsamkeit ist eine schöne Tugend, und durch die Pflege derselben wird Geist und Sinn veredelt. Mancher Auslage wird vorgebeugt, wenn man zum Theil abgetragene Kleider gewissenhaft ausbessert oder umarbeitet. Dann braucht die Mutter nicht den Mantel zu entbehren, welchen sie so nöthig hätte, um der Tochter den unnöthigen Ohrenschmuck zu verschaffen, denn Mutter und Tochter wetteifern darin, sich gegenseitig Gutes zu thun. Glaube mir, Charlotte, manchem

fleißigen Mann wird das Leben zur bitteren Last, weil er mit dem besten Willen nicht erübrigen kann, was Frau und Tochter an Kleidung begehren.

Gegen Menschen ehrlich sein heißt ferner: Nichts kaufen für das man nicht bezahlen kann. Welches Recht habe ich, einen kostbaren Anzug zu tragen, wenn mein Name dafür irgendwo im Schuldregister steht? Viel ehrlicher und ehrbarer wäre es zu betteln, als den Kaufmann auf unbestimmte Zeit oder vielleicht auf immer warten zu lassen. Strenge Rechtschaffenheit drängt uns nicht nur, Alles redlich und pünktlich zu bezahlen, sondern auch von unserem Einkommen, sei es noch so wenig, etwas bei Seite zu legen für die dunklen Tage der Zukunft.

„Wenn wir aber die Mittel haben, Tante, denke nur, wie viel Geld mein Vater hat?"

„So ist es dennoch deine Pflicht, um deiner Umgebung willen mäßig in all deinen Ausgaben zu sein. Wie wohlthuend wäre es für Anna, Lina und Gertrud, die dir immer suchen nachzumachen und doch fast nicht können, dich in einfacher Tracht zu sehen. Wie ganz reizend würdest du als blühendes Mädchen dann aussehen, und wie segensreich wäre dein Einfluß. Wie du siehst, können wir ehrlich gegen die Menschen handeln und dennoch unseren himmlischen Wohlthäter betrügen. Seine Armen, die wir allezeit bei uns haben, richten ihre Augen auf uns um Hülfe, und wie kommt der Bote Gottes zu Denen, die in Finsterniß sitzen, wenn er nicht gesandt wird? Wir sind dem Herrn das Seine schuldig. Daher sei ehrlich in jeder Hinsicht, auch ehrlich gegen Gott."

„Aber sollten wir nicht die Schönheit in unserer Kleidertracht berücksichtigen?"

„Gewißlich; und diese echte Schönheit kommt unter die Rubrik der Liebe. Wir sind es unseren Familien und der Menschheit im Allgemeinen schuldig, so anziehend zu erschei-

nen und so reizend zu sein, als nur möglich, denn jedes vernünftige Wesen hat einen mehr oder weniger bestimmten Begriff von Anmuth.

‚Welch liebliches Zimmer!‘ rief unlängst ein armer Bettler, als er unerwartet in meiner Stubenthüre stand. Und was gefällt dir denn so? fragte ich ihn mitleidsvoll. ‚Weiß nicht, was mir gefällt, kann nichts Besonderes sehen — aber es ist schön, sehr schön!‘ sagte er.

So kommen auch wir täglich in Berührung mit Menschen, deren Anzug einen günstigen Eindruck auf uns macht. Eine Stunde nachher können wir weder Zeug noch Farbe nennen, dennoch rufen wir begeistert mit dem Bettler: ‚Sie war schön, sehr schön!‘

Diese Nettigkeit soll sich ganz besonders in der täglichen Kleidung daheim zeigen.

Reinheit geht über kostbare Stoffe und Schnitt, und muß des Anstandes wie der Gesundheit wegen immer die Hauptsache sein. Es sollte in der Familie darauf gesehen werden, daß jedes Glied, wenn thunlich, während des Nachmittags oder Abends die Arbeitskleider mit einem anderen Anzuge wechsele. Es nimmt allerdings ein wenig Zeit in Anspruch, viel Zeit sollte es nicht kosten, aber es lohnt sich zehnfach. Der Kleine, gewaschen, gekämmt und frisch angezogen, lächelt zufrieden gegen die liebe Mama, welche mit glatt gescheiteltem Haar, im reinen Kattunkleide mit weißem Kragen und etwa etlichen Blüthenknospen geschmückt, zufrieden am Arbeitstische sitzt.

Siehst du jene Arbeiter, wie sie schwarz vom Ruße der Fabrik nach Hause zum Nachtessen gehen? Gib einmal Acht, sehen sie sich Alle gleich?“

„Nein, Tante, der Jüngling dort mit dem weißen Strohhut gehört gewiß nicht zu ihnen, der bloße Zufall hat ihn wahrscheinlich in diese Gesellschaft gebracht.“

„Nicht doch, ich versichere dich, er thut dieselbe Arbeit und an demselben Orte. An einem Ende der Fabrik sorgte der

menschenfreundliche Eigenthümer für Wasser und Seife, welche sich Karl zu Nutzen macht. Dann zieht er einen einfachen, aber reinlichen Rock an und geht frisch und rosig seiner armen, aber niedlichen Heimath zu. Die Mutter, eine Wittwe, begrüßt ihn stolz, als sei er ein Königssohn, und wirklich, er ist so brav, so edel, wie der Sohn einer solch geschmackvoll gekleideten, intelligenten Frau nur sein kann. Trotz ihrer Armuth ist das Leben schön und die Heimath für Mutter und Sohn der süßeste Fleck auf Gottes Erde. Wie viel die Ordnungsliebe (Schönheitsliebe) damit zu thun hat, überlaß ich deinem eigenen Urtheil zu entscheiden.

Die Anderen gehen rußig in schmutzige Wohnungen, und schmutzige Frauen und Kinder begegnen ihnen. Sie sind gegenseitig der Meinung, daß es sich nicht lohne für arme Leute, den Reichen nachzuäffen, und so sinken sie stufenweise miteinander immer mehr und mehr herunter.

Ich kenne Eheleute, welche einst glücklich beisammen lebten, die aber durch diese scheinbar geringe Ursache einander entfremdet wurden. Das Mädchen, in welches der Jüngling sich verliebte, war reizend und schön, aber die Frau, an der sein Herz hängen sollte, ist häßlich und abstoßend in ihrem Aeußeren. Für die Gesellschaft Anderer schmückt sie sich, aber für i h n — o es ist ihr nicht der Mühe werth — was soll sie sich plagen!

Seit jenem wonnevollen Abend, als sie neben ihm unter der Linde saß und von der glückverheißenden Zukunft sprach, ist ihr ganz anders geworden. Dann bereitete sie sich für sein Kommen, damals sann sie darauf, ihm zu gefallen — aber jetzt? Warum achtet sie die Liebe des Gatten minder köstlich, als die des Bräutigams?

Es gibt freilich hie und da einen Mann, dessen Zuneigung nie Schiffbruch leidet, mag kommen was da will, aber ich rathe dir, wage es nie, einen unvollkommenen Menschen so auf die Probe zu stellen.

Ich weiß wohl, manchen Leuten ist dieses unbegreiflicher Unsinn. Diese würde ich, bezüglich der arbeitenden Klasse, auf die Sonn- und Feiertage aufmerksam machen und fragen, ob nicht die ordentliche Kleidung viel mit der sonntäglichen Gemüthsruhe und Sittlichkeit zu thun hat? Das Innere des Menschen ist gewissermaßen unter auswärtiger Controle. Demgemäß befahl der berühmte Dr. Dwight seinen Zöglingen, vor dem Studiren ihre Zimmer in die beste Ordnung zu bringen.

Sterne konnte nicht in befleckten Kleidern schreiben, Haydns musikalische Inspiration erfolgte nur nach pünktlicher Toilette, und Bacon, dessen großer Geist sich über alle anderen Hindernisse empor zu schwingen wußte, konnte seine Arbeiten nur mit Leichtigkeit verrichten, wenn er selbst und alles um ihn her in regelrechtem Zustande sich befand.

Noch eins: Du hast eine Einladung, diesen Abend in Gesellschaft zuzubringen. Der Geist der Liebe sollte dich dringen, die Verhältnisse deiner Wirthin und die der anderen Gäste zu berücksichtigen. Laß deine Kleidung immer der Gesellschaft und dem Ort angemessen sein.

Ganz außer Ordnung aber ist der auffallende, bunte Anzug im Hause Gottes. Der bescheidene Beter läßt den Pomp der Welt zurück und kleidet sich mit Scham und Zucht, wie es uns als Sünder unserem Gotte gegenüber geziemt."

„Wenn es dir nachgeht, werden wir bald eine mächtige Reform der Toilette erfahren. Wirklich, Tante, am Ende hast du recht!"

„Ja, ich habe das Recht auf meiner Seite. Aber eine gründliche Reformation gibt es dann erst, wann die Mutter ihren Kindern richtige Begriffe über diese Dinge beibringt. In meinem heimathlichen Elysium werden die Kleinen mit Worten und Exempel belehrt. Was sie tragen ist unschuldig schön, wie ihre Seelen. Sie spielen, hüpfen und singen, ohne von der großen Diana Mode gekettet, oder auf deren Altar

geopfert zu werden. Sie entwickeln sich frei und kräftig und beurtheilen ihre Mitmenschen nach ihrem Sein und Thun und nicht nach ihren Kleidern. Knaben, die unter solchem Einfluß zur Mannesreife kommen. werden keine Gecken, und die Mädchen —"

„Werden wie du, Tante, die allerschönsten, allerliebsten und allerbesten Frauen."

Mit einem Kuß auf die Stirn ihrer treuen, mütterlichen Freundin war Charlotte verschwunden.

Hoffen wir, daß ihre guten Vorsätze, so wie diejenigen des geneigten Lesers zur baldigen Ausführung kommen.

Der Anzug eines Menschen ist gewissermaßen eine Sprache, in welcher er gebildet oder weniger gebildet spricht; der ästhetisch Gebildete wird jederzeit auch in seiner Kleidung das Maßvolle und die Harmonie bewahren, die ihm in Allem zu eigen ist.

Nun, fragst du, was soll ich erwählen unter den tausend Abwechselungen, welche die Mode mit sich bringt, was kleidet mich, was habe ich zu vermeiden, wie muß der Anzug sein, wenn er mit Geschmack zusammengestellt werden soll, und was ist überhaupt Geschmack? „Der Geschmack ist eigentlich eine Naturgabe, die nicht bei Allen in gleichem Maße entwickelt ist," sagt Rousseau, und ein feiner Aesthetiker behauptet, über den Geschmack ließe sich nicht streiten ; es sei ganz individuell, obgleich es nur e i n e n gäbe, den guten, wie es nur eine Wahrheit und eine Schönheit gibt.

Der launenhaften Tyrannin Mode zu huldigen, ist jedenfalls darum schon unklug, weil nicht alle Personen die Mittel haben, noch die Persönlichkeiten sind, ihren Vorschriften zu entsprechen, und sich mit diesen umformen zu lassen, und noch mehr deßhalb, weil sie nie frägt, ob ihre phantastischen Launen, wie schon vorher bemerkt, der Gesundheit zuträglich oder schädlich, ob sie natürlich oder unvernünftig, vor Allem aber

ob sie wohlanständig sind. Die Mode bewegt sich gern in Extremen und heischt heute das Gegentheil von dem, was sie gestern gefordert hat. Man soll der herrschenden Mode nicht bis zum Aeußersten folgen, aber man darf sich auch nicht eigensinnig von ihr entfernen; beides wäre auffallend, und alles Auffallende soll man umgehen. Wer seinen Vortheil versteht, wird die Kleidung so einrichten, daß sie mehr Interesse erregt, als er selbst; er wird ehrliche Selbstkritik üben und aus der Fülle von Verschiedenem das ihm Entsprechende auswählen. Gerade jetzt ist die Mode von einer Mannigfaltigkeit der Formen und Farben, wie sie kaum vordem erlebt wurde, und die Sucht nach immer Neuem überschreitet nur zu oft die Schönheit und die Zweckmäßigkeit.

Die Toilette kann gar viel zur äußeren Erscheinung beitragen. „Kleider machen Leute," ist ein altes Sprichwort; ich möchte aber umgekehrt behaupten, daß *Leute* erst die *Kleider* zu etwas machen. Wer sich ängstlich genirt fühlt durch ein außergewöhnliches Kleidungsstück, der macht den Eindruck, als sei er nicht heimisch in seinen Sachen, als gehörten sie nicht zu ihm. Sie bilden kein anmuthendes Ganze mit seiner Erscheinung, und Jedermann wird mit Recht finden, sie kleiden ihn nicht. Die harmonische Anordnung der Toilette ist das Geheimniß der Eleganz.

Frische Jugend bedarf nicht der grübelnden Speculation in diesem Punkte, sie schmückt sich selbst und kann wohl der äußeren Zuthat und künstlichen Beihülfe entrathen.

„Lieblichkeit bedarf des Schmuckes fremder Hülfe nicht,
Ganz ungeschmückt am herrlichsten geschmückt."

Putzsucht zeigt immer den oberflächlichen Sinn. Wie oft kann man im Leben die Beobachtung machen, daß sich gerade Diejenigen am meisten mit ihrer äußeren Erscheinung beschäftigen, die den wenigsten inneren Gehalt haben; sie möchten eben hervortreten, etwas gelten, einen Eindruck machen. Sie flüchten hinter den glänzenden Schein, um das glanzlose Sein

zu verbergen, sie putzen sich heraus bis zum Verputzen, und bedenken nicht, daß zu einer anständigen und gefälligen Erscheinung nicht übertriebener Luxus, nicht bunte Farben und auffallende Formen, wohl aber Einfachheit, Nettigkeit und Sauberkeit gehört.

Die Toilette sei allezeit deinen Verhältnissen, deinem Alter, deiner Figur, sowie der Gelegenheit, der Zeit und dem Ort, an welchem du dich damit schmückst, angepaßt. Sauber, geschmackvoll, adrett, bequem, gesund, praktisch und sittsam aber soll und muß sie überall sein; sei sie nur der Morgenanzug oder das höchste Festgewand. Kleidsamer und gut sitzender Schnitt, der sich der Figur ebenmäßig anschließt, ohne sie in ihren Formen zu beengen, ist Hauptbedingniß. Lange, schlanke Figuren müssen andere Façons wählen, wie kleine, untersetzte; was der einen Gestalt vortheilhaft kleidet, verunstaltet oft die andere. So dürfen auch kleine, volle Damen keine großen Dessins, keine quergestreiften Stoffe tragen, hochgewachsene müssen sich vor langgestreiften hüten. Möglichste Ruhe und Einfachheit im Ausputz, wenn solcher daran ist, keinerlei Ueberladungen, keine grellen Farbentöne, sondern passende, harmonische Farbenzusammenstellung, die sich zur Haar- und Gesichtsfarbe eignet, sind Hauptbedingungen eines guten und geschmackvollen Anzugs. Blondinen haben andere Farben zu wählen als Brünetten, schon wegen ihres Teintunterschiedes. Feurig gesättigte, wie ponceau, rosa, dunkelgrün, braun, gelb, grau, veilchenblau sind die hebenden Teinten der Brünetten. Lichte Farben dagegen, wie hellblau, hellgrau, weiß, lila, hellgrün, auch schwarz, erhöhen die Zartheit des Colorits, und das Weiche, Wellige des blonden Kopfschmucks. Um störende Geschmacksverirrungen zu vermeiden sollte man nie mehr als zwei Farben auf einmal tragen; drei — sofern es nicht Schattirungen derselben Farbe sind — sind schon zu viel, vier sind geschmacklos. Oft bringt eine unpassende Farbe bei der Toilette die nachtheiligste Wir-

kung auf das Gesicht hervor. Wähle feste und haltbare Farben, denn ein Drittheil der Kleider wird blos darum abgesetzt, weil sie durch Verbleichen unscheinbar geworden sind, oder weil sie, als zu grell, im Gebrauche das Auge ermüden. Die Wahl der Farben ist ganz bestimmten Schönheitsgesetzen unterworfen; Farben rufen Stimmungen wach. Je unausgebildeter der Farbensinn ist, desto mehr liebt er grelle Grundfarben und harte Zusammenstellungen. Der Gebildete sucht zu verschmelzen und abzustufen und wählt meist gebrochene, unbestimmte Farben.

Der Hausanzug muß praktisch, einfach und nicht umständlich sein, so daß er wenig Zeit und Mühe beim An- und Ausziehen erfordert. Er stehe im Verhältniß zu deinem Straßen- und Gesellschaftsanzug; denn auch hierin muß eine durchgehende Harmonie herrschen. In Gesellschaft aufgeputzt und zu Haus salopp, ist widersinnig; ein Sichgehenlassen in dieser Beziehung streitet gegen Ordnung, Anstand und Geschmack.

Auf der Straße vorzugsweise vermeide alles Auffallende, das dich schon von Weitem kennzeichnet. Wer viel und zu gewissen Stunden ausgeht, wird ganz besonders darauf Rücksicht nehmen müssen. Ebenso trage dich bei Tage in Gesellschaften nicht decolletirt und kurzärmelig; offene Aermel auf der Straße sind gleichfalls gegen den guten Ton. Die Leute pflegen auch hierin streng zu urtheilen und leicht zu verurtheilen.

Sei besonders vorsichtig, daß sich keine Flecke und Knülle in deinen Kleidern finden. Zufällige Risse bessere geschickt aus; Flecke entferne sofort. Balzac behauptet, ein Riß wäre nur ein Unglück, ein Fleck aber ein Laster.

Für die allmorgendliche Toilette brauchen Manche eine ungebührlich lange Zeit; sie vergeuden auch hierin, wie in vielen Dingen, leichtsinnig ihre Tagesstunden. Setze dir daher eine möglichst kurze Frist fest, in welcher du mit deinem

Anzug vollständig fertig zu werden hast. Diese Maßregel kommt dir zu statten, wenn du dich einmal schnell zum Ausgehen vorbereiten mußt, oder auf der Reise, wo jede Minute kostbar ist und ausgebeutet werden soll. Das sogenannte Trödeln ist schon manchem wartenden Begleiter eine Geduldprobe, das Zuspätkommen eine Quelle zu Mißhelligkeiten geworden. „Während sie putzen, während sie nesteln geht ein Jahr herum," heißt es schon bei Terenz und dürfte noch heute seine Anwendung finden.

Endlich sei hier noch ein Wort gesagt über die thörichte und blinde Vorliebe für alle Neuheiten und Stoffe, die uns von Paris kommen. Modenärinnen finden nur das schön, was sie aus weiter Ferne mit doppelten Preisen bezahlen müssen. Und doch ist es Thatsache, daß unsere Waaren oftmals nur die französische Grenze überschreiten, um mit französischer Etikette versehen und doppelt so theuer wieder zu uns zurückzukehren. Unsere Fabrikationen sind, Dank unserer Industrie, auf einer solchen Höhe, daß sie zumeist gleichen Schritt mit den ausländischen halten, ja dieselben sogar nach gewissen Seiten hin überflügeln.

Zur Beherzigung und als Richtschnur für deine äußere Erscheinung rufe ich dir noch die Worte des Apostels Paulus ins Gedächtniß, der von dem gottgefälligen Weibe sagt, „daß sie in zierlichen Kleidern mit Scham und Zucht sich sucht zu schmücken; nicht mit Zöpfen, oder Gold, oder Perlen, oder köstlichem Gewand, sondern wie sich's ziemt den Weibern, die da Gottseligkeit beweisen durch gute Werke."

Je mehr das Budget für Toilette mit Ausgaben belastet wird, desto mehr sollte man auf Schonung der Garderobe bedacht sein. „Wer seine Kleider ehrt, den werden sie wieder ehren." Bei gehöriger Instandhaltung derselben kann man viel unnütze Ausgaben ersparen und wird, selbst bei größerer Einfachheit, immer sauber, nett und frisch mit seiner Toilette erscheinen.

Solide Stoffe sind zwar im Einkauf theurer, verzinsen sich aber doppelt durch längere Dauer und Widerstandsfähigkeit gegen Schmutz, Staub, Regen und Sonnenlicht.

Jede Sache muß ihren passenden Ort haben, wohin man sie sofort nach dem Gebrauch wieder zurückbringt. Die Schränke und Kommoden sind gegen Rauch, Staub und Ruß zu sichern, und ist dafür zu sorgen, daß sie gut verschließbar sind.

Zu Garderoben soll man nie feuchte Kammern wählen, die Sachen bekommen dort leicht Stockflecke oder werden unansehnlich. Gleich gefährlich ist auch ihre Aufbewahrung, namentlich was wollene Sachen betrifft, in heißen, sonnigen Dachräumen, den Brutstätten für Spinnen und Motten. Nie hänge ein Kleidungsstück ungebürstet weg, und nie lege dich zur Ruhe, ehe du deine heute ausgezogene Toilette einer Revision zur Ausbesserung unterwarfst. Was der verlebte Tag verdorben hat, soll der kommende nicht entgelten: jeder Tag erfordert seine eigene Arbeit.

Wollene Stoffe müssen vor dem Verarbeiten appretirt und somit gegen Feuchtigkeit haltbar gemacht werden. In wollenen Sachen setzt sich leicht der Staub fest; laß sie daher tüchtig ausschütteln und bürsten. Von seidenen Stoffen aber wische mit einem reinen leinenen Tuche der Länge nach den Staub ab; sie oft zu plätten ist nicht gut: die Seide verliert an Ansehen und Schwere. Jedes Kleid, jede Mantille oder Jacke, namentlich wenn letztere von Sammt sind, sollten stets über ein Gestell, das sie an den Schulternähten aufhängt, in dem Schrank aufbewahrt werden. Zerdrückte Kleider hängt man über Nacht in den Keller, damit sich in der Feuchtigkeit die Knülle aushängen. Hüte gehören in einen Hutstock und müssen mit einem Seidenpapier überhangen werden. Weiße Hüte, wie überhaupt weiße Stoffe, verwahrt man in stark geblauten, weißen Mousselinetüchern, die das Vergilben verhüten.

Pelzwerk muß fest in leinene Tücher genäht und mit Ben-

zin, Kampherspiritus, Terpentinöl oder Wermuthöl besprengt und mit zerquetschtem schwarzem Pfeffer bestreut werden; trotzdem dürfte es rathsam sein, dasselbe öfters, der Insekten halber, auszuklopfen. Ist dasselbe mehrere Monate nicht gebraucht, so sieht es oft vertragen und gedrückt aus. Um es wieder herzustellen, wendet man folgendes Verfahren an: Frische Kleie oder Sägespäne werden in einer Pfanne gewärmt, ohne sie jedoch anbrennen zu lassen, und dann mit der Hand in das Pelzwerk eingerieben; dies wiederholt man zwei oder dreimal und klopft und bürstet den Pelz aus, so lange bis er frei von Staub ist.

Um Stiefeln haltbarer und wasserdicht zu machen, bestreicht man sie mehrmals mit Leinölfirniß; sie müssen jedoch vorher gut ausgetrocknet sein. Sonnen- und Regenschirme bekommen leicht Brüche, wenn sie in enge Futterale gezwängt werden; mit dem Gummiband festgehalten, schlägt man sie in ein leinenes Tuch. Nasse Schirme sind sofort nach Gebrauch aufzuspannen, damit sie nicht stocken, und der Griff oder der Stoff selbst ist mit den Initialen der Besitzer zu versehen, damit jeder Verwechslung vorgebeugt wird.

Die Wohnung.

„Sei im eignen Haus du selber das beste Geräthe,
Bist du des Hauses Zier, ist es am schönsten geziert,
Nicht des Hauses glänzender Ruhm rühmt immer die Hausfrau,
Aber der Hausfrau Ruhm rühmet am besten das Haus."

Reinlichkeit und Ordnung sind die Grundbedingungen jedes rechten Haushaltes; soll aber die Behaglichkeit des häuslichen Lebens keine Störung erleiden, so müssen die mancherlei Geschäfte des Reinhaltens der Räume ruhig und in vernünftiger Weise vor sich gehen, damit die Mitbewohner nicht unangenehm davon berührt werden.

Sind die gröberen Hausarbeiten den Händen der Dienstboten anvertraut, so müssen diese aufs Strengste beaufsichtigt und zu ihrer Pflicht angehalten werden. Wenn die Hausfrau auch nicht in Allem selbst mit angreift, so muß sie doch anzuordnen und ihre Leute gehörig zu überwachen verstehen. Tadeln allein genügt nicht; besser machen muß man's können, dann erst ist man Herrscherin im Hause und nicht Sclavin der Dienstboten. Die hauptsächlichsten Handgriffe beim Reinhalten der Wohnung mögen zwar hinlänglich bekannt sein, allein einige Winke für die sorgfältigere Behandlungsweise der Hausgeräthe sollen dennoch hier ihre Stelle finden.

Jedem Ding im Hause, bis auf die letzte Kleinigkeit, sei ein bestimmter Platz angewiesen, damit es zum Gebrauche jederzeit bei der Hand ist. Besen, Bürsten und Polirtücher müssen den verschiedenen Zwecken entsprechend sein und immer sauber und ordentlich gehalten werden.

Die Luftreinigung in den Zimmern geschieht am schnellsten, wie schon im vorigen Artikel bemerkt, und besten durch Oeffnen der obersten Fenster — da die meisten Dünste sich nach oben ziehen—und der Thüren zugleich; Essigräucherungen, frisch gebrannter Kaffee, Lavendelwasser durchräuchern schnell die von übler Luft angefüllten Räume, auch das Aufsetzen von rohem Sauerkraut oder übermangansaurem Kali, letzteres auf eine flache Schüssel gegossen, ist als sehr wirksam zu empfehlen. Gebohnte Fußböden—Parquets—wollen gut gefegt und gepflegt sein, sollen sie ihren Glanz und ihre helle Farbe behalten. Sie werden vor jedesmaligem Aufbohnen mit lauem Wasser, worinnen Soda aufgelöst, gewaschen, frisch mit Terpentinöl und Wachs wieder gebohnt, und dann tüchtig mit einem wollenen Lappen und einer Bürste frottirt. Wollene Teppiche werden tüchtig ausgeschüttelt und mit nicht zu hartem Besen und feuchten, gebrauchten Theeblättern oder Sauerkraut gekehrt; letzteres gibt den Farben sogar neue Frische. Plüschteppiche müssen staubfrei geklopft werden,

aber nur auf der Rückseite; dann breite man sie im Zimmer aus, und fege man den Staub mit einem Besen mit kurzen, kräftigen Strichen ab. Vor Anwendung von Bürsten sei gewarnt.

Fenster putzt man mit Lauge oder Wasser und Kreide, spült sie ab und polirt sie sehr sauber nach; man muß aber vermeiden, frisch gereinigte Fenster dem grellen Sonnenlicht auszusetzen, sie verlieren dadurch ihr Ansehen. Trocken werden sie mit Hirschleder oder weicher Maculatur polirt.

Oelbilder reinigt man von Staub und Rauch vorsichtig und mit leichter Hand mit lauem Wasser und einem weichen Schwamm, aber ja nicht mit Seife; sie erhalten nach diesem Verfahren ihr ursprüngliches Colorit wieder. Die Goldrahmen, die von Rauch oder Fliegenflecken gelitten haben, reinigt man behutsam mittelst einer Zwiebelschnitte, die in rectifizirten Salmiakgeist getaucht wird.

Gypsbüsten müssen möglichst gegen Staub durch Ueberhängen von Gummigaze geschützt werden; sie dürfen nur mit einem Federwedel abgestäubt, nie abgewischt werden. Sind sie ganz unansehnlich geworden, so kann man sie mit gewöhnlichem Tapeziererkleister ziemlich dick bestreichen; ist die Kruste zähe geworden, löst man sie vorsichtig ab und der Gyps erscheint in seiner ursprünglichen Weiße, während in den Kleister alle Unreinigkeit gezogen ist. Auch eine Mischung von Milch mit pulverisirter Kreide thut gute Dienste und stellt Gypssachen wie neu wieder her. Marmorgegenstände reinigt man mit Seife, Wasser und einer feinen Bürste. Alabastersachen mit verdünnter Sodaauflösung. Alle sauern Flüssigkeiten müssen fern gehalten werden, weil sie die Politur angreifen. Bronzegefäße bürstet man mit Seifensiederlauge, spült sie im Wasser ab und rollt sie durch Kleie oder Sägespäne. Rostflecke an Stahl und Eisen bestreut man mit Tabacksasche und reibt sie dann mit Schachtelhalm ab.

Polsterungen muß man stark und wiederholt ausklopfen und Essigdämpfe durchziehen lassen, als Schutz gegen Insecten. Möbeln polirt man, nachdem sie vorher mit Petroleum vom Staub und Schmutz gereinigt sind, mit Milch, die noch nicht der fettigen Theile beraubt ist. Sie wird mit einem wollenen Tuch trocken verrieben, und kann diese Manipulation mehrmals wiederholt werden. Eine glänzende Politur erhalten sie auch durch Abreiben mit Speiseöl, in das man etwas Citronensaft tröpfelt. Man trägt ein wenig von der Mischung auf die Möbelfläche und reibt mit einem weichen Bäuschchen von Baumwollstoff so lange, bis alles trocken und glänzend ist. Gegen die Tinkturen, die gewöhnlich viel angepriesen und theuer bezahlt werden, sprechen sich Sachverständige mißbilligend aus; sie hinterlassen meist auf der Furnitur einen testartigen und klebrigen Rückstand, der schwer wieder zu entfernen ist.

Das Wohn- und Schlafzimmer.

Das Wohnzimmer sollte, wenn möglich, auf der Sonnenseite liegen, denn abgesehen davon, daß die Sonnenstrahlen auch im Winter einen ökonomischen Werth haben, so erheitern und beleben sie, und ganz anderer Stimmung ist man in düsteren, sonnenlosen Räumen, als in solchen, die hell und freundlich sind. Auch vom Standpunkte der Gesundheit aus ist es rathsam, nach Süden oder Osten zu wohnen; ein altes Sprichwort schon sagt: „Wo die Sonne nicht hinkommt, geht der Arzt aus und ein."

Jede Einrichtung muß sich nach den gegebenen Räumen richten, und daß sie sich in besonders sinniger Weise gestalte

und entfalte, ist die Aufgabe, mit deren glücklicher und zufriedenstellender Lösung sich der Anordnende vielen Dank verdienen und seinem Geschmack Ehre machen kann. Der Schmuck unserer Wohnung soll nicht als etwas Gleichgültiges und Nebensächliches erachtet, und auf Gnade und Ungnade etwa einem Handwerker übergeben werden, in der Meinung, er verstehe es am besten. Schon die Herstellung häuslicher Einrichtung ist Vergnügen und von künstlerischer Freudigkeit begleitetes Schaffen. Ein Blick in das Wohnzimmer, wo die Familie den größten Theil des Tages verbringt, verräth gar bald, weß Geistes Kinder die Bewohner desselben sind; denn Jedermann wird sein Hauswesen eben so einzurichten streben, wie es seinem Innern am meisten zusagt. In der kleinen Welt unserer Häuslichkeit sind wir Gebieter, sollten wir sie nicht gern zu schmücken trachten, so daß sie mit unseren eigenen Gefühlen und Bedürfnissen harmonirt? Herder behauptet: „Wie die Menschen denken, so wohnen und bauen sie.“ Wir treten oft in Räume, wo uns Alles anheimelt, wo die Behaglichkeit und Gemüthlichkeit uns gleichsam aus jeder Ecke entgegen lacht. Ohne besonderen Glanz oder Luxus zu entfalten, weht überall ein Geist des Einklanges und der Ruhe, der zu weilen auffordert.

Um solchen wohlthuenden Eindruck hervorzubringen, muß praktischer Sinn mit ästhetischem Geschmack Hand in Hand gehen. Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit ist natürlich Haupterforderniß und erstes Gesetz der Einrichtung, und wie einfach sie auch sei, es muß Alles bei der ersten Anschaffung gehörig bedacht und überlegt werden. Nur zu selten denkt man bei einer Zimmerausstattung daran, daß sie uns durchs Leben begleiten wird. Ein gewisser durchgehender Styl und Uebereinstimmung von Formen und Farbe sind, nächst dem praktischen, auch bei der Einrichtung Hauptbedingung. Eins muß zum andern stimmen, eins die Wirkung des andern heben. Das Auge kann beleidigt werden bis zur Unerträglichkeit und

befriedigt werden bis zur Behaglichkeit; eben diese Befriedigung ist der wahre Comfort.

Die Wandbegleitung muß im Wohnzimmer heiter und freundlich sein, nicht zu dunkel, weil dies zu viel Beleuchtung fordert, und nicht zu hell wegen der Blendung. Tapeten mit großen unruhigen Mustern sind geschmacklos; roth und violet, als dem Teint ungünstig, ist zu vermeiden. Gelb hingegen sehr hebend und für künstliche Beleuchtung äußerst vortheilhaft; man wählt diese Farbe deshalb gern für Salons. Das giftfreie Grün, hellbläulich, gräulich, oder hellbräunlich sind besonders zu empfehlen. Oelgemälde mit Goldrahmen heben sich am besten von braunroth, sogenanntem pompejanischen Roth, und von grünlich-grau ab. Kupferstiche, die sich am günstigsten in dunkle Rahmen gefaßt ausnehmen, erfordern dagegen helle Tapeten.

Der Raum, in dem wir wohnen, wenn er auch von noch so schönen Verhältnissen und gefälligen Formen ist, wird uns kalt lassen, sofern er die Gestalten des Lebens entbehrt, die unser Schönheitssinn in idealer Vollendung verlangt. Wer irgend es ermöglichen kann, greift zu malerischen oder bildlichen Ornamenten, um die leeren Wände damit zu schmücken. In dem Arrangement aber der Bilder und plastischen Gegenständen muß ebenfalls eine gewisse Einheit und Geschmack durchgehen, von welcher man auf die künstlerische Richtung der Inwohner schließen kann. Reichthum auch hier ohne Einheit, aufgehäufte Kostbarkeiten ohne Sinn und Zweck machen einen unharmonischen, prahlerischen und frostigen Eindruck. Man fühlt bald heraus, daß es nur auf äußerlichen Prunk, öde Pracht und deren Schein abgesehen ist und vermißt trauliche Wohnlichkeit und anheimelnde Gemüthlichkeit. Werthlose Nippes, die des fortwährenden Säuberns vom Staube bedürfen, und doch dem Auge keinen besonderen Genuß bereiten, nützliche Unnützlichkeiten, wie man sie füglich nennen könnte, nehmen nur den Platz für Besseres weg. Oelbilder

neben Kupferstiche, oder profane neben religiöse, Familienbilder neben Landschaften oder Historienbilder zu placiren, ist geschmacklos.

Gardinen und Möbelbezug mögen von gleicher, ruhiger und dauerhafter Farbe sein. Braun oder grün verschießt am wenigsten. Der Teppich kann, wenn alles Uebrige einfarbig ist, in bunten Farben sein; solcher Contrast thut wohl.

Ueber das Aufstellen der Möbeln gibt es keine feststehende Regel; jede Wand und jedes Zimmer erfordert, wie gesagt, eine andere Einrichtung, und muß diese seiner Individualität gewissermaßen angepaßt werden. Die alte Sitte, die Möbeln längs der Wände aufzustellen, ist durch die neue verdrängt, welche die Stühle, Sessel und Fauteuils, die alle leichtbewegliche Rollen zum Fortschieben haben müssen, in die Nähe des Ofens oder Kamins, des Fensters oder um einen in der Mitte stehenden runden Tisch aufstellt. Das letztere Arrangement macht den behaglichsten Eindruck. Der verschließbare Schreibtisch stehe so, daß das Licht zur linken Hand des Schreibenden fällt. Der Nähtisch mit den Vorräthen von Nähutensilien unter Verschluß finde am Fenster seinen Platz. Eine gewählte Handbibliothek ist für jeden Gebildeten unentbehrlich; sie wird auf einem offenen Bücherbrett oder in einem Glasschrank, nach sinniger Auswahl aufgestellt. Das Paradiren mit kostbarem Silbergeschirr und anderen werthvollen Sachen in Glasschränken ist gefährlich, und nicht selten hat sich diese Eitelkeit bestraft, wenn der verlockende „Silberblick" einen Dieb zum Einbruch verleitete. Gerathener ist's jedenfalls, Sachen von Werth sorgsam zu verschließen in Schränke, deren Fenster mit Gardinen verwahrt sind; umsomehr als bei Anwesenheit von Gästen der Inhalt meistentheils in Gebrauch ist, und der Schrank nur die leeren Regale zeigen würde. Dem Flügel gebührt die Mitte des Zimmers, oder, wo der Raum zu klein, mag das Pianino an die Wand, jedoch wegen der Feuchtigkeit nicht zu dicht, gerückt werden.

Ein wohlgepflegter Blumentisch mit Blattpflanzen, der zugleich natürlicher Luftreiniger, eine Vase mit frischen, nicht zu stark duftenden Blumen und ein kleiner gefiederter Sänger, gehegt und gepflegt im schmucken Käfig, machen das Zimmer erst wohnlich und freundlich.

Die schönsten und größten Räume werden oft für die mit besonderem Luxus ausgestatteten und selten benutzten sogenannten „guten Zimmer" (parlor) gewählt, was nicht immer zu billigen ist. Bei ausgedehnter Geselligkeit läßt sich allerdings nichts dagegen sagen. Wo aber eine solche Putzstube nur als Schaustück gilt, oder wohl gar, wie bei Vielen, als große Vorrathskammer für Toilettengegenstände und Sachen, die man schnell aus der Hand legen will, gemißbraucht wird, wo man sich dem Parlor zu Liebe auf die kleinsten und unbehaglichsten Räume zum Wohnen beschränkt, da ist die Behaglichkeit dem Luxus geopfert, das wohlthuende Sein zu prunkendem Schein ausgeartet.

Das Schlafzimmer, in welchem wir mehr als ein Drittheil unserer Lebenszeit verträumen, soll nicht, wie in vielen Häusern, stiefmütterlich, sondern als Schooßkind behandelt und ausgestattet werden; denn in ihm beginnen und beschließen wir unseren Tag und nehmen gewissermaßen den Eindruck desselben für die ganze dazwischen liegende Zeit mit hinüber in das geschäftliche Treiben unseres Wirkungskreises.

Man wähle ein luftiges, geräumiges, nach Morgen oder Mittag gelegenes Zimmer, versehe es mit Doppelfenstern für den Winter und Jalousien für den Sommer. Die Fußböden seien braun gefirnißt, oder mit kleingeblümtem Teppich belegt, die Tapete von mittler Farbe und glatt; grelle Muster beunruhigen das Auge und erhöhen z. B. bei Fieberkranken leicht die Phantasien. Die Ruhestätte muß weich und elastisch sein, um durch Druck nicht zu ermüden, und den Gliedern völligen Raum zu bieten, damit man sich ungezwungen der Lösung des Schlafes hingeben kann. „Bette dich gut, so

schläfst du gut!" Eiserne Bettstellen mit Gurtböden sind der Reinlichkeit und Dauer halber mehr zu empfehlen, als hölzerne. Zur Unterlage des Bettes diene eine Matratze und nur wenige Federbetten; zu warme Bedeckung verweichlicht. Im Sommer genügt zum Ueberbreiten eine Steppdecke; im Winter dagegen sei man auf wärmeres Zudecken, hauptsächlich der Füße bedacht, weil der Mensch im Schlafe weniger Wärme erzeugt, als im Wachen. Man ruht und schläft am erquicklichsten in ausgestreckter Lage mit mäßiger Erhöhung des Kopfes, der auf einem ziemlich harten Roßhaarkissen liegen muß. Nach solchem Lager erwacht man früh leichter und frischer. Zu viel wie zu wenig Schlaf ist für den Körper nachtheilig; Jeder muß an sich selbst erproben, wie viel seine Constitution bedarf. Jedenfalls ist frühes Aufstehen förderlich für die mannigfachen Forderungen des Tages. Wer viel träumt, erwacht selten gestärkt; wer spät, oder zu unregelmäßigen Stunden zu Bett geht, nimmt dem Schlaf im voraus seine wohlthätige Wirkung. Das Bett muß mit dem Kopfende gegen das Licht und möglichst fern von Thür und Fenster oder einer kalten, feuchten Wand stehen. Gegen letztere kann man sich durch Friesbeschläge schützen. Vor dem Bett muß ein Nachttisch stehen. Oefteres Lüften und Ausklopfen der Betten in der Sonne ist sehr rathsam; jedenfalls vermeide man das allsogleiche Aufbetten nach dem Verlassen des Lagers. Gute, reine Luft ist überhaupt im Schlafzimmer eine der dringendsten Forderungen für die Gesundheit. Bei Tage müssen stets die Fenster etwas geöffnet bleiben, im geheizten Zimmer sollte man nur auf besondere Verordnung des Arztes schlafen; Kühle des Gemachs verschafft ruhigen erquicklichen Schlaf. Während der heißen Sommernächte ist das Aufhängen großer nasser Leintücher über das offene Gagefenster sehr zu empfehlen, es kühlt die Luft bedeutend ab und erleichtert das Athmen.

Offene Waschtische mit Marmorplatten sind am zweck-

mäßigsten; das Waschzeug sei sauber, nett und nicht zu klein. Die Schwämme werden an einem Schwammsteller zum Trocknen aufgehangen. Die Reinigung der Schwämme geschieht folgendermaßen: Man läßt sie über Nacht in Essig oder Flußwasser weichen, brüht sie dann mit heißem Wasser aus, wäscht sie mit kaltem durch, um Sand und Steinchen zu entfernen und legt sie in Citronensaft, verdünnte Weinsteinsäure oder dgl., was sie bleicht, weich und geschmeidig zum Gebrauch herstellt. Das Reinigen der Haarbürsten mit Seife und warmem Wasser zerstört sie leicht; besser dient Soda in kaltem Wasser aufgelöst, oder eine Einreibung von Eidotter, die man trocken wieder ausreibt. Dies Verfahren gibt der Bürste das Ansehen der Neuheit. Gebrauchte Kleiderbürsten reinigt man, indem man sie an ein gegen eine scharfe Tischdecke gelegtes Papier so lange reibt, bis dasselbe keine Schmutzstreifen mehr zeigt.

Nach dem Waschen sich der Luft auszusetzen, verträgt nicht jede Haut; man soll daher vorsichtig sein und sich lieber Abends tüchtig waschen, dagegen des Morgens nur feucht abreiben. Die einfachsten Teintverschönerungsmittel sind Reiswasser mit geringem Kampherzusatz, oder einige Tropfen Kornbranntwein, der die Haut erfrischt und belebt und zugleich am besten reinigt. Ein anderes als sehr wirksam empfohlenes Morgenwaschwasser wird bereitet aus einer Auflösung von Borax in destillirtem oder Regen-Wasser, das man etwas mit Organenblüthen- oder Rosenwasser parfümirt. Mit diesem wäscht man sich Morgens nach dem Aufstehen, wenn man nicht zu heiß ist, und läßt die Flüssigkeit 2—4 Minuten eintrocknen, ohne sich der Luft auszusetzen oder zu gehen und im Gehen Zugwind zu erregen. Dann wäscht man sich mit reinem Wasser, aber ohne Seife ab. Es ist dies eines der reizlosesten Reinigungsmittel, kühlt, beugt Neigung zu Röthe vor und befördert die Weiße und Durchsichtigkeit der Haut. Gegen Sonnenbrand soll man sich vor Schlafengehen

mit Gurken- oder Petersilienwasser, Milch, Buttermilch oder Benzoetinctur mit Wasser verdünnt, waschen. Gegen Sommersprossen ist das Hufeland'sche Schönheitswasser zu empfehlen. Es besteht aus ½ Loth Mandelkleie mit Rosen- und Orangenblüthenwasser, je ½ Pfund; nachdem es tüchtig durcheinander gerieben, setzt man dieser Flüssigkeit 2½ Quart Borax und eben so viel Benzoetinctur zu.

Brandwunden hören sogleich auf zu brennen, wenn man sie mit einer Decke von weißer befeuchteter Oblate belegt. Rauhe Hände oder aufgesprungene Lippen werden weich und glatt durch Glycerin oder "cold cream." Auch ist es rathsam, sich immer mit einer Sorte Seife, an die sich die Haut gewöhnt hat, zu waschen; die einfachsten, wie venetianische, Glycerin- oder Honigseife sind die empfehlenswerthesten.

Außer dem nervenstärkenden „Duftaccord," Cölnisches Wasser, ist jede Art von Wohlgerüchen zu vermeiden; ihr Gebrauch gilt nicht für unbedingt fein und macht sich oft in Gesellschaft sehr unangehem auffallend. Ebenso ist vor den unzähligen angepriesenen complicirten Schönheitsmitteln zu warnen, es ist mit ihnen meist auf Betrug und Leichtgläubigkeit der Käufer abgesehen, obendrein sind sie noch oft der Gesundheit höchst nachtheilig.

Lebensglück.

Durch alle Menschenherzen geht ein lebendiger Zug nach Glückseligkeit, der tief in uns begründet liegt; wir Alle wollen glücklich werden, es ist das stete Verlangen, das uns nie verläßt; worin aber das Glück besteht, und wann es erreicht ist, wir wissen es nicht mit Bestimmtheit anzugeben: wir sind uns eben selbst nicht klar dar-

über. Wir jagen ihm nach durch unser ganzes Leben und sterben, vielleicht, ohne es je erreicht zu haben.

Nichts ist so individuell, als die Ansprüche an das Glück, und fragt man hundert Menschen, so spiegelt sich in ihrer Seele in hundertfacher Verschiedenheit der ersehnte Zustand ab. Dem Einen besteht das Glück in Ruhm und Ehre vor der Welt, dem Andern in Ruhe und Frieden, in Genesung und Gesundheit, in stiller Zurückgezogenheit und engem Familienleben; Jenem in rauschenden Vergnügungen und eitler Lust, in äußerer Schönheit, in Geld und Gut; Diesem in leiblichen, Jenem in geistigen Genüssen. Das Glück scheint uns immer da, wo unsere Wünsche hingelenkt sind, und gewöhnlich pflegt man das zu übersehen, was man besitzt, und wünscht sich das, was man nicht erreichen kann. Bald werden wir uns des genossenen Glückes erst bewußt, wenn es uns längst den Rücken gekehrt; bald träumen wir eine künftige Glückseligkeit und *verträumen* darüber die gegenwärtige! Denn leicht ist der Mensch geneigt, die Lichtblicke der Gegenwart zu übersehen und sich mit übertriebenen Hoffnungen in die Zukunft zu versenken. Und doch sollte uns die Vergänglichkeit der Zeit zum freudigen Erfassen jedes sonnenhellen Tages dringend mahnen! Möchten wir doch das Glück, dessen Quelle eigentlich in unseren Herzen, in der Liebe zu Gott ruht, ergreifen! Von dem scheinbaren Erdenglück singt Göthe in seiner Leonore:

„Wohl ist sie schön, die Welt in ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint,
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben
Und Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe **lockt!**
So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien;
So selten, daß sie das erhalten, was
Auf einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten!
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen."

Wohl jeder Sterbliche hat seine eigenen, stillen Wünsche; so Mancher fleht um Erhörung derselben zu Gott mit einer Andacht und Zuversicht, als hinge in der That sein ganzes Glück davon ab. Und wenn dann Gott das heiße Gebet nicht erhört, wenn vielleicht das traurige Gegentheil dessen eintritt, wonach die Sehnsucht ging: wie niedergeschlagen ist dann die Seele, wie geneigt wird sie, an der Güte und Fürsorge des ewigen Vaters zu zweifeln! Und gerade die Nichterhörung des Gebets führte zu höchstem Glück und Segen! Dennoch scheint es aber, als ob für die Menschen gerade in dem Streben und Sehnen nach dem Unerreichbaren, in dem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung ein Hauptreiz des Lebens läge. Sie gleichen den Kindern, welche, begeistert von der Pracht des Regenbogens, dem schimmernden Farbenkreise zueilen und am Ende vor einer trüben Regenwolke stehen. Und wahrlich, wäre Jemand so auserwählt, das vollste irdische Glück zu finden, wir möchten ihm, wie dem Reisenden, der Neapels zauberischen Boden betritt, zurufen: „Sieh es und stirb!“ Denn eben die Sehnsucht nach dem Glück, die aufhören würde, sobald wir erreicht, was wir erwünscht, ist das Gleichgewicht für das Leben der Seele und gibt ihr Spannkraft. Ja, was bliebe dem Menschen übrig, wenn er nichts mehr zu hoffen und zu fürchten hätte?

„Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben!“

Vollkommenes Glück gibt es in diesem wechselvollen Dasein nicht, und dauerndes findet in unserem wankelmüthigen Herzen keine Heimath; und dennoch ist ewiges Haschen und Jagen nach Glückseligkeit das Loos der Menschheit. Wahres Glück, nicht von außen stammt es, in uns muß es wohnen, in uns müssen wir es suchen; das Herz, in welchem Gottes Frieden wohnt, hat es gefunden.

„Dein Glück such nicht in weiter Ferne,
Nicht außer dir such deine Lust;
Und flögst du hin durch alle Sterne —
Der Himmel ist in deiner Brust!
Nicht in dem Ich, das macht dir Schmerzen;
Nur er bringt Frieden in dem Streit,
Die ewge Liebe in dem Herzen,
Sie gibt dir Himmelsseligkeit."

Gottlob! keines Menschen Dasein ist so arm, daß er nicht mehr oder weniger Glück genossen, je nachdem er empfänglich dafür war. Allerdings auf jedes Temperament machen die Freuden des Lebens einen anderen Eindruck. Der Sanguinische freut sich anders als der Melancholische, der Phlegmatische anders als der Cholerische, ein Kind anders als ein Erwachsener, der Gebildete anders als der Ungebildete. Genieße, sagen die Anhänger Epikurs, das Glück liegt im Genuß. Entbehre, sagen die Moralisten, das Glück liegt in der Tugend. Maßvoll aber sein im Wünschen wie im Genießen, das gehört zum Glück.

Derjenige, der am gesündesten an Leib und Seele ist, dem das Blut leicht durch die Adern rollt, ist zumeist der Glücklichere, denn mit Gesundheit ist gewöhnlich Heiterkeit und Lebensfreude im Gefolge, die Hauptstützen eines äußerlich wahrhaft glücklichen Zustandes. Wir begegnen aber auch oft reinstem, innerem Glück da, wo äußerlich scheinbar das größte Unglück zu Hause ist. Hast du schon an einem Schmerzenslager gestanden, wo ein in Krankheit dahinsiechender Körper eine fromme, ergebene Seele barg, der im Dulden die Schwingen wuchsen, in ihrer rechten Heimath droben den wahren Grund alles Glückes zu suchen? Erschauteſt du auf dem Antlitz des Hartgeprüften den Ausdruck stiller Ergebung und freudiger Hoffnung auf jene Welt, dann hast du das wahre Glück erschaut, das darin besteht, die kleinen Leiden der Zeit über der ewigen Herrlichkeit zu vergessen.

Woher aber kommen die meisten Seelenleiden unzufriedener Menschen? Aus zu hohen Ansprüchen, die sie an das Leben machen. Ohne Entbehrung und Kampf verläuft kein

Menschenleben; am glücklichsten ist der, der zu entbehren und sich etwas zu versagen weiß; der nicht auf außerordentliche Umstände hofft, der doppelt jeden glücklichen Moment genießt, und allen Lebenslagen eine freundliche und glückliche Seite abzugewinnen weiß.

„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da!"

Eine wunderbar anziehende Kraft geht aus von dem Glücklichen auch auf minder Beglückte über, es ist, als ob der Sonnenschein seiner Seele ihre schattenreichen Lebenswege erhellen könnte. Und das höchste Lebensglück besteht ja eigentlich nicht darin, daß man *selbst* glücklich ist, sondern vielmehr darin, daß man *beglückt*, daß man in Anderer Glück sein eigenes sucht; auch hierin ist Geben seliger, denn Nehmen.

„Nicht fleh' ich um den Segen ew'gen Glückes,
Nicht fleh' ich um ein flüchtig Erdengut:
Gib, Ew'ger! nur in Stürmen des Geschickes
Dem Geiste Kraft und meinem Herzen Muth!
Den Pfad des Rechten laß mich ruhig schreiten,
Ob still die Luft, ob wild die Stürme weh'n;
Und *eines* gib mir, Gott, zu allen Zeiten:
O, *die ich liebe, laß mich glücklich sehn!*"

Und du, der freud- und friedlos den Kopf hängen läßt, weil Sehnsucht und Wünsche unerfüllt geblieben, schaue empor; wenn dir auch manche Hoffnung fehlgeschlagen, wenn dir scheinbar das Glück von der Seite gewichen — zage nicht, wappne dich festen Schrittes der Zukunft entgegen zu gehen. Bereite dich vor, des besten Glückes würdig zu werden, erreichst du's aber hienieden nicht, so tröste dich mit dem Gedanken, daß eine höhere und weisere Hand deines Lebens Lust und Leid abgemessen, und daß du ihrer Führung vertrauen mußt, selbst wenn es über dein Verstehen und Begreifen ist.

„O hoffe nichts, o fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und du wirst glücklich werden.

So glücklich als es Menschen sind;
Denn Glück, unwandelbar nnd ungestöret,
Das selbst der Neid mit stummer Achtung ehret,
Blüht für kein Menschenkind!"

Berufswahl.

Arbeit ist Menschenrecht und Menschenpflicht. In ihr übt der Mensch sein angeborenes Herscherrecht über die Natur und die Außenwelt, indem er sie für seine Zwecke verwendet und ihr den Stempel des eigenen Geistes aufdrückt. In ihr übt aber auch der Mensch seine angeborene Pflicht des Dienens gegenüber von seinen Mitmenschen, indem er dabei mit seinen Gaben und Kräften Andern zu nützen und ihnen dasjenige zu beschaffen sucht, was sie für Körper und Geist gebrauchen. Also Arbeit ist Herrschaft, Arbeit ist Dienst; im Arbeiten bist du König, im Arbeiten bist du Knecht.

Es ist aber der Arbeit mancherlei, wie der Gaben mancherlei sind. Es ist ein Unfug, daß die Bezeichnung „Arbeiter," „arbeitende Klassen" von Denjenigen ausschließlich oder wenigstens in ganz hervorragender Weise in Anspruch genommen wird, welche die eigentliche Handarbeit ausführen. Durch diesen Sprachgebrauch wird blos das gerade in diesen Klassen herrschende Vorurtheil begünstigt, als ob in den höheren Ständen nicht gearbeitet, sondern blos verzehrt würde, was die „Arbeiter" produciren. Nein, setze auch du eine Ehre darein, ein Arbeiter zu sein, welcher Art auch deine Arbeit sein mag. Es gibt viele Arten, sein Herrscherrecht gegenüber von der Natur, seine Dienstpflicht gegenüber von den Mitmenschen auszuüben. Du kannst die Natur beherrschen, indem du als Handwerksmann ihre Stoffe nutzbar

gestaltest, als Künstler sie zum Symbol, zur durchsichtigen Hülle geistiger Gedanken machst, als Jünger der Wissenschaft ihre Gesetze erkundest, ihre Kräfte verstehen lernst; du kannst die Erde beherrschen, indem du als Geolog die Geschichte ihrer Entstehung, als Geograph die Gestaltung ihrer Oberfläche erkennst, oder indem du als Geschäftsmann ihre Produkte verwerthest. Du kannst deinen Mitmenschen dienen vornehmlich nach ihren körperlichen Bedürfnissen, indem du hilfst, Das herbeizuschaffen, was zu des Leibeslebens mannigfacher Nothdurft gehört, oder indem du ihre körperlichen Leiden und Krankheiten zu lindern, zu heben lernst; du kannst ihnen dienen nach ihren geistigen und geistlichen Bedürfnissen, in Wissenschaft und Kirche. Welch ein weiter Spielraum von Arten des Berufs, jeder in seiner Weise schön und würdig, jeder wieder eine unendlich reiche Mannigfaltigkeit an Dienst und Arbeit in sich schließend. Hast du dich schon für eines dieser Berufsgebiete entschieden? Und nach welchen Grundsätzen willst du dich entscheiden?

Beruf ist ein schönes Wort, aber es fordert zu ernstem Nachdenken heraus. Denn wenn du sagst: „Das ist mein Beruf," so heißt das nichts Geringeres, als „dazu bin ich berufen." Zunächst sind es drei Dinge, auf welche dabei das Augenmerk zu richten ist: deine eigene Begabung, der Wunsch und Willen Derer, welche dir zunächst an Gottes Statt vorgesetzt sind, und endlich die Gestaltung der sonstigen Umstände und Verhältnisse. Treffen diese drei Linien alle auf einen bestimmten Punkt zusammen, dann, wie wir eben gesehen haben, ist ja Alles in Ordnung. Aber wie ist's, wenn sie entweder auf gar keinen bestimmten Punkt hinweisen, oder nach entgegengesetzten Richtungen gehen, dergestalt, daß z. B. die Begabung und Neigung eines Jünglings auf diesen, der Eltern Wille und die Gestaltung der sonstigen äußeren Verhältnisse dagegen auf einen ganz andersartigen Beruf geht?

Nehmen wir zunächst den Fall, du seiest weder durch deine

Begabung und Neigung, noch durch den Willen deiner nächsten Angehörigen, noch durch den sonstigen Gang der Dinge nach einer ganz bestimmten Richtung hingewiesen. Nun, so ganz unbestimmt wird die Lage wohl niemals sein. Wenn auch nicht ein bestimmter Einzelberuf, so wird doch ein gewisses, allgemeines Berufsgebiet immer auf die eine oder andere Weise angezeigt sein. Ob du dich dem Handel, der Industrie, einem Handwerk, oder einem wissenschaftlichen Beruf zuwenden sollest, darüber wird dir sicherlich der eine oder der andere der drei genannten Factoren eine bestimmte Weisung geben. Z. E. kann, wenn auch sonst gar nichts vorhanden ist, dein bisheriger Bildungsgang, die Schule, die du bisher besucht hast, in dieser Hinsicht maßgebend sein. Also gehe in Gottes Namen einstweilen in dieser Richtung fort; das Einzelne und Nähere wird sich dann durch die weitere Entwickelung der Umstände schon finden. Zum Exempel: deine Neigung und wie du meinst, auch deine Begabung geht auf einen wissenschaftlichen Beruf, dein Vater aber ist nicht dieser Ansicht und wünscht, daß du dich dem Handel oder der Industrie widmest. Was nun? In einem Fall ist auch da die Sachlage klar genug, und dir demgemäß dein Weg deutlich gewiesen; nemlich dann, wenn dein Vater kategorisch erklärt: „Ich besitze oder gewähre dir die Mittel nicht, welche zum wissenschaftlichen Studium nothwendig sind, und weise dir einfach deinen Platz in diesem oder jenem Geschäft an." Dem Vater davon laufen und auf deine eigene Faust studiren, wirst du denn doch nicht wollen, also bleibt gar nichts Anderes übrig, als in Gehorsam dich zu fügen, wenn auch mit schwerem Herzen, und das Weitere Gott zu befehlen, der auch deines Vaters Sinn ändern und lenken kann, vorausgesetzt, daß wirklich dein Beruf in der von dir gewünschten Richtung liegt. Daß Luther als Erfurter Student das Studium der Rechte, zu dem sein Vater ihn bestimmt hatte, eigenmächtig aufgab und ohne seinen Vater etwas wissen zu lassen, ins Augustinerkloster ging, hat zwar Gott hinten-

nach ihm selbst und dem deutschen Volk zum großen Heil gedeihen lassen, aber wenn dann der Vater den Sohn noch bei der Feier seiner neuerrungenen Doctorwürde daran erinnerte, daß das vierte Gebot eben doch auch da sei und zu allererst respektirt werden müsse, so hatte der würdige Mann sicherlich Recht, und sein hochgelehrter Sohn hat ihm darin auch durchaus nicht widersprochen. — Indeß die Sache muß ja nicht gerade gleich so auf Spitz und Knopf gestellt sein, daß dir blos die Wahl bleibt, davon zu laufen oder dich zu fügen. Häufiger mag es geschehen, daß deiner Neigung eben nur ein klar und bestimmt ausgesprochener W u n s c h deines Vaters gegenübersteht, den er, falls du schlechterdings auf deiner Wahl beharrst, zu opfern bereit ist, wenn auch mit schwerem Herzen. Ich will nicht leugnen, daß du dich auf Fälle berufen kannst, in welchen Dieser oder Jener durch entschiedenes Beharren bei der Wahl, auf die er sich durch Begabung und Neigung gewiesen glaubte, sich eine glänzende Berufslaufbahn erschlossen hat. Aber laß dich um eins bitten: Nimm's nicht leicht mit den Wünschen deiner Angehörigen! Nimm's nicht leicht, deinem Vater das Herz schwer zu machen! Es kann ja sein, daß hintennach Alles gut wird, und du mit dem Beharren auf deiner Wahl gerechtfertigt dastehst. Aber das sind immerhin Ausnahmen, und bist du berechtigt, in deinem Fall einen solchen anzunehmen? Für gewöhnlich kennen doch deine Eltern deine Begabung besser als du selbst, und keinenfalls werden sie dir etwas zumuthen, wozu du schlechterdings keine Begabung hast.

Es liegt mir die Geschichte eines jungen Mannes vor, der nach seines Vaters Willen ein Handwerk lernen sollte, aber sich schlechterdings zum Maler berufen glaubte. Ungern gab der Vater dem Drängen und Bitten des Sohnes endlich nach, schickte ihn in die Kunstschule und ließ ihn zu guter Letzt noch eine Reise nach Italien machen. Allein mit aller Anstrengung kam er doch auf keinen grünen Zweig. Er malte drauf los.

Historie und Landschaft, Genrebilder und Portraitköpfe, aber Niemand beachtete seine Produktionen. Er kam in die bitterste Noth und war der Verzweiflung nahe. Da kam ihm ein rettender Gedanke, und rasch führte er ihn aus. Er kehrte zurück zu seines Vaters Handwerk, das er als Lehrling leidlich gelernt hatte, arbeitete sich mit Kraft und Ausdauer hinein, zeichnete dazwischen hinein ein Bildchen, verwerthete es für sein Handwerk, die Buchbinderei, und siehe, das Handwerk hatte einen goldenen Boden, und die Kunst, zu deren ausschließlichem Betrieb er nicht berufen war, so entschieden er es auch gemeint hatte, bildete in Verbindung mit dem Handwerk eine nicht blos für ihn selbst angenehme, sondern auch für sein Geschäft werthvolle Verschönerung. So hatte der Vater doch zuletzt Recht behalten.

Wie lange hat Dürer gegen die Wünsche seines Herzens, aber nach dem Willen seines Vaters, sich in dessen Werkstätte gebildet! Wohl zog es ihn mit Macht zur Malerei, aber er bezwang aus kindlichem Gehorsam die Sehnsucht seines Herzens. Schüchtern wagte er es endlich, seinem Vater seine Neigung zur Kunst zu entdecken; als er aber sah, wie unangenehm dieser davon berührt war, fügte er sich in der Stille. Mit 16 Jahren stellte er in sehr kunstvoller Weise das Leiden Christi in getriebener Arbeit von Silber dar. Endlich erfolgte die elterliche Einwilligung, und gewiß Albrecht Dürer ist darum kein geringerer Meister geworden, weil er etliche Jahre nach des Vaters Willen in der Werkstätte gearbeitet hat. Oder war der alte Derfflinger darum weniger ein Held, weil er dereinst als Schneider Bügeleisen und Elle führte? Wohl haben die Bürger von Stettin, als er die Stadt belagerte, ihm zum Hohne einen Bock und einen Schneider drauf aus Holz geschnitzt und die Figur am Stadtthurm aufgehängt. Aber gewonnen wurde Stettin doch. Und als später einmal bei Tafel ein naseweiser und adelsstolzer Junker fragte, ob es denn wahr sei, daß unter den kurfürstlichen Generälen einer sei, der früher

Schneider gewesen, da fuhr der alte Feldmarschall auf: „Der Mann bin ich; aber ich trage an meiner Seite eine Elle, mit der ich solche Buben messe!“ damit schlug er an sein Wehrgehäng, daß dem Junker aller Spaß verging. War Abraham Lincoln deßhalb weniger ein guter Präsident und trefflicher Staatsmann, weil er in seiner Jugend den Landbau betrieb und beim Riegelspalten kräftig Axt und Schlägel schwang?

Aufgaben und Schwierigkeiten anderer Art ergeben sich, wenn auch die natürliche Begabung und Neigung zu einem Beruf zwar durch den elterlichen Wunsch und Willen unterstützt wird, aber die äußeren Verhältnisse der Verwirklichung dieses Wunsches entgegen sind. Da ist ein Jüngling, der alle Lust und die beste Begabung für ein wissenschaftliches Studium hätte, aber die Mittel nicht hat, um zu seinem Ziel zu gelangen und auch keine Möglichkeit sieht, sie herbei zu schaffen. Nun, was da zunächst die „Möglichkeit“ betrifft, so ist das bekanntlich ein sehr dehnbarer Begriff. Mancher sieht eine Möglichkeit blos dann, wenn von vornherein Alles klar und eben ist, und auch die Schwierigkeiten, welche sich etwa erheben, der Art sind, daß man von Anfang an durch sie hindurch sieht und bestimmte Aussicht auf ihre Bewältigung hat. Ein Anderer dagegen will das Wort „Unmöglichkeit“ überhaupt nicht als ein berechtigtes anerkennen und ist lebhaft überzeugt, daß es keine äußeren Schwierigkeiten gibt, welche sich nicht durch Fleiß, Energie, Ausdauer und Wartenkönnen überwinden ließen.

David Livingstone, der große schottische Afrika-Reisende, der den bis dahin unerforschten afrikanischen Continent von Ost nach West durchzogen hat, war der Sohn eines armen Krämers, und nicht einmal die Mittel zum nöthigsten Lernen standen dem wißbegierigen Knaben zu Gebote. Mußte er doch schon in seinem neunten Jahre in der Fabrik arbeiten. Woher sollte er doch die Zeit zum Lernen bekommen? Der junge Livingstone half sich dadurch, daß er die Zeit von acht

Uhr Abends bis Mitternacht, oder auch darüber hinaus zu diesem Zweck benutzte. Manchmal hat ihm seine besorgte Mutter das Buch zugeschlagen, vom Tisch weggenommen und den unermüdlichen Knaben ins Bett commandirt. Auch seine Bücher mußte er verdienen. Als er seinen ersten Wochenlohn erhalten und einen Theil den Eltern gegeben hatte, kaufte er sich vom Rest eine Lateinische Grammatik, die er in den Nachtstunden durcharbeitete, dergestalt, daß er mit sechzehn Jahren seinen Virgil und Horaz aus dem Fundament kannte. Er entschloß sich nun, Arzt zu werden. Aber, wie wollte er zu der nöthigen medicinischen Ausbildung gelangen? Da wollten bald die Abendstunden nicht mehr ausreichen, und sein erfinderischer Geist sann auf andere Wege. Wenn er an seiner Spinnmaschine arbeitete, so legte er das Buch so darauf, daß er während der Arbeit Satz für Satz lesen konnte, wenn auch rings um ihn die Maschinen dröhnten und tosten. Was er auf diese Weise lernte, das vervollständigte er den Winter über, indem er mit dem an der Maschine verdienten Geld Vorlesungen auf der Universität Glasgow besuchte. So bildete er sich zum Arzt und Reisenden, ohne jemals auch nur einen Pfennig Unterstützung von irgend Jemand zu erhalten, und wenn er später im Inneren Afrikas in der Wildniß des Urwaldes, unter allen möglichen Hindernissen sein Tagebuch schreiben und seine Beobachtungen aufzeichnen konnte, so verdankte er dies der in der Spinnerei gewonnenen Uebung, mitten im Lärmen und Getös seinen Studien obzuliegen.

Ein bekanntes Sprichwort lautet: „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen." Häufig wird dieses Wort in gottlosem Sinne angewendet; aber in dem Sinne des „bet und arbeit, so hilft Gott allzeit," ist es ganz recht. Um Gottes Hülfe bitten, auf dieselbe trauen und dann in diesem Vertrauen handeln, auch wenn allerlei Schwierigkeiten entgegenstehen, so schickt es sich für Christen. „Mit Gott will ich über Mauern springen" hat David gesagt, aber er hat damit nicht gemeint,

daß ihm dadurch das Springen und Ringen erspart sein sollte. Und als Josua das Volk Israel über den Jordan führte, da hatten sie wohl die Verheißung, daß Gott ihnen auf wunderbare Weise übers Wasser und durchs Wasser helfen werde. Aber so lange das Volk blos am Ufer stand und die Wellen des stark angeschwollenen Stromes dahinziehen sah, geschah kein Zeichen und kam keine göttliche Hülfe. Erst als die Vordersten im Zug, die Priester, auf den Strom zu- und in den Strom hineinschritten und ihre Füße das Wasser berührten, da wichen die Wellen zurück, die Wasser oberhalb stunden, die unterhalb flossen ab, und es gab eine trockene Bahn. Also frisch hinein! Bist du zu einem Beruf wirklich berufen, so werden auch die äußeren Verhältnisse, sollten sie auch noch so schwierig sein, im Anfassen sich ebnen. Es gehört dazu nur Muth, Gottvertrauen und die Kunst des Wartens.

In diesem Sinne tritt auch noch ein anderes Sprichwort in sein Recht, nemlich: „Ein Jeder ist seines Glückes Schmied." Nicht als brauchte man nach Gottes Segen nicht zu fragen, oder könnte gar ein Glück erzwingen, das Gott Einem nicht gewähren will. Wenn der höchste Lenker im Himmel einmal Nein gesagt hat, dann bleibt's dabei. Aber der Ausdruck „Schmied seines Lebensglücks" ist doch treffend; nicht blos so fern Jeder in späteren Jahren erntet, was er in jungen Jahren ausgesäet hat, sondern auch in so fern, als Eisen schmieden eine harte Arbeit ist und viel Anstrengung und kräftiges Anfassen erfordert. So kommt man auch in ein ordentliches Berufsleben hinein, nicht im Schlaf, und nicht durch bequemes Zusehen, was Andere für Einen thun, und nicht durch Beschäftigung mit allerlei leichten Liebhabereien, die für den Lebensberuf nichts austragen, sondern nur tüchtige Arbeit, und wenn es sein muß auch durch Kampf mit der Ungunst äußerer Verhältnisse.

Uebrigens gibt ja jeder, selbst ein äußerlich minder bedeutender Beruf einem lernbegierigen Mann Gelegenheit genug,

neben treuer Berufserfüllung seine Liebe zur Wissenschaft zu befriedigen, auch wenn er das Studium nicht zu seiner eigentlichen Berufsbeschäftigung machen konnte. Mancher wird auf diese Weise noch im späteren Leben für Das entschädigt, was er unter dem Druck der Verhältnisse in seiner Jugend verleugnen mußte. So entdeckte vor nicht gar langer Zeit ein englischer Naturforscher auf einem wissenschaftlichen Ausflug hoch im Norden Schottlands, in Thurso, einen Bäcker, dessen naturwissenschaftliche Kenntnisse ihn in Erstaunen setzten. Derselbe zeichnete dem Gelehrten mit Mehl eine geologische und geographische Karte von Schottland auf den Fußboden, und machte ihn auf verschiedene Ungenauigkeiten aufmerksam, welche er auf den im Gebrauch befindlichen Karten entdeckt hatte. Außerdem entdeckte der Naturforscher in dem Bäcker einen besseren Botaniker, als er selbst war. Dabei schämte derselbe sich aber durchaus nicht, einfacher Bäcker zu sein, und betrieb dieses sein Geschäft mit Fleiß, Lust und Geschicklichkeit.

Hast du aber einmal einen bestimmten Beruf erwählt, so sei vor allen Dingen *treu* in der Vorbereitung auf denselben und in der Erfüllung desselben. Treue ist die Cardinaltugend des Berufslebens. Treu sein im Beruf, das heißt alle seine Kraft einsetzen, um den Anforderungen des Berufs zu genügen, und zwar nicht blos dem Buchstaben nach, sondern im Geist und in der Wahrheit. Es gibt in dieser Hinsicht dreierlei Arten von Menschen: untreue, halbtreue und rechttreue. Es gibt solche, welche ihren Beruf schlecht erfüllen, um die Anforderungen desselben sich nicht kümmern, und ihre Zeit entweder mit Nichtsthun oder mit allerlei Liebhabereien verbringen. Die Berufsgeschäfte läßt man dabei entweder durch Andere besorgen, oder sie bleiben völlig liegen. Das ist Untreue im Berufsleben, deren unausbleibliche Folgen der allmälige Verfall des Geschäfts, das fortschreitende Unbrauchbarwerden des Ungetreuen für jede Berufsarbeit ist. Darum sagte ein Geschäftsmann einmal: Wenn ein Kaufmann anfange.

Bücher zu schreiben und Schriftstellerei zu betreiben, so habe er entweder fallirt, oder stehe einem Falliment nahe, jedenfalls stehe es nicht gut mit seinem Geschäft.—Liebhabereien, Nebenbeschäftigungen, die mit dem Beruf in keinem Zusammenhang stehen, sind wie ein geheimer Wurm, der an der Frucht der Arbeit zehrt. Frage die ruinirten Existenzen, die herabgekommenen Größen, die Leute, welche ohne besondere Schlechtigkeiten und Ausschweifungen ein schönes väterliches Erbe geradezu verbummelt, ein blühendes, vom Vater ihnen hinterlassenes Geschäft in einen Zustand jämmerlicher Verwahrlosung gebracht haben, so wirst du finden, welch einen großen Antheil die Berufsuntreue an ihrem Unglück hat. In alten Zeiten, da die Dinge noch eher von selbst ihren Gang gingen, und der Einzelne, in seinem Berufs- und Geschäftsleben durch feste Ordnungen geschützt, vor Concurrenz gesichert war, da mochte ein solches träges und behagliches Gehenlassen weniger bedenklich sein, wiewohl auch aus der urältesten Zeit kein Beispiel davon bekannt ist, daß Einer anders als durch Fleiß und Berufstreue es zu etwas wirklich Tüchtigem gebracht hätte. Vollends aber heutzutage, in der Zeit der freien Concurrenz, des allgemeinen Kampfes ums Dasein, da das Geschäft nicht mehr den Mann trägt, sondern der Mann das Geschäft tragen muß, da das Amt nicht mehr den Mann macht, sondern der Mann das Amt machen muß, da kann blos durch große Treue in der Vorbereitung auf den Beruf und in der Ausübung desselben etwas Rechtes geleistet werden.

Es gibt neben dieser Untreue eine zweite Art von Stellung zum Berufe, die man als Halbtreue bezeichnen könnte. In diesem Fall leistet man, was dem Vertrag, dem Buchstaben nach geleistet werden muß, was für Erhaltung des Geschäfts nothwendig ist, aber kein Jota mehr. Bei jeder außerordentlichen Arbeit, auch wenn sie noch so nothwendig für das Ganze ist, besinnt man sich: „Kann das von mir verlangt werden?" Das ist Treue nach dem Buchstaben des Gesetzes, aber nicht nach

dem Geist, und deßhalb im Grunde doch Untreue; es ist der Standpunkt des Miethlings. Diese Halbtreue wird dazu führen, daß in außerordentlichen Zeiten, wenn der Beruf ganz von selbst außerordentliche Anforderungen an die Kraft jedes Einzelnen stellt, das durch den Drang der Zeit gebieterisch Geforderte nicht geleistet, und so die Berufstreue ganz direkt verletzt, das Berufsinteresse aufs schwerste geschädigt wird.

Hinweg darum mit der Halbtreue, der Mithlingstreue, wie mit der Untreue! Die ganze Person, die ganze Kraft einsetzen, das heißt recht treu sein, und das ist die Treue, die Gott in Zeit und Ewigkeit lohnt und segnet. Diese Treue fragt bei den gestellten Anforderungen nicht: Kann man das von mir verlangen? sondern: Ist es nothwendig? und danach handelt sie. Der Treue weiß sich an seinen Beruf gebunden nicht blos durch die Kette eines äußerlichen, rechtlichen Vertrages, sondern durch das freie Band eines Dienstes der Liebe an dem Nächsten und durch den uralten, die Menschen so unendlich ehrenden Gottesauftrag: Machet euch die Erde und ihre Kräfte unterthan! Durch diese Berufstreue ist der Doctor der heiligen Schrift, Martin Luther, zum Reformator der christlichen Kirche, ist der Lehrer des Griechischen, Philipp Melanchthon, zum Præceptor Germaniæ geworden. Je mehr du deinen Beruf als Dienst ansehen lernst, desto leichter wird dir die Treue werden. Auch den Gewinn, den dir deine Berufsarbeit einbringt, hast du dann nicht für dich allein, sondern er ist dir gegeben als Mittel zu einem weiteren und reicheren Dienst der Liebe an Anderen.

Zwei Beispiele besonderer Berufstreue, von denen in den letzten Jahren öffentliche Blätter berichteten, mögen hier noch ihren Platz finden.

Ein Bahnwärter ist eben im Begriff, die Brücke für den daherkommenden Bahnzug niederzulassen, als er sieht, wie sein Kind nicht weit von ihm ins Wasser stürzt und mit herzzerreißendem Ton seinen Namen ruft. Was soll er thun?

Hier das mit den Wellen ringende Kind, dort der daherbrausende Zug mit all den Menschen drin. Der Vater kämpft einen entsetzlichen Kampf, aber nur einen Augenblick. Mit fester Hand läßt er die Brücke nieder, der Bahnzug braust darüber weg, aber das arme Kind ist ertrunken. Das ist Berufstreue! — Bei Bapaume sah im December 1870 ein deutscher Hauptmann, wie sein Regiment auf der Flanke umgangen wurde, und erhielt in demselben Augenblick einen Schuß in die Brust. Stramm geht er auf seinen Vorgesetzten zu und meldet, die Hand am Helm: „Wir sind auf der Flanke umgangen; ich melde mich ganz gehorsamst, daß ich zum Tod verwundet bin." Darauf bricht er zusammen; er starb am folgenden Tag, treu im Beruf bis zum Tod.

Ich möchte aber dieses Kapitel von der Berufstreue nicht schließen, ohne auch insonderheit derjenigen Aeußerung der Treue zu erwähnen, welche wir als die Tugend der Pünktlichkeit zu bezeichnen pflegen. Pünktlichkeit ist im Grund nichts Anderes als Treue im Kleinen. Diese gute Eigenschaft war unseren frommen Vorvätern wichtig genug, daß sie dieselbe zu einem besonderen Gegenstand des Gebets machten:

„Hilf, daß ich thu mit Fleiß,
Was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinen Stande führet;
Gib, daß ich's thue bald,
Zu der Zeit, da ich soll,
Und dann gerathe mir's
Durch deinen Segen wohl."

Washington hatte einen Sekretär, der sein Zuspätkommen damit entschuldigte, daß seine Uhr nachgehe. „Dann," sagte ihm Washington, „müssen entweder Sie eine andere Uhr oder muß ich einen anderen Sekretär bekommen."

Zeiteintheilung.

Man sagt wohl: „Zeit ist Geld.“ Es ist auch etwas daran. Je mehr Zeit, je mehr Möglichkeit, Geld zu verdienen. Zeit gewonnen, Geld gewonnen. Aber doch wäre es traurig, wenn Zeit nicht mehr wäre als Geld. Geld läßt sich wieder ersetzen, verlorene Zeit ist unwiederbringlich dahin. Zeit ist mehr als Geld; Zeit ist Wissen, Zeit ist Bildung, Zeit ist ein Stück Leben; Zeit ist Ewigkeit. Es hat mit der Zeit eines Menschenlebens eine besondere Bewandniß. Das Leben ist lang oder kurz, je nachdem man es ansieht. Es liegt lang vor dem Kind und Jüngling, es liegt kurz hinter dem Greisen. Es ist lang, denn man kann viel drin arbeiten, viel Liebe drin erweisen, viel Glück und Freude bereiten, viel hassen, viel Unglück über sich und Andere bringen, viel sündigen: so viel, daß man eine ganze Ewigkeit daran zu tragen hat. Es ist kurz, denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon, wir werden drin mit unserem Tagewerk nie ganz fertig, hinterlassen auch nach dem längsten und thätigsten Leben Stückwerk.

Und wie schmilzt das kurze Erdenleben zusammen, wenn man überlegt, wie wenig Zeit man so recht eigentlich im vollen Sinne lebt, d. h. nicht blos existirt und vegetirt, sondern seine Zeit den eigentlichen Lebenszielen widmen kann.

Und die Jugendzeit, diese so wichtige Vorbereitungszeit, — wie nahe geht sie bei genauerer Berechnung zusammen! Rechnen wir für sie die Zeit vom 14—22 Lebensjahr, also acht Jahre. Das sind 2920 Tage oder 70,080 Stunden. Eine schöne Zahl! Aber wie viel davon wird verschlafen? Täglich acht Stunden, also gerade ein Drittel des Tages.

Bleiben also blos noch 46,720 Stunden. Und wieviel geht hievon noch weiter ab aus allen möglichen Gründen! Nun ist freilich 40,000 noch immer eine schöne Anzahl von Stunden, mit der sich etwas Tüchtiges anfangen läßt. Wohl, aber vergiß nicht, daß diese Summe mit jeder Minute, mit jeder Secunde kleiner wird. Die Zeit ist in fortwährender Selbstverzehrung begriffen. Und etwas anfangen läßt sich mit ihr nur unter einer Bedingung, nemlich unter der, daß die Zeit fleißig und tüchtig benützt wird. Und recht benützt ist blos diejenige Zeit, welche entweder direkt oder indirekt den zeitlichen und ewigen Lebenszielen dient. Wenn ich nun sehe, daß ich an einem kostbaren Gut eben keinen großen Ueberfluß habe, was thue ich dann? Antwort: Ich suche vor allen Dingen die Verwendung desselben gehörig zu ordnen und richtig einzutheilen, damit dieselbe immer in der rechten Weise, am rechten Ort, zur rechten Zeit und zu den richtigen Zwecken geschehe.

Eben diese Zeiteintheilung ist nun auch für den rechten Gebrauch der Zeit von der größten Bedeutung. So viel für die Arbeit, so viel für die Erholung, — wenigstens der Regel nach; es kann ja wohl auch geschehen, daß nach der einen oder der anderen Seite hin etwas zugegeben werden muß. Sodann auch innerhalb der Arbeitszeit — wie viel kann dadurch gewonnen werden, daß die Arbeit richtig eingetheilt wird! Wenn du dich für eine Reise rüstest und den Koffer zu packen hast, und du wirfst deine Sachen planlos hinein, so magst du zu guter Letzt noch so kräftig pressen und am Ende gar noch auf den Deckel stehen, um Alles hinein zu bringen — du wirst doch selbst in einem großen Koffer verhältnißmäßig wenig unterbringen können und noch überdies beim Auspacken den Verdruß haben, Dies und Jenes verderbt und beschädigt zu sehen. Wenn du aber den Raum von vornherein ordentlich eintheilst und jedes Stück an den rechten Platz bringst, so daß Eins sich schön ans Andere legt, so wirst du nicht blos doppelt

so viel hineinbringen, als mit dem planlosen Hineinstopfen, sondern du wirst auch die Genugthuung haben, am Ziel deiner Reise Alles in gutem Zustand zu finden. Warum? Weil im ersteren Fall viel Raum ungenützt verloren geht, während im zweiten jedes Räumlein gehörig ausgenützt wird. Was vom Raum gilt, das gilt auch von der Zeit. Wer seine Arbeitszeit richtig einzutheilen versteht, der bringt mehr zu Stande und macht das, was er zu Stande bringt, besser, als wer planlos drauf los arbeitet. Wie manche Viertelstunde geht bei solcher Planlosigkeit verloren, welche bei richtiger Eintheilung für die Arbeit nutzbar gemacht werden könnte!

Es sind nun für geeignete Zeiteintheilung besonders zwei Regeln sehr förderlich und wichtig. Die erste lautet: Verspare nie auf morgen, was du heute thun kannst. Es gibt Leute, die dem entgegengesetzten Grundsatze zu huldigen scheinen, nemlich niemals heute zu thun, was auf morgen verschoben werden kann. Namentlich lassen sie sich bei minder angenehmen Arbeiten von diesem Grundsatz leiten, während doch eine richtige Zeit- und Arbeitseintheilung gerade darauf aus sein muß, das Unangenehme immer zuerst zu thun. Sonst wird man niemals fertig und hat auch nie das befriedigende Gefühl gethaner Arbeit. Je unangenehmer eine Arbeit für uns ist, desto mehr bedürfen wir zu ihrer Ausführung des ersten kräftigen Entschlusses, der ersten frischen Kraft. Das Angenehme läßt sich immer noch ausführen. Das Unangenehme dagegen erscheint, je länger seine Ausführung hinausgeschoben wird, desto schwieriger, unausführbarer und unterbleibt zuletzt ganz, zum großen Schaden des eigenen Berufs. Manchmal wundert man sich, wenn man eine derartige Arbeit einmal frisch und sofort angefaßt hat, selber darüber, wie viel leichter sie von Statten geht, als man meinte. Also: Sogleich thun, was sogleich gethan werden kann, und das Widerwärtigste immer zuerst — das ist die erste Regel. Aber bei aller Raschheit des Handelns — keine Ueber-

stürzung! Darum lautet die andere Regel: Thue eins nach dem andern! Die Hast, welche zwei, drei Dinge zumal anfängt, ist vom Uebel und führt gar leicht dazu, daß keins von den dreien zur rechten Zeit fertig wird, oder daß sie wenigstens alle drei die Spuren der Eile und Ueberstürzung an sich tragen. Es gibt ja wohl besonders ausgerüstete, starke Geister, denen es leicht wird, mehrere Arbeiten gleichzeitig anzufangen und weiterzuführen. So konnte bekanntlich Cäsar immer mehreren Schreibern zugleich diktiren, und wußte bei Jedem, wenn er wieder an ihn kam, genau, wo er stehen geblieben war, und was jetzt folgen mußte. Aber wir gewöhnlichen Menschenkinder sind denn doch so organisirt, daß wir auf das „Eins nach dem Andern" angewiesen sind. Es geht sonst leicht auf Kosten der Ruhe, der Klarheit und der Pünktlichkeit, und jener Geschäftsmann hatte nicht Unrecht, der einem eifrigen, aber dabei etwas hastigen Angestellten zurief: „Etwas langsamer, damit wir rascher zum Ziel kommen!" Auch der im Jahr 1862 verstorbene Dr. Barth, der bekannte Jugendfreund und Missionsmann, der eine Arbeitskraft besaß, wie sie nicht leicht wieder gefunden werden wird, bezeichnete als erste Arbeitsregel Das, eins nach dem andern zu thun.

Ist aber die rechte Zeiteintheilung gewonnen, so gilt es, die so geordnete Zeit auch recht auszufüllen und mit seiner Zeit recht sparsam zu sein. Denn wenn ich auch meine Ausgaben noch so gut eintheile, und sie überschreiten zuletzt meine Einnahmen, so hat die Eintheilung keinen Werth. In dieser Hinsicht lautet nun die einzige und einfache Regel: Keine Zeit verlieren! Die Zeit ist wie Ackerland. Wird es tüchtig bearbeitet, so trägt es gute Früchte; läßt man es brach liegen, so trägt es Unkraut, Dornen und Disteln. Im Krieg besteht eine wichtige Aufgabe darin, die Soldaten auch dann zu beschäftigen, wenn es des Feindes wegen nicht so nöthig wäre. Das hält Zucht und Disciplin aufrecht, während ein müßiges

Heer bald an moralischer Kraft verliert, ja zuletzt zuchtlos wird und verwildert.

Nicht ist dies so gemeint, als wäre alle die Zeit verloren und in Müßiggang verbracht, welche nicht auf Arbeit verwendet wird. Auch Ruhe und Erholung hat ihr Recht. Aber Ruhe ist nicht nothwendig Zeitvergeudung, Erholung noch nicht Müßiggang. Unter normalen Verhältnissen ist Ruhe und Erholung eigentlich nicht sowohl Unthätigkeit, als eine andere Weise der Thätigkeit: statt des Wirkens und Schaffens nach außen eine Concentration und Sammlung der Seelenkräfte nach innen, oder umgekehrt anstatt fortwährender Thätigkeit nach innen eine tüchtige Kraftentwickelung nach außen. Der Gelehrte erholt sich vom Lesen durch Gartenarbeit oder Holzsägen, der Holzhacker oder Gärtner vom Holzsägen und der Gartenarbeit durch Lesen. Der Pfarrer sucht seine Erholung darin, daß er aus der Stube hinaus geht in die freie Luft, sein Nachbar, der Bauer so und so, erholt sich dadurch, daß er sich vom freien Felde zurückzieht in die dicke Stubenluft. Wer viel mit Anderen verkehren muß, erholt sich dadurch, daß er sich in die Stille zurückzieht, wen sein Geschäft und Beruf in der Stille und Einsamkeit festhält, der erholt sich dadurch, daß er andere Leute aufsucht. Der Städter geht zu seiner Erholung aufs Land, der Landmann aus demselben Grund und zu demselben Zweck in die Stadt. Immer aber ist's nicht ein Nichtsthun, sondern eine veränderte Weise der Thätigkeit, wenn anders die Erholung richtiger Art ist. Das reine Nichtsthun läßt sich etwa in Krankheitsfällen rechtfertigen, wenn die Nerven mit dem ganzen Organismus so herabgestimmt sind, daß es jede Thätigkeit von selbst verbietet, oder auf Reisen, wenn der Zug sich verspätet, und man im Wartesaal Langeweile hat.

Zum verwerflichen Müßiggang wird die Erholung dann, wenn sie nicht mehr als Mittel zur Herstellung neuer frischer Arbeitskraft angesehen, sondern als Selbstzweck betrieben

wird; wenn man sie also entweder weiter ausdehnt, als für die Herstellung der Kraft nöthig und heilsam ist, oder unter der Firma der Erholung Dinge treibt, welche thatsächlich nicht der Erholung und Ausspannung, sondern der Sinnenlust dienen. Was für eine Erholung z. B. im Lesen eines nervenaufregenden Romans, oder in einem aufregenden Spiel, oder in reichlichem Consum starker Getränke, oder in einer ausgesucht üppigen Mahlzeit, oder in einem leidenschaftlich erhitzten Disput mit Anderen, oder in der Theilnahme an einem miserabeln Klatsch liegen soll, ist nicht recht abzusehen, und thatsächlich lehrt auch die Erfahrung, daß es Noth thäte, nach solchen genannten Erholungen sich von der Erholung wieder zu erholen. Die Natur selber macht hier immer die Probe. War die Erholung rechter Art, so fühlt man sich nachher frisch, gestärkt und zur Arbeit neu aufgelegt. War die Erholung müßiggängerisch und zeitverschwenderisch, so ist man nachher so schlaff oder noch schlaffer als zuvor. Dies macht sich auch dann bemerklich, wenn etwa die der Erholung gewidmete Zeit über Gebühr ausgedehnt wurde. Es geht damit wie mit dem Schlafen. Wer darin Maß hält, fühlt sich nachher frisch und gestärkt, während der Langschläfer noch lange den Schlaf nicht aus den Augen bringt, und je länger er seine üble Gewohnheit treibt, desto schlafbedürftiger wird er.

Wenn so die Erholung auf die Arbeit zielt, die Arbeit aber darauf, daß man mit seiner Zeit und Kraft Gott und dem Nächsten diene, dann ist die Zeit gut ausgefüllt. Und bei solcher Eintheilung und solcher Ausfüllung der Zeit werden auch die Klagen verstummen, daß man zu Diesem und Jenem, was geschehen sollte, „keine Zeit habe."

Geld.

Als einst ein Geschäftsmann einen nicht haushälterischen Freund auf dessen Fahrlässigkeit in Geldsachen aufmerksam machte, entgegnete dieser: „Ach was, Geld ist Dreck.“ Darauf erwiderte der Geschäftsmann: „Ja, aber Dreck ist kein Geld.“ Besitzt Jemand irdische Schätze, so soll er dieselben nicht leichtsinnig vergeuden, aber auch sein Herz nicht daran hängen. Je mehr der Sohn reicher Eltern auf des Vaters Reichthum pocht, desto sicherer wird ihm derselbe einmal unter den Händen zerrinnen. Und je mehr der Arme das Reichwerden zum Zweck und Ziel seines Lebens macht, desto unglücklicher wird er sich fühlen, wenn er dieses Ziel gar nicht, oder doch wenigstens nicht in dem Maß erreicht, wie er erwartet hatte; desto mehr wird er inne werden, daß Niemand davon lebt, daß er viele Güter habe, sofern nemlich Leben nicht blos heißt Dasein, Athmen, Essen, Trinken, Spazierenfahren, sondern glücklich sein und sich harmonisch befriedigt fühlen im tiefsten Grund der Seele.

Die größten Dinge, welche in der Welt ausgeführt wurden, sind meistens von Kindern armer Eltern verrichtet worden, weil in vielen Fällen sich der Reichthum mehr als ein Hinderniß, denn als eine Anreizung zum kräftigen Handeln erwiesen hat. Luther war ein armer Bauern- und Bergmannssohn, Kepler brachte seine Tage in Dürftigkeit hin, Schiller ist aus der Armuth herausgewachsen, und es hat ihm gerade im Vergleich mit Göthe sein Leben lang gut gethan, daß er das Joch getragen hatte in seiner Jugend. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg erlebte es in seiner harten Jugend, daß auf seiner Tafel selbst manchmal das Nothwendigste fehlte, und er ist dennoch der große Kur-

fürst geworden. Benjamin Franklin war ein armer Drucker und ist doch später ein tüchtiger Gelehrter und berühmter Staatsmann geworden.

Ob es nun aber viel oder wenig oder sehr wenig sei, worüber du in deiner Jugend zu verfügen hast, so ist es wichtig, daß du recht verfügen lernest und auch hier die Treue im Kleinen übest, welche allein berechtigt, dereinst auf Größeres zu hoffen. Verschwendung, auch wenn der Sohn des reichsten Vaters sie übt, ist ein Unrecht, und jener reiche junge Mann, der monatlich dreißig Thaler Taschengeld verbrauchte, hat schlecht gehandelt, trotzdem daß ihm sein Vater so viel geben konnte und auch wirklich gab. Nicht blos, daß er sich damit an Bedürfnisse gewöhnte, die sich an einem Jüngling widerwärtig, ja ekelhaft ausnehmen, und zugleich an einen Geldverbrauch, der, in die Länge fortgesetzt und verhältnißmäßig gesteigert, doch zuletzt über seine Kräfte ging; sondern ein solcher Geldverbrauch ist an sich schon ein Unfug. Wer viel hat, hat nicht weniger die Pflicht des Maßhaltens und der Sparsamkeit, als wer wenig hat. Als Friedrich Wilhelm III. von Preußen noch ein Knabe von zehn Jahren war, brachte der Gärtnerbursche an einem kalten Januartag ein Körbchen mit schönen reifen, im Treibhaus gezogenen Kirschen. Der Prinz wünschte sie zu kaufen und fragte was sie kosten. „Fünf Thaler," war die Antwort. Da wandte sich der Knabe mit Entschiedenheit ab und sagte: „Eine Handvoll Kirschen fünf Thaler? Fort damit, ich mag sie nicht." Ganz ungeheuerlich ist vollends das Betragen solcher Jünglinge, welche, ob sie wohl wissen, wie sauer es ihren Eltern wird, die Kosten für die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder aufzubringen, dennoch sich ihrerseits nicht darnach richten, sondern entweder den armen Eltern den letzten Thaler auspressen, oder Schulden machen, die dann wohl oder übel der Vater bezahlen muß, nur damit der Herr Sohn vornehm thun und seine Liebhabereien

treiben kann. Wer nicht bei Zeiten lernt, sich nach der Decke zu strecken und auf das zu verzichten, was nun einmal über seine Kräfte geht, der wird's im Leben schwer zu büßen haben. Eine englische Regel lautet: „Hundert Pfund Einkommen, neunundneunzig Pfund und neunzehn Schilling Verbrauch — gute Haushaltung. Hundert Pfund Einkommen, hundert Pfund und ein Schilling Verbrauch — schlechte Haushaltung." Da liegt die Differenz von Ordnung und Unordnung in zwei Schillingen.

Ich möchte aber in diesem Sichstrecken nach der Decke nicht blos das Rechnen, das man lernt, für sich nicht mehr zu gebrauchen, als man den Verhältnissen gemäß kann, sondern auch das, daß man sich bei Zeiten gewöhnt, etwas übrig zu haben für Andere. Das ist noch keine rechte Sparsamkeit, welche gerade nothdürftig die Ausgaben für die eigenen Bedürfnisse in Einklang bringt mit den Einnahmen. Sondern der wahrhaft Sparsame richtet sich so ein, daß er auch noch ein wenig Gutes thun kann. Wer Alles, was er einnimmt, für sich braucht, der ist ein Verschwender, auch wenn Ausgaben und Einnahmen noch so gut stimmen. In dieser Beziehung läßt sich von dem bekannten Herrn v. Pourtales in Neuenburg etwas Schönes lernen. Zu ihm kamen zwei Sammler für einen wohlthätigen Zweck und hörten beim Eintreten, wie er eine Magd zurechtwies, weil sie ein Schwefelholz unnöthig weggeworfen hatte. „Das fängt gut an," dachten die Sammler. Ja, es ging aber auch gut weiter, denn sie bekamen einen Beitrag von neunhundert Franken. Als sie nicht umhin konnten, ihre Verwunderung über diese reiche Gabe auszusprechen, bekamen sie zur Antwort: „Eben weil ich aufs Schwefelholz sehe, kann ich größere Beiträge für gute Zwecke geben." Eine Feder, die einer seiner Angestellten weggeworfen hatte, hob er auf und benützte sie gerade dazu, um einem Schuldner, der um Aufschub gebeten hatte, eine zusagende Antwort zu schreiben. Etwas ganz Aehnliches erzählt Dr. Fliedner von Kaisers-

werth: „Auf einer Collectenreise kam ich in Amsterdam zu einem reichen Kaufmann. Schon auf dem Hof hörte ich ihn mit den Knechten schelten, weil sie seine Pferdeleine im Regen verkommen ließen. Er empfängt mich ziemlich kalt, läßt sich meine Papiere geben und liest sie aufmerksam durch, ohne eine Miene zu verändern. Ich denke: O weh, wenn ich hier fünf Gulden bekomme, will ich zufrieden sein. Endlich steht er auf, geht an seine Geldkiste und holt ein Säckchen mit fünfzig Gulden heraus, das er mir mit liebreichem Ernst gibt. Ich danke ihm überrascht und bin im Begriffe zu gehen, als ich gewahr werde, daß er mit einer Art von verlegener Aengstlichkeit dem Säckchen nachsieht. Da fällt mir ein, daß er wohl das leere Säckchen zurück haben möchte. Ich sagte ihm daher, wenn er wünsche, so wolle ich es ihm dankbar wieder zustellen. Da heitert sich sein Gesicht auf einmal auf, und er ruft freundlich: „Ja wohl, mein Herr, ja wohl, die Säckchen sind rar." Ich verabschiedete mich darauf, hörte ihn aber noch beim Abschied nachrufen: „Aber mein Herr, das Säckchen nicht vergessen!"

Manche Leute lernen ihrer Lebtage nicht sparen zur Zeit, damit sie in der Zeit der Noth für sich und Andere etwas haben und auch nicht zum Guten anwenden, wenn sie etwas hätten. Während sie für die thörichten Luxusgegenstände Hunderte hinauswerfen, thut ihnen jeder Dollar, ja jeder Nickel weh, den sie für Andere hergeben sollen. Das kommt daher, daß sie sich nicht bei Zeiten gewöhnten, das Ihrige als ein Gut anzusehen, das sie nicht für sich allein hatten. Oder wenn du das erste selbstverdiente Geld in der Hand hast—welche Freude! Aber laß diese Freude nicht selbstsüchtig, laß das Geld nicht zum Mammon, zum Götzen werden, sondern lege auch etwas davon durch Wohlthun in der himmlischen Ersparnißbank an, die nie fallirt und ihre Zinsen nicht blos pünktlich, sondern auch reichlich bezahlt. Die Entschuldigung: „Ich gebe nichts, weil ich nichts habe," fällt als Beschuldigung auf dich selbst zurück: du hast nichts, weil du nichts gibst. Wer geben will,

muß haben; ja, aber wer haben will, muß auch geben. Lerne das in deiner Jugend, so kannst du's im Alter. Der oben erwähnte Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte als Knabe auch sein standesgemäßes Taschengeld, das ihm der König ausbezahlen ließ. Als er aber einmal von einem armen Manne hörte, der wegen einer Summe von zwanzig Thalern in der dringendsten Noth war, da fragte er nach dem Bestand seiner Kasse, und als er hörte, daß noch fünfzig Thaler darin seien, gab er sofort Weisung, dem Armen zwanzig davon zukommen zu lassen. Das war, wohlgemerkt, eben auch erspartes Taschengeld, aber fürwahr, es hat dadurch nicht an Werth verloren. Was für ein Wohlthäter für das arme Steinthal der bekannte Pfarrer Oberlin gewesen ist, weiß Jedermann. Aber wer weiß, ob er's geworden wäre, wenn er nicht schon in seinen jungen Jahren sich gewöhnt hätte, nicht blos an sich, sondern auch an Andere zu denken? Sein Vater, ein Gymnasiallehrer in Straßburg, hatte eine magere Besoldung, daher sich je und je Geldverlegenheit einstellte. Nichtsdestoweniger hielt er darauf, jedem seiner Kinder wöchentlich ein paar Sous Taschengeld zu geben, damit sie lernen sollten, selbstständig mit dem Geld umzugehen. Der junge Fritz Oberlin pflegte nun sein Taschengeld sehr sparsam zu Rathe zu halten. Trat dann einmal der Fall ein, daß der Vater eine einlaufende Schuster- oder Schneidersrechnung nicht sogleich bezahlen konnte, und zog sich in Folge dessen seine Stirn in sorgliche Falten, so eilte der Kleine nach seiner Sparbüchse und schüttete im Triumph seinen kleinen Schatz in die Hände des Vaters aus. Und als er einmal auf dem Markt sah, wie etliche muthwillige Buben einer Bäuerin ihren Korb mit Eiern vom Kopf stießen, da eilte er spornstreichs nach Haus, holte seine eben damals ordentlich gefüllte Sparbüchse, schüttete den Inhalt der erstaunten Bäuerin in den Schooß und eilte wieder davon, ohne ihr auch nur Zeit zum Danken zu lassen.

Ja, auch hier gelten die Sprichwörter: „Spar' in der Zeit,

so hast du in der Noth," und „Jung gewohnt, Alt gethan." Ich habe junge Leute kennen lernen, welche in prächtiger Kleidung einherstolzirten, täglich ihr Bier tranken und ihre feinen Cigarren rauchten und auf diese Weise so ihren schönen Wochenlohn ganz verbrauchten. Als aber die Arbeit einmal nur auf kurze Zeit eingestellt wurde, da kamen sie zu einem armen Manne, welcher eine zahlreiche Familie hatte, um Geld für ihren Unterhalt von ihm zu borgen.

Charakter.

„Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehn,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Wenn dem Menschen die mannigfachsten Anlagen und Neigungen anerschaffen sind, so ist es zunächst Aufgabe der Erziehung, sowie es nach deren Vollendung dem eigenen Bestreben vorbehalten bleibt, die verliehenen Gaben zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten, damit daraus ein edler und fester Charakter hervorgehe, der überall Vertrauen erweckt. Jeder Mensch trägt in der Gestalt seines Körpers sowohl, als auch in den Anlagen seiner Seele das Ebenmaß, zu dem er sich entwickeln soll, in sich, und eben diese Entwickelung aller in ihm schlummernden Keime ist der wahre Zweck des Lebens.

Neben dem Naturell und dem Temperament sind es besonders Umgang und außergewöhnliche Schicksale, die bedeutend auf die Bildung des Charakters influiren. Je bewegter Jemandes Leben, je weiter sein Wirkungskreis, desto mehr erstarkt er in sich selbst, desto mehr wird der geistige Blick

geschärft, denn im Kampfe wächst die Kraft und stählt sich der Sinn.

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich der Charakter in dem Strom der Welt."

Der Charakter ist die herrschende Neigung in uns, von welcher Gefühle, Ansichten, Urtheile und Handlungen bestimmt werden, er ist eben „ein vollkommen ausgebildeter Wille." Charakter ist vor Allem strenge Wahrhaftigkeit vor sich selbst, wie vor Anderen, er ist die Gesinnung überhaupt, die in dem Menschen stetig gewordene, sich immer gleich bleibende Handlungsweise. Nur solche sind edel und charaktervoll, die streng nach dem Sittengesetz handeln; sie haben das fortwährende Bestreben, unter allen Verhältnissen mit Consequenz ihre Grundsätze zu bethätigen. Einem charaktervollen Menschen ist es fast unmöglich, gegen seine gewonnene Ansicht, welche die Summe von vielem Erwägen und Prüfen war, zu urtheilen oder zu handeln; er sieht in jedem Abweichen von seinem Willen, in jedem Verrücken seines Gesichtspunktes eine Untreue gegen sich selbst. Man sollte ihn darob nicht tadeln und es unversucht lassen, ihn eines andern zu überreden:

„Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst; es gibt
Kein andres Unrecht, als den Widerspruch."

Charakterschwach, oder gar charakterlos ist dagegen Derjenige, welcher nur nach augenblicklichen Stimmungen handelt, der sich von allerlei Umständen beeinflussen, von seiner Umgebung wahl- und willenlos leiten läßt. Er kann sich eben nicht zu festen Grundsätzen erheben und ermangelt der Kraft, sie zu befolgen. Inconsequente Menschen sind der Widerschein ihrer Umgebung: in Gesellschaft der Bessern lassen sie sich zum Guten und Edeln empor, im Verkehr mit den Leichtsinnigen aber widerstandslos herabziehen. Der Charakterlose entbehrt des Hortes, den der Charakterstarke in sich trägt, und der ihn widerstandsfähig macht, wenn er den Kampf des Lebens aufnehmen muß. Jemandem den Charakter ab-

sprechen, wird einfach als eine Herabsetzung empfunden, ja man nimmt diese Beurtheilung für eine Verurtheilung an.

Mit der sittlichen Kraft, mit dem rechten Willen vermag der Mensch eigentlich Alles über sich: den Menschen macht sein Wille groß und klein. So laß dir daraus die ernste Pflicht erwachsen, alle unklaren, schwankenden Elemente aus deiner Seele zu verbannen und dich selbst zu erziehen zu einem starken und edlen Charakter. Sobald du aber zu klarer Selbsterkenntniß, zu dem Bewußtsein deines Daseins und Wirkens erwacht bist, lege dir die hochwichtige Frage vor: Wie stehe ich meinen Mitmenschen gegenüber, welche Anforderungen können sie an mich, und welche darf ich an sie stellen? Von der rechten Lösung dieser Frage hängt das Glück und die Zufriedenheit deiner Lebenslage ab, von deren richtiger Auffassung ist die Erreichung oder Verfehlung deines Lebenszweckes bedingt. Denn wechselseitig sollen wir wirken, eins soll dem andern geben und von ihm empfangen, unaufhörlich durchkreuzen sich unsere gegenseitigen Ansprüche.

Was immer auch in den Kreis unserer Beobachtungen fallen mag, nichts ist von höherem Interesse als der Mensch, das größte Räthsel der vielfältigen Schöpfung. Lerne die Menschen in ihren verborgenen Tiefen beobachten und suche sie verständnißvoll und möglichst sicher zu beurtheilen.

„Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln."

Die Kenntniß des Menschen in ihrem ganzen Umfange, betrachtet, ist unerschöpflich, das Studium lang und schwer, oft Herz und Geist erquickend, manchmal wohl auch voll bitterer Erfahrung und Enttäuschung. Nicht große Affecte allein, wie Freude, Schmerz, Schreck und heftiger Verdruß zeigen uns plötzlich, was in dem Menschen schlummert, dem aufmerksamen Beobachter enthüllt sich oft sein wahres Innere in der scheinbar unbedeutendsten Handlung. Die natürliche Zu- und Abneigung, die man gegen eine Person empfindet, ist dabei aller-

dings wesentliche Führerin zur Erkenntniß; wenn auch aus dieser dann leicht ein zu scharfes, aus jener ein zu mildes Urtheil hervorgeht. Nur der unparteiische und besonnene Blick ist competent, und der Leidenschaftslose ist der beste Menschenkenner.

Für den näheren Verkehr mit Menschen, den freundschaftlichen Umgang vor Allem, ist es von hohem Werthe, sich liebevoll in den Charakter des Andern zu versenken. Wende dich aber mit möglichst unbefangener, vorurtheilsfreier, innerlich aufrichtiger Seele deinem Nächsten zu.

Charakter und Reputation.

Unter Charakter verstehen wir, was ein Mensch ist, unter seiner Reputation, was Andere von ihm halten. Falstaff war ein Feigling, aber er wollte den Ruf der Tapferkeit genießen, und wenn er sich so sehr um den Charakter der Tapferkeit bemüht hätte, als um den Ruf derselben, so hätte er beide errungen.

Oft besitzen die Menschen gewissermaßen eine Sorte von Charakter und eine andere Sorte von Reputation. Manche haben einen weißen Charakter, aber einen schwarzen Ruf; Andere haben einen weißen Ruf und einen schwarzen Charakter. Der Esel trägt mitunter die Löwenhaut, und wenn er dabei seine Ohren verbirgt und sein „Maul hält," so bekommt er den Ruf des Löwen. Aber wie sehr er auch seine Eselsgestalt zu verbergen sucht, so erwirbt ihm das niemals den Charakter des Löwen. Philosophen werden nicht selten Narren und das Genie Schwachkopf geschimpft. Die besten Denker und aufgeklärtesten Köpfe im Alterthum wurden als Phantasten bezeichnet, während man zu mythologischen Schwärmern ging,

um sie nach dem Willen der Götter zu fragen. Der große Stifter der christlichen Religion wurde unter die Uebelthäter gerechnet, und einer großen Anzahl seiner Nachfolger, welche zu den nüchternsten, edelsten und musterhaftesten Menschen gehörten, ist es nicht besser ergangen.

Zwischen Charakter und Reputation ist daher ein großer Unterschied. Charakter gehört der Person, die Reputation gehört der Welt an. Charakter ist persönliches Eigenthum, Reputation ist öffentliches Gemeingut. Charakter ist Kapital im eigenen Geschäft, Reputation sind Aktien in öffentlichen Angelegenheiten, welche vom Publikum verwaltet werden. Jeder Mensch hat einen Charakter und eine Reputation, und zwischen beiden mag die schönste Harmonie, oder aber auch ein großer Unterschied obwalten. Zwischen Charakter und Reputation ist gewöhnlich mehr oder weniger Uebereinstimmung. Es gibt aber nur wenig Leute, welche so glücklich sind, nach ihrem wahren Werthe beurtheilt zu werden. Der schwerfällige Tagelöhner wird oft nur zu wenigen Dollars angeschlagen, wenn er doch sein eigenes Gewicht in Gold zehnmal werth wäre; während mancher pomphafte, aufgeblasene Diplomat nach Hunderttausenden geschätzt wird, aber sein wahrer Werth sich kaum auf einige Heller beziffert.

Die Menschen sind nicht immer, was sie dem ungeübten Auge der Welt zu sein scheinen. Die Ursache, daß die Reputation so weit vom wahren Charakter abweicht, ist, weil es die Wenigsten verstehen, den Charakter richtig zu beurtheilen und einen so unzuverlässigen Maßstab anlegen. Man lernt fast irgend etwas Anderes besser zu beurtheilen: Bücher, Vieh, Marktpreise, Geschäfte, die Natur, die Zeichen der Zeit, nur nicht die Sprache des Charakters. Es gibt eben keine Literatur, welche uns den wahren inneren Werth eines Menschen entschleiert. In diesem Punkte sind die meisten Menschen Yankees: sie richten ihre Nachbarn nach Muthmaßungen. Und solche Muthmaßungen — daß sie alle redlichen Yankees schamroth

machen. Den Esel hält man für einen Löwen, den Bock für ein Schaf, die Taube für einen Raubvogel und die Natter für einen charmanten Burschen. Es gibt eine Kunst, welche dem gründlichen Beobachter einen Maßstab an die Hand gibt, mit welchem man den wahren Werth des inneren Menschen messen kann. Es gibt ein Gesetz, nach welchem der äußere Mensch ein Bild des inneren ist, nach welchem die Züge formirt, das Auge erleuchtet, die Sprache gestimmt, das Antlitz skizzirt, der Kopf balancirt, die Haltung abgemessen, der Gang controlirt und jede Bewegung und jedes Glied dirigirt wird. Dieses Gesetz ist die Erkenntniß des wahren Charakters. Wer diese Wissenschaft gründlich versteht, versteht auch den Charakter der Menschen, mit welchen er umgeht. Und wenn Alle in Theorie und Praxis diese Kunst verständen und übten, so würde ein Jeder nach seinem wahren Werthe beurtheilt, Verstellung und Betrug würden ihr Spiel nicht mehr treiben können, und Jedermann würde in seinem wahren Charakter dastehen.

Aber trotz der allgemeinen Unwissenheit der Menschen mit Rücksicht auf die Beurtheilung des Charakters, kommt ihnen der angeborene Scharfsinn darin sehr zu Hülfe, ihre Charakterzüge gegenseitig zu messen. Werden sie auch das erste Mal betrogen, so treffen sie es doch ehe lange ziemlich genau. So mag man denn annehmen, daß die Reputation der Menschen im Allgemeinen so ziemlich mit ihrem Charakter übereinstimmt. In manchen Punkten wird er über-, in anderen unterschätzt, doch stehen die Meisten so ziemlich auf ihrem wahren Werthe im Markte des Lebens.

Obgleich man Philosophen öfters Thoren und Schurken gute Menschen genannt hat, so waren dies doch die Ausnahmen und nicht die Regel. Wenn Einer auch unter- oder überschätzt wird, so werden doch Tausende richtig taxirt. Darnach wäre zu schließen, daß wenn Jemand eine gute Reputation habe, daß er sich auch eines guten Charakters erfreue. Die Erstere ist das naturgemäße Ergebniß des Letzteren.

Wenn die Reputation werthvoll ist, so wird sie dies durch den Werth, welchen der Charakter ihr verleiht. Indem die allgemeine Regel ist, daß die Reputation vom Charakter abhängt, so wird deren ganzer Werth nach ihrem Original gezogen. Darum kommt also Alles auf unseren Charakter an. Charakter und nicht Reputation soll das Ziel des menschlichen Strebens sein. Charakter sollte der begeisternde Glanz sein, welcher auf den Höhen menschlicher Hoffnungen leuchtet. Charakter sollte die Auszeichnung, das Scepter, die Krone sein, nach welchem der Mensch trachtet. Ist der Charakter erreicht, so wird die verhältnißmäßige Reputation folgen. Reputation ist Folge des Charakters. Ein großer Charakter erringt sich einen großen Ruf, ein niedriger Charakter eine gemeine Reputation. Für eine Zeit lang mag sich eine falsche Reputation gegen Jemand auflehnen, aber zuletzt wird der Charakter, wie die Wahrheit, mit seinen Ansprüchen durchdringen. Reputation ist wichtig — höchst wichtig, aber dieselbe erhält ihre wahre Bedeutung von einem gründlichen Charakter. Die Welt legt einen sehr hohen Werth auf Reputation. Sie thut recht daran. Nur irrt sie häufig in der Art und Weise, dieselbe zu erreichen. Sie versucht ihre Reputation zu machen, kaufen, bauen, erzwingen, gewinnen, erbetteln, verdienen — ehrlich, wenn's geht, aber auf alle Fälle sucht sie dieselbe zu erreichen. Ihr praktischer Wahlspruch ist: „Unter allen Umständen eine glänzende Reputation." Dieses ist ein verkehrter Grundsatz und eine verwerfliche Theorie. Eine gesunde und dauernde Reputation kann nicht erreicht werden, ohne einen Charakter, auf welchen sie gebaut wird. Ein Versuch, sich eine gute Reputation zu erwerben ohne einen guten Charakter, wäre so vergeblich, als Sonnenschein erzeugen zu wollen ohne die Sonne. Die Thatsache ist, daß Reputation nicht gemacht werden kann. Sie kommt von selbst. Sie ist die Abschätzung des Charakters in der Welt, sie ist das, was Menschen von Menschen sagen. Derjenige, welcher umher

geht, um sich eine Reputation zu erwerben, säet Samen der Thorheit in den Wind. Er hat eine Ernte von mageren Schatten zu erwarten.

Es sollte Jemand mit seiner eigenen Reputation gar nichts zu thun haben. Je mehr er sich um dieselbe bekümmert, desto schlimmer macht er sie. Wenn dieselbe noch so rein wäre, so befleckt er sie, wenn er sie angreift. Reputation ist immer in der dritten Person; Charakter aber in der ersten.

Timotheus Sanburn hatte den Ruf, ein ehrlicher Mensch zu sein. Ein gemeiner Bursche verbreitete ein verleumderisches Gerücht über ihn; aber Niemand glaubte an dasselbe, und es that seinem guten Ruf keinen Eintrag. Endlich gelangte dasselbe auch zu Sanburns Ohren. Er fühlte sich verletzt und meinte, er müsse etwas thun, seinen guten Ruf zu wahren. So ging er klagend und scheltend umher, um der erlogenen Geschichte nachzuspüren. Sein Eifer und aufgeregtes Verhalten erregten Verdacht. Seine Nachbarn fingen an zu muthmaßen, daß etwas mit dem ehrlichen Tim nicht richtig sein müsse, und ein vielsagendes Geflüster ging von Mund zu Mund. Durch sein Bemühen, seinen guten Ruf wieder herzustellen, erregte er Verdacht. Er schlug den verkehrten Weg dazu ein. Wäre er ruhig geblieben, so würde sein guter Charakter um so mehr befestigt worden sein. Ein Mensch muß niemals seine eigene Reputation angreifen.

Gilman Gordon war ehrgeizig. Er hielt sich für einen großen Geist und bot Alles auf, Andere davon zu überzeugen. Aber je zudringlicher er in diesen Versuchen wurde, desto mehr glaubte Jedermann, daß er in der That ein kleinlicher Charakter sei. Wäre er ernstlich mit sich selbst zu Rathe gegangen und hätte einen großen Charakter aufgebaut, so würde man nicht gesäumt haben, ihm einen großen Ruf beizulegen. Aber so geht's; jeder Versuch, seinen Ruf zu ändern, richtet denselben zu Grunde.

Damit meine ich aber keineswegs zu sagen, daß Jemand

nicht eifersüchtig über seine. Reputation wachen solle. Dem Kaufmann, dem Rechtsgelehrten, dem Handwerker, dem Tagelöhner — Jedem ist sein Ruf unendlich viel werth. Es ist Kapital für irgend ein Geschäft. Aber man muß denselben unberührt lassen, wenn man ihn nicht ruiniren will. Trotzdem aber liegt unsere Reputation in unseren eigenen Händen. Dieselbe ist der Wiederschein, welchen unser Charakter in die Welt hinaus wirft. Unser Charakter ist unser Eigenthum. Derselbe trägt gute oder arge Früchte, je nachdem wir es wollen. Auf dem Amboß des Lebens schmiedet ein jeder seinen eigenen Charakter. Derselbe wird nicht in einem Augenblick ausgeschmiedet, sondern es ist das eine immerwährende Arbeit. Darum formirt auch ein Jeder seine eigene Reputation. In diesem Sinne sind Charakter und Ruf unser Eigenthum.

Nun ist es eine große und herrliche Wahrheit, daß ein Jeder der Autor seines eigenen Charakters ist. Und das Vorrecht, sein eigenes Bild herzustellen, das Ideal seiner eigenen Gedanken und Ansichten auszubilden, ist eine der herrlichsten Beschäftigungen auf Erden und im Himmel. Aber, wie schon gesagt, ist ein großer Charakter nicht in einem Augenblick auf eine leichte Weise hergestellt. Es erfordert beständige und vorsichtige Anstrengung; es ist Lohn der Treue in guten Werken. Mit der Entwickelung des Charakters ist es wie mit dem Wachsthum des Baumes. Pflanze den Samen in die Erde und pflege denselben gut, so kannst du den prächtigsten Obstgarten heranziehen. Pflege deine Kräfte und Anlagen und entwickele dieselben mit aller Energie, und du wirst ein nobler Charakter werden. Der Keim ist nicht im Baum, die Eichel ist nicht die Eiche, noch ist der Verstand der Charakter. Gott gibt den Verstand, der Mensch muß den Charakter ausbilden. Die Geistesanlagen bilden den Garten, der Charakter ist die Frucht; die Geisteskräfte sind das weiße Papier, der Charakter ist die Schrift auf demselben. Die Kräfte sind unsere Werkstatt, der Charakter ist der Gewinn im Handel.

Schneller Umsatz und kleiner Profit bringt den großen Gewinn. So werden große Charakter durch viele kleine Anstrengungen und Handlungen ausgebildet. Ein Dollar besteht aus tausend Mills; so besteht der Charakter aus tausend Gedanken und Handlungen. Die geheimen, niemals ausgesprochenen Gedanken, das innere Schwelgen in Leidenschaften und Lastern, die wegen Mangels an Muth nicht laut gewordene Lüge, die aus Furcht vor öffentlicher Zurechtweisung unausgeführte Lust sind ebensowohl Flecken des Charakters, als ob dieselben vor aller Welt offenbar wären.

Ein guter Charakter ist köstlicher als Edelsteine und Perlen. Beruf, Geschäft, Stellung sind geringfügige Dinge. Sie sind nur die Werkstätten, in welchen Charakter geschmiedet werden. Das Beste ist dasjenige, welches den besten Charakter liefert. Wenn die Farm einen Washington zu Stande bringt, Ehre dann dem Landbau. Wenn die Druckerei einen Franklin liefert, Ehre dann der Druckerei. Wenn die Schmiede der Welt einen Buritt liefert, so laßt uns die Schmiede in Ehren halten. Wenn von der Schusterbank Dichter, Philanthropen und Staatsmänner ausgegangen sind, so betrachtet sie als einen Ehrensitz. Nicht der Beruf oder die Stellung ehrt den Maun. Er steht über Professionen, Thronen und Kronen. Ein wahrer Charakter ist die einzige Zierde des Mannes. Wenn er sich auf Rang und Stellung etwas einbildet, so fehlt ihm der wahre Charakter. Wenn die Stellung eines Menschen der Maßstab seines Charakters wäre, dann wäre dieselbe von größter Bedeutung. Wenn das Tribunal Gerechtigkeit, der Thron eine gerechte Regierung, die Kanzel Frömmigkeit, das Comptoir ehrlichen Handel repräsentirte, so müßten uns dieselben die tiefste Ehrfurcht einflößen. Aber dieses ist nicht oder doch nur in einem geringeren Maße der Fall. Sie sind im Vergleich mit dem Charakter nur Kleinigkeiten. Charakter ist eine Quelle von Frieden oder Jammer. Er ist der Teufel oder der Engel, welcher den Menschen quält oder krönt.

Laß nur die Reputation ruhen. Dieselbe wird wohl mit dem Charakter so ziemlich übereinstimmen. Ueberwache und entwickele deinen Charakter wohl, und die Welt wird für deine Reputation Sorge tragen. Die Werthschätzung des Charakters ist der Maßstab menschlichen Fortschritts. Die Person, die Gesellschaft, die Nation offenbart ihre Stellung, ihre Entwickelung, ihren Werth, ihren wahren Reichthum, ihre Herrlichkeit in den Augen Gottes, nachdem sie den Charakter beurtheilt und ehrt. Der Mann oder die Nation, der oder die es mit dem Charakter leicht nimmt, ist gemein und barbarisch. Und wo der Charakter zur Nebensache herabsinkt, da sind Laster und Verbrechen an der Tagesordnung. Derjenige, welcher sich einem Studium, Beruf, Vergnügen oder einer Gewohnheit hingibt, ohne zu bedenken, welchen Einfluß dies auf seinen Charakter hat, ist kein zuverlässiger, kein gründlich ehrlicher Mann. Wer bei seinem Gedankengang, der Aeußerung seiner Gefühle, seinen täglichen Handlungen, gewöhnlichen Redensarten und bei seinem ganzen äußerlichen Verhalten sich nicht beständig vergegenwärtigt, welchen Einfluß dies Alles auf seinen Charakter ausübt, vor dem hat man Ursache sich in Acht zu nehmen. So wie ein Mensch seinen Charakter schätzt, so ist er. Dies ist der wahre Maßstab der Manneswürde.

Alle diese Bemerkungen beziehen sich nun auch ebensowohl auf eine Gesellschaft von Menschen. Ihr Charakter ist aus denselben Theilen zusammengesetzt, wie der der einzelnen Person. Die Personen sind zusammen verbunden und gemischt, und je nach dem Charakter derselben wird ihr Gesammtwerth abgeschätzt. Ein Lügner beeinträchtigt hier den Charakter des ehrlichen, ein Trunkenbold verdunkelt den guten Charakter einer ganzen Anzahl nüchterner Männer.

In einer gewissen Gegend gründeten fünfzig Personen eine gegenseitige Unterstützungsgesellschaft. Zehn derselben waren Trunkenbolde, dreißig waren der Mäßigkeitssache gegenüber neutral, und zehn huldigten den Grundsätzen der gänz-

lichen Enthaltsamkeit. Die beiden „Zehn" wogen sich gegenseitig auf, und der Charakter der Gesellschaft stand der Mäßigkeitssache gegenüber gleichgültig da. Weil aber viele Mäßigkeitsfreunde in jener Gegend wohnten, so zog sich die genannte Gesellschaft das Mißfallen der Leute zu, denn sie wandten das Wort Christi auf dieselben an: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich," und so bekamen sie den Ruf der „Unmäßigen."

In einer anderen Gegend bildeten hundert Personen einen sogenannten Reformverein. Zwanzig der Mitglieder waren Flucher, neunzehn waren gottesfürchtig und sechzig waren gleichgültig in diesem Punkte; somit trug der Verein den Charakter der Profanität, welches denselben in der christlichen Nachbarschaft, in welcher er sich befand, in einen nachtheiligen und gemeinen Ruf brachte und seinen ganzen Einfluß zerstörte. Manche meinen, es sei der Name, der Beruf oder der Gegenstand eines Vereins, welcher demselben seinen Charakter gebe. Aber dieses ist hier so wenig der Fall, wie bei einzelnen Personen. Stellung ist nur ein dünner Schleier, und ist nur in dem Maße werthvoll, wie sie durch einen guten Charakter gestützt wird. Will eine Gesellschaft einen guten Ruf erhalten, so muß sie einen guten Charakter haben, und ihr Charakter muß nicht nur dem Namen nach bestehen, sondern muß sich auf den guten Charakter ihrer Mitglieder stützen. Es kann Niemand ein gutes Glied einer Gesellschaft und dabei auch ein schlechter Mensch sein; denn so sehr er sich auch bemühen mag in der Sonderstellung für das Gute des Vereins zu wirken, sein Charakter ist ihm ein Hemmschuh und der Ruf, welchen er der Gesellschaft gibt, wird mit seiner eigenen Reputation übereinstimmen. Darum muß eine jede Gesellschaft, wie jede Person, nach ihrem Charakter beurtheilt werden.

Vorsicht im Urtheilen.

Wehe mir, wenn mich Menschen richten sollten. Ihr Richten ist häufig ein Zernichten. Als einst die ränkevollen Pharisäer die Sünderin vor den Herrn brachten, hielten dieselben wohl im Geiste ihre Hände schon hoch aufgerichtet, um das Weib zu steinigen. Aber der Herr sprach: „Wohlan, wenn ihr ohne Sünde seid, so steiniget sie.“ Damit traf er das Kainszeichen der Verkläger; ihr Gewissen fing zu reden an, und mit Schamröthe auf ihren Heuchlerstirnen verdufteten sie. Der Herr aber sprach: „Wenn dich Niemand verdammet hat, so verdamme ich dich auch nicht.“ Ein Glück, daß es der Herr selbst gesagt hat, sonst würden manche unserer steinewerfenden Moraladvokaten arg dagegen raisonniren. Nicht verdammen, aber bessern will der Herr das Weib, darum sagt er ihr: „Sündige hinfort nicht mehr.“

Wir armen Staubgeborenen verstehen es nun einmal schlecht, mit unseren gichtbrüchigen Händen die Pulsader des Herzens recht zu befühlen und zu beurtheilen. Was vor dem Richterstuhle unserer Vernunft oft als Edelsteine passirt, sind vor dem Herrn nur Scherben und Flitter. Wir urtheilen nur nach den Wasserblasen und Wellenlinien auf der Oberfläche, und da passirt es uns dann nicht selten, daß wir eine Kröte für eine Forelle ansehen und — wohl bisweilen auch umgekehrt.

Auch die Frömmigkeit Anderer beurtheilt man allzugern und allzuoft nach dem schwerfälligen Pendelschlag der eigenen gebrechlichen Hausuhr, und die Fehler Anderer beguckt man durch die Doppelbrille seiner Laune und Selbstliebe. Weil wir die Beweggründe zu den Handlungen nicht sehen können,

so urtheilen wir nach den augenfälligen Resultaten und leider häufig zu rücksichtslos. Freilich sollen wir den Christen, wie den Baum, an seinen Früchten erkennen, aber nicht richten: Wenn man den Baum nach seiner Frucht beurtheilt, so muß man auf den etwaigen mageren Boden, worin er steht, und die Pflege, welche ihm zu Theil wird, auch Rücksicht nehmen. Statt daß wir oft sagen, wie mager und arm ist Dieser und Jener, sollte man vielleicht eher sagen: Es ist ein Wunder, daß er nicht schon längst verdorret ist.

Ach, wer kennt die Leiden, den Kummer, die Täuschungen und Gefahren, womit Manche zu kämpfen haben. Leidenschaften, Versuchungen, Armuth, widerwärtige Verhältnisse aller Art, wovon ein Anderer nichts weiß — nichts wissen kann.

Wer kennt die herben Seufzer, welche die Brust dieses Bruders heben, wenn er in der Einsamkeit empor zum Sternenhimmel blickt; wer kennt die Thränenfluthen, welche aus den Augen jener Mitschwester stürzen, wenn sie im Kämmerlein auf dem heiligsten der Altäre opfert? Ja, wenn wir Alle von gleichem Temperament wären, wenn wir Alle in den gleichen Verhältnissen ständen, wenn uns nach Vorrechten, Alter und Prüfungen ꝛc. Allen mit dem gleichen Maße ausgemessen würde, dann könnten wir auch Alle mit demselben Maße gemessen werden. Aber da ist der Eine von Natur melancholisch und trübsinnig, der Andere munter und heftig. Dieser sieht in jedem Sonnenstrahl und jedem Sternlein einen Himmelsleuchter und in jedem gefiederten Sänger einen Musikanten der Schöpfung. Aus dem Thau der Blumen trinkt er Begeisterung, und die Töne der Freude fluthen in vollen Akkorden aus seinem liebebesaiteten Herzen. Jener dagegen brummt über das Springen der jungen Lämmer, als über eine Unverschämtheit; nach seinem Geschmack sollten die Kinder dreißigjährig geboren werden, und das Lachen des Mannes gilt ihm vollends fast als eine Todsünde. Er ist zur

Eingezogenheit geneigt, und aus der Klausnerzelle seiner Zurückgezogenheit streckt er die Fühlhörner seiner trüben Weltanschauung hervor, womit er dann Andere be- und verurtheilt, Alle nach einer Regel — der Regel seiner eigenen Neigung und Eigenliebe. Alle Anweisungen und Rathschläge für Andere beginnen mit dem stereotypen Satze: „So mache ich's." O, welche Intoleranz und Parteilichkeit die verschiedenen Menschen mit ihren verschiedenen Gemüthsarten und in ihren verschiedenen Lebensstellungen alle „über einen Kamm zu scheeren!"

Es heißt: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden." Thränen aber kennt ein solcher Trauergeist kaum, weder Thränen des Mitleids noch Thränen der Freude. Er sitzt auf seinem hohen Richterstuhl und legt jedem Vorübergehenden die Krämerelle seiner grillenhaften Meinung an, und dabei neckt ihn dann beständig das Mißgeschick, daß die Welt sich nicht in ihn und er sich nicht in die Welt schicken kann. Deßhalb steht er fast immer mit der öffentlichen Meinung und der nüchternen christlichen Weltanschauung auf dem Kriegsfuße, weßhalb er zu bedauern ist.

Wohl aber Dem, der vor dem Richterstuhl seines eigenen Gewissens mit sich selbst keine Schonung übt und aber Andere — selbst deren Fehler milde — milde beurtheilt.

Recht und Gewalt.

Was gethan ist, ist gethan; was zu thun ist, wird gethan; aber wie und warum etwas gethan wird, das sind die Fragen. In moralischer Beziehung kommt es nicht so viel darauf an, ob etwas gethan wird, als warum es gethan wird. Wir lesen Geschichte, aber an und für sich kommt es wenig darauf an, zu wissen, ob Theben hundert Thore hatte oder keine; ob Hannibal die Alpen kreuzte oder in Afrika blieb; ob die Königin Maria von Schottland ins Gefängniß kam oder nicht. Als geschichtliche Thatsachen können uns diese Dinge weder schaden noch nützen. Aber es ist von Wichtigkeit für uns, zu wissen, warum diese Dinge sich ereigneten, denn das „Warum" enthüllt uns jedesmal einen menschlichen Beweggrund, gibt den Grund für eine Handlung an und entschleiert uns einen Pfad menschlicher Gedanken. Die menschliche Natur ist dieselbe im ersten wie im letzten Jahrhundert, im Garten Eden wie auf den Schlachtfeldern von Waterloo und zwischen den Felsen von Californien. Die Verfahrungsweise mag sich ändern, Generationen mögen wechseln, die Beweggründe bleiben immer dieselben. Der erste und der letzte Krieg, die erste und letzte Heirath, der erste und letzte Thron entwuchsen den gleichen Motiven. So hat die Geschichte nur Werth als eine Verzeichnerin der Wege menschlicher Gedanken und Gefühle, als eine Photographie des menschlichen Verstandes. Wer dieselbe zu diesem Zwecke liest, ist weise; wer sie aber zu einem anderen Zwecke liest, der zieht daraus nur zweifelhaften Vortheil. Religiös betrachtet ist unter allen Umständen der Beweggrund die Hauptsache; denn Gott fragt weniger, was gethan ist, als warum es gethan ist. In seinem großen Buche

sind unsere Handlungen einfach eingetragen, aber die Motive zu denselben doppelt unterstrichen, und es werden wohl viele Beweggründe ohne jegliche übereinstimmende Handlung verzeichnet stehen. Die Motive zeigen den Werth unserer Handlungen an.

Wir urtheilen oft höchst unweislich. Wir loben oder tadeln Leute nach ihren Handlungen. Aber Mancher, den wir also tadeln, wird von Gott anerkannt, und Mancher, den wir loben, mag verwerflich vor Gott stehen. Hienieden ist es nicht selten der Fall, daß sich Heilige im Kerker befinden, während Schurken im Heiligenmantel umhergehen. Wir sehen oft Sachen von der verkehrten Seite an und fällen dann auch unser Urtheil demgemäß; aber Gott sieht das Herz an und urtheilt nach unseren Motiven.

Nun liegen aber Recht und Gewalt in unseren Beweggründen. Manche fragen: Sollte ich dieses thun? Andere hingegen: Kann ich dieses thun? Wir haben Alle Gutes und Böses in uns. Das Gute wünscht zu thun, was gethan sollte werden, das Böse hingegen thut, was es kann. Das Gute wohnt im Reiche des Rechts, das Böse hingegen auf dem Thron der Gewalt. Das Recht ist ein loyaler Bürger, die Gewalt ein Tyrann. Das Recht ist ein Engel des Friedens, die Gewalt ist ein Dämon mit der Kriegsfackel. Jenes feiert seine Siege friedlich, diese nur im Schlachtgetümmel. Das Recht verstärkt seine Heere durch Hinzufügung der Besiegten, die Gewalt hingegen schwächt ihre Kräfte, indem es die besiegten Feinde bewachen muß. Das Recht regiert durch freundliche Einladung, Gewalt durch Zwang. Recht ist von oben, Gewalt von unten. Das Recht steht für Alle, Gewalt nur für Einen. Das Recht belehrt, Gewalt befiehlt. Das Recht gründet sich auf Prinzipien, die Gewalt hingegen sucht nur Befriedigung ihrer Lüste. So sind innere Grundsätze in jeder Seele, welche sich gegenseitig bekämpfen.

Das erste ist die Gewalt, denn sie ist irdisch. Des Kindes

erster Entschluß ist der der Gewalt. Ich kann und ich will, heißt's im Inneren. Die Gewalt ist ein Kind des Fleisches, das Recht ein Kind des Gewissens. Kinder thun meistens, was sie können, Männer hingegen, was sie sollen, d. h. wenn sie echte Männlichkeit besitzen. Manche Kinder werden niemals Männer, sie thun niemals ab, „was kindisch ist." Wir werden Männer in dem Grade, wie wir das Kindische ab- und das Männliche anlegen. Es gehört mehr dazu, ein Mann zu sein, als Knochen und Muskeln, Form und Kraft. Zweihundert Pfund von Fleisch und Knochen, in der Gestalt eines Mannes umherwandelnd, macht noch keinen Mann. Männlichkeit ist innerlich. Sie wird nicht gesehen, sondern gefühlt. Es ist Männlichkeit, wenn der Körper von der Seele regiert wird. Viele Männer sind Kinder. Keiner von uns ist wohl seiner Kindheit ganz entwachsen. Wir haben nicht gänzlich hinweggethan, „was kindisch ist." Der großen Kinder wandeln nicht wenige umher. Wenig Männer sagen immer, „Das sollte ich thun, und deßhalb will ich es thun," sondern nicht wenige, „Das kann ich thun, und darum will ich es thun." Also wie die Kinder. Hier ist ein Kind im Besitze eines Spielzeuges, welches ein anderes gerne haben möchte. Nun ist die erste Frage: „Kann ich es bekommen?" Ist dies der Fall, so wird es dem anderen mit Gewalt weggenommen. Geht's nicht auf diese Weise, so wird auf andere Mittel gesonnen. Zunächst wird List angewendet. Gelingt es damit nicht, so legt man sich aufs Bitten. Hat auch dieses nicht den erwünschten Erfolg, so wird das Spiel scheinbar verachtet, um es dem anderen zu verleiden. Zieht dies auch noch nicht, so wird der Versuch gemacht, dasselbe auf Gegenstände von geringerem Werthe einzuhandeln. So wird das Recht auf alle mögliche Weise auf die Seite gesetzt.

Da ist Jemand, welcher sich im Besitze großer Reichthümer befindet. Schau, wie er von Solchen, welche auf Abfälle seines Reichthums warten, umschwärmt wird. „Wo das Aas

ist, da sammeln sich die Adler." Er muß allerlei Schutzmaßregeln anwenden, um nicht beraubt zu werden. Die Gewalt seiner Nachbarn spielt das Chameleon, den Heuchler, den Höflichen und fast irgend sonst etwas, um nur für einige Augenblicke Zutritt zu seinen Kisten zu gelangen. Sie handeln fast gerade wie das oben geschilderte Kind, um ihren Zweck zu erreichen. Ein anderer Mann nimmt eine hervorragende Stellung ein. Wenn er dieselbe halten kann, so mag er es seinem guten Stern danken, denn es sind tausend Andere, welche ihre Gewalt gegen ihn anzuwenden versuchen. Er hält sein Amt durch Gewalt, die Anderen probiren Gewalt gegen ihn, und der Stärkste gewinnt. Der Gewinn ist das Beste beim Spiel. Gerade wie die Kinder; ein jedes ringt um den Preis.

Wie geht's nur in der Politik? Jedes Land hat seine Parteipolitik. Was spielt auf dieser Bühne — Recht oder Gewalt? Freilich, das Recht ist zur Hand und versucht sein Theil zu leisten in dem großen Drama. Wie ein guter Geist schwebt dasselbe durch die Scene hin, aber von tausend Vampyren verfolgt. Die Gewalt führt die meiste Zeit das große Wort und geberdet sich nicht selten, daß die Engel dabei schamroth werden. Darum sind auch die meisten Reiche von so kurzer Dauer. Griechenland starb am Nervenfieber, an übertriebenem Luxus, der sein ganzes Nervensystem übermäßig reizte; Rom hatte die chronische Fallsucht aus derselben Ursache; Frankreich leidet schon seit Generationen an Schüttelfieber; Rußland steigt das Blut in den Kopf, während die Türkei schon lange an der Wassersucht kränkelt. Deutschland hat das Podagra, England ebenfalls, und unser eigenes Land ist sehr biliös in Folge von Unmäßigkeit und unreiner Luft. Alle die Nationalkrankheiten werden durch das Herrschen von Gewalt über das Recht veranlaßt.

Aber die Gewalt beherrscht auch vielfach das Gebiet der Religion. Mancher Mann trägt eine Kutte und macht ein

ernstes Gesicht, um dadurch Macht zu gewinnen. Die Tyrannei des Glaubens ist so schonungslos wie die Tyrannei des Schwertes. Wie mancher kirchliche Führer schätzt die Gewalt höher als das Recht, zum Nachtheil unsterblicher Seelen. Vorurtheile, Aberglauben, Intoleranz, Pharisäismus sind die Kinder der Gewalt. Sie sind fleischlich, von Fleisch geboren. Wahre Männlichkeit legt dieselben ab. In Christo ist weder Jude noch Grieche, Knecht noch Freier, Weißer noch Schwarzer, sondern Alle eins in der Freiheit, im Geiste und in der Wahrheit des Evangeliums. Christus ist das Ideal wahrer Männlichkeit, der Inbegriff des Rechtes. Ihm folge man und vermeide alles sektirerische, intolerante Wesen. „So bestehet nun in der Freiheit, womit euch Christus befreiet hat und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen. „Prüfet aber Alles und das Gute behaltet."

Die Gewalt sitzt auf ihrem sündlichen Throne in allen Kreisen der Gesellschaft. Der Reiche benützt die Gewalt seiner Stellung, um über den Armen zu dominiren, und der Arme paßt auf die Gelegenheit, die Schläge zu erwidern. Corporationen, Gesellschaften bedrücken einzelne Personen. Männer in hohen Aemtern geberden sich oft wie kleine Götter. Handelsleute bearbeiten sich nicht selten gegenseitig wie fechtende Hunde. Einer wirbt demüthig und unter den schönsten Versprechungen um eine Stelle, und wenn sie ihm geworden ist, so ist er der ärgste Tyrann. Der Glücksritter benützt das Mißgeschick seines Nachbars zu seinem Vortheil, und der, welcher steigt, versetzt dem Fallenden noch einen Fußtritt. Es geht auf dem Lande wie im Wasser: die großen Fische fressen die kleinen.

Wo finden wir nun aber für die Regierung der rohen Gewalt irgend eine Entschuldigung? Jemand zu drücken, einfach weil es in unserer Gewalt steht, ist rein thierisch. Was, wenn nun mein Bruder auch schwächer ist als ich? Ist er nicht trotzdem ein Mann und ein Bruder? Und wenn das Glück auf

seinem Rade mich höher hob als meinen Bruder, ist er deßhalb weniger mein Bruder? Und wenn du auf einem Throne sitzest und ich auf kahler Erde, habe ich deßhalb weniger ein Herz, welches des Segens, und eine Seele, welche der Rettung bedarf? Und wenn meine Hautfarbe schwarz, die deinige gelb, die unseres anderen Bruders roth und die eines anderen weiß ist, so sind wir doch Alle von einem Blute und Kinder des ewigen Vaters. Setzt den König und den Bettler zusammen auf eine einsame Insel, enblößt von allem was menschliche Bedürfnisse erheischen, und wer kann sagen, welcher dann der König oder Bettler ist? Lege den Millionär und den Tagelöhner nebeneinander aufs Sterbebette, welcher wird dann der reichste sein?

Reichthum, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel,
Eines Weltbeherrschers stolzen Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab,
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab.

Dann hat nur das Recht mehr Werth. Die Gewalt verhüllt jetzt ihr trügerisches Gesicht. Sie ist „gewogen und zu leicht erfunden." Alle Autorität und alle Macht liegt jetzt im Recht. In Gegenwart des Rechtes sind der Schwache und der Starke gleich. Die Grillen äußerlicher Unterschiede haben kein Gewicht auf der Wage des moralischen Urtheils. Charakter ist hier Charakter, Tugend ist Tugend. Das Recht weiß von keinem Unterschiede zwischen Weißen und Schwarzen. Es sieht keinen Unterschied zwischen einem Thron, einem Schaukelstuhl und dem Schaukelpferde eines Kindes. Es weiß nicht, daß ein Staatsmann einem Straßenfeger vorzuziehen wäre. Es blickt mit demselben süßen Lächeln auf das Dienstmädchen, wie auf die gefeierte Dame im Palast. Zeitliche Auszeichnungen und Unterschiede haben keine Bedeutung in den Augen des Rechts. Die Gegenstände, welche wir anziehen, die Dollars und Ländereien und Häuser, welche einer dem Andern so gerne wegspielen möchte, betrachtet das Recht nur als Spielzeug, um welche sich die Kinder zanken. Ob wir

dieselben besitzen oder nicht, bleibt sich in diesem Punkte ganz gleich. Gewalt gehört der Erde an, das Recht ist vom Himmel. Es ist der ewige Gesetzgeber, welcher die Veste des Himmels gegründet und den Welten ihre Bahnen vorgezeichnet hat. Von den Lippen des Rechts kam uns die goldene Regel des Evangeliums. Das Recht wird auch endlich die Gewalt besiegen und überleben. Und wer gerecht ist, der wird leben in Ewigkeit.

Die Barmherzigen.

Die Kleine ist nur ein Bettelkind. Bekümmere dich nicht um sie. Du siehst, sie kennt ihren Platz und drückt sich dicht an die Mauer, als erwarte sie einen Fluch oder einen Schlag. Der kalte Wind spielt mit ihrem dünnen Röckchen. Du siehst keine kindlich runden Glieder, sondern eine verkümmerte kleine Gestalt und ein mageres Gesichtchen. Schiebe sie zur Seite, sie ist daran gewöhnt und beklagt sich nicht darüber. Sie erinnert sich nicht, je in ihrem Leben ein freundliches Wort gehört zu haben; sie würde ein solches für Spott halten. Sie geht in die warme Küche, wo feine Speisen duften, und wird von der stattlichen Köchin hinaus gestoßen. Im Fenster des Bäckerladens sieht sie schöne Brode und verführerische kleine Kuchen. Rosige Kinder gehen an ihr vorüber zur Schule, wohlgepflegt und wohlgekleidet, der herzenswarme Abschiedskuß einer Mutter wurde auf ihr Mündchen gedrückt. Glück genug scheint auf Erden zu wohnen, aber zu ihr kommt es niemals. Ihr kleiner Korb ist ganz leer, müde und hungrig lehnt sie sich an das Ladenfenster. Eine elegante Dame ging gerade hinein, sie kauft Kuchen und Bonbons für ihr Töchterchen, als ob sie Fortunatus Börse

habe. Wie gut muß es sein, eine warme Stube und genug zu essen zu haben! Arme Meta! Nüchtern wurde sie Morgens ausgeschickt, um zu betteln oder zu stehlen; die Thränen kommen. Es gibt Glückseligkeit und Ueberfluß in der Welt, aber nicht für Meta! Nicht voreilig, Kleine!

Warme Herzen schlagen zuweilen unter Sammt und Seide. Die Dame hat das kleine kummervolle Gesicht und die vor Frost zitternde Gestalt erblickt. O, wenn es ihr Kind wäre! Einem weichen mütterlichen Triebe folgend, geht sie vor die Thüre, feine Handschuhe erfassen die steifgefrorenen Finger, sie führt das erschrockene, scheue Kind in ein Feenland. Ein köstliches neues Gefühl der Wärme berührt die starren Glieder, ein leichtes Roth färbt die Wangen, die Augen blicken dankbar leuchtend auf die Wohlthäterin. Das Töchterchen der Dame lernt mit Freuden zum ersten Mal verstehen, wie „selig die Barmherzigen sind." Meta ging mit einem schweren Korbe und einem leichten Herzen fort. Wirklich, die Straße ist breiter, und der Himmel ist lichter geworden. Dies kann kaum dieselbe Welt sein! Metas Gestalt ist aufgerichtet, ihr Schritt leicht wie eines frohen Kindes Schritt. Der Sonnenschein menschlicher Liebe hat ihren Weg erhellt. O Meta, die Erde ist nicht ganz finster, strahlende Engel wandeln hienieden. Des Mitleids sanfte Stimme, der himmlische Blick der Barmherzigkeit bringt uns einen Segen. Gottes Ebenbild ist nur verwischt, nicht ganz zerstört. Er, der die Raben füttert, neigt sein Ohr zu uns. Blick' empor, kleine Meta!

Familienliebe.

Lieben ist die erste der besonderen Familienpflichten; lieben ist auch die erste der allgemeinen Pflichten; lieben wird die erste der Familienfreuden sein — und in einem besonderen Sinne wird lieben die erste ihrer Schmerzen sein.

Habt ihr wohl schon eine der armen Häuslichkeiten gesehen, wo man sich vielleicht liebt, aber wo man es sich nicht zu sagen versteht, wo man weder versteht, sich herzhaft und fest zu umarmen, noch sich von Herzen die Hand zu geben? Ein frostiges „guten Morgen" am Morgen, ein kaum fühlbarer Händedruck mit der Spitze der Finger gibt einem sofort den Grad der Temperatur im Hause an. Später geht ein Jeder seinen Geschäften nach, man arbeitet für das öffentliche Wohl, man übt Liebeswerke nach außen hin; was die Liebe gegen die Personen des häuslichen Standes angeht, die volle Liebe, welche darin besteht, sie glücklich zu machen, so scheint es, daß man nicht die geringste Vorstellung davon hat. Wenn die Familienglieder krank werden, so pflegt man sie; wenn es gilt, ihnen wichtige Dienste zu leisten, ist man dazu bereit; man spart sich für feierliche Gelegenheiten auf, und unterdessen vernachlässigt man die einfachsten Pflichten. Es fehlt an dem täglichen Brode der Liebe, die Familie stirbt vor Entkräftung.

Es besteht eine Familienliebe, unabhängig von der besonderen Herzlichkeit, welche die Frau und den Mann, den Vater und den Sohn, den Bruder und die Schwester verbindet. Eine Privat-Zärtlichkeit wird nie allein das Leben der Familie ausmachen. Es bildet sich nur, wenn die Wärme sich zeigt und im Umlaufe ist, wenn alle sich unter einander behaglich fühlen, wenn sittliches Wohlsein im Hause herrscht.

Wir haben durchaus nicht nöthig, zu der Grundlage der Gefühle selbst zurückzukehren. Wir wollen uns begnügen, die besonderen Bedingungen der Familienliebe anzugeben. Es scheinen mir deren drei zu sein: Die Mittheilsamkeit, das Vertrauen und die Dankbarkeit.

Zuerst die Mittheilsamkeit. Es gibt ehrenwerthe Leute, welche uns in vollem Ernst erklären, daß sie nicht die „Gabe" haben, ihre Empfindungen auszudrücken. Sie klagen sich an, um sich zu entschuldigen, und ihre Demuth soll sie von der Verpflichtung der Selbstüberwindung entbinden. Nun aber ist es ihre Pflicht, sich zu überwinden; es wäre wirklich zu bequem, sich hinter die Theorie der „Gaben" zu flüchten! Befinden wir uns auf dem Boden der Gaben oder auf dem des Gewissens? Ich verpflichte mich, auch Leute aufzufinden, welche erklären werden, sie hätten auch nicht „die Gabe" der Nüchternheit, oder die der thätigen Liebe, oder die der Arbeitsamkeit, oder die der Ordnung. Die Diebe könnten behaupten, daß sie nicht die Gabe der Gerechtigkeit hätten; die Kinder behaupten, sie hätten nicht die Gabe des Gehorsams, und wer weiß, ob sehr viele Eltern ihrerseits nicht seufzend bekennen würden, daß sie nicht die Gabe der Erziehung hätten? Die schöne Lehre von den Gaben würde der Familie, der Gesellschaft und der Moral ein Ende machen.

Die Verschiedenheit der Charaktere ist unbestreitbar; gewisse Naturen sind wenig mittheilsam, das ist gleich unbestreitbar; aber wir sind hienieden, um alles Schlechte an uns abzuändern, und deßhalb ist es von großer Wichtigkeit, den großen Aufgaben von der Seite der Pflicht näher zu treten. Sobald die Pflicht vorliegt, sobald es sich nicht mehr um ein wünschenswerthes Ueberflüssiges, sondern um das streng Nothwendige, mit einem Worte, um das Verpflichtende handelt, machen sich die gewissenhaften Leute ans Werk, sie kämpfen und beten.

Und es gelingt ihnen. Man wird mittheilsam; es ist eine

Gewohnheit, die man annehmen kann. Wenn sie uns auch im Anfange mitunter Mühe kostet, wird sie doch am Ende sehr angenehm. Die Familie hat die wunderbare Eigenschaft, daß man immer zugleich das Glück kostet, welches man in ihr stiftet.

Die Familienliebe lebt zweitens vom Vertrauen. Eines der sicheren Mittel, die Mittheilsamkeit hervorzurufen und zu erleichtern, ist, die Gefühle Derer, die uns lieben, nie in Zweifel zu ziehen. Sie offenbaren sich nicht mit genug Wärme? Nun, wir wollen nicht gleich vom ersten Tage an mehr fordern, als sie noch darzuthun verstehen; wir wollen auf sie vertrauen; der Glaube hat hier wie sonst seine Vorrechte und vollzieht seine Wunder. Das Vertrauen, von welchem ich spreche, ist aufs nächste mit derjenigen Liebe verwandt, welche Alles hoffet und glaubet. Welch heilsame Thätigkeit übt es nicht aus! Es macht die Beziehungen geschmeidig, es mildert das Eckige, es macht die Schranken fallen; man könnte es mit einem Frühlingshauche vergleichen, unter dessen lauem Einflusse die Blumen ihre Kronen aufschließen. Es findet dann im Schooße der Familie gleichsam eine allgemeine Entfaltung statt, alles öffnet sich, alles wird weich, die verschlossensten Naturen weichen dem sanften Einflusse der vertrauensvollen Liebe.

Neben dem Vertrauen findet endlich die Dankbarkeit ihre Stelle. Gibt es eine wohlthuendere Gemüthsart als diese? Empfinden, daß Alle uns Gutes erwiesen haben, Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, uns unaufhörlich an die Dienste erinnern, welche sie uns geleistet haben, unsere Seele mit dieser köstlichen Erinnerung nähren, das begründet ohne Zweifel zum Theil die Sicherheit unserer Liebe. Es thut Einem gut, so in einer Atmosphäre von Wohlwollen zu leben, mitten unter geliebten Wesen, welche keine Gelegenheit vernachlässigt haben, uns nützlich zu sein, und auf die wir, wie man sagt, im Leben und im Tod rechnen können. Das dank-

bare Herz erweitert und hebt sich. Wehe der Familie, wo sich solche gemeine Seelen finden, deren Stolz durch den Gedanken an eine empfangene Wohlthat verletzt wird, die es sich verheimlichen, statt es liebevoll zu überschätzen! Man suche in ihr nicht die vertrauensvolle und mittheilsame, die Familienliebe.

Coquetterie, Natürlichkeit.

Coquetterie ist eine Lüge im Wesen der Jungfrau, eine Schminke der Seele, sie ist Unnatur und Heuchelei und läßt unzweifelhaft auf Mangel an Demuth und Bescheidenheit schließen. Zwar besticht und blendet sie anfänglich, wird man aber die Täuschung gewahr, weiß man erst das Echte vom Falschen zu unterscheiden, so fühlt man sich betrogen, verletzt und endlich abgeneigt. Die Coquette, der es nur darum zu thun ist, zu gefallen, wird erfinderisch im Ausdrücken von neuen Anziehungsmitteln, ja sie scheut keines, um ihren Zweck zu erreichen. Sie will immer anerkannt, überall bewundert sein, sie entheiligt ihre tief innersten Gefühle, spielt mit ihrem Schmerz und ihrer Freude, opfert Zeit und Gesundheit, lediglich um zu gefallen, zu erobern. Und gleichviel, wen sie besticht, wen sie erobert, ob Jung oder Alt, ob Frauen oder Männer: Alle müssen sich ohne Unterschied geneigt zeigen, obgleich ihr vor Allen die Gunst der Männer von höchstem Werthe ist. Sie findet eben eine gewisse Genugthuung, so viele Verehrer und Anbeter, als nur immer möglich, an ihren Triumphwagen zu fesseln. „Ja, die Gefallsucht," sagt Jacobs, „kennt, wie die Habsucht, keine Grenzen. Gleichgültig gegen das, was sie schon gewonnen, wirft sie unaufhörlich ihre

Netze nach dem aus, was sie nicht hat, und zählt ihre Festtage nur nach ihren Eroberungen."

Alles in dem Auftreten der Coquetten muß mitwirken, um Erfolge zu erzielen: Wort, Blick, Lächeln, Thränen, Gang und Geberden; und hauptsächlich zur Folie alles Dessen muß die Toilette dienen, die fein berechnet, das Wohlgefallen anlocken soll. Und was erreicht sie damit? Auffallen wird sie, ohne zu gefallen, interessiren vielleicht, aber kaum Herzen gewinnen. Einzelne werden sie bewundern, aber nicht dauernd schätzen, und so endet ihr Betrug zuletzt in bitterem Selbstbetrug.

Das Streben, Anderen Gegenstand des Wohlgefallens zu sein, ist uns Allen natürlich, ja eine gewisse Eitelkeit, hauptsächlich was die äußere Erscheinung betrifft, scheint dem Weibe angeboren; sie ist auch in so weit nicht verwerflich, als sie sich ohne Uebermaß und Uebertreibung durch gewählte Zierlichkeit kundgibt. Takt und Zartgefühl müßte es aber soweit leiten und regieren, daß dieser Wunsch nie anders als durch ein vollkommen wahrhaftiges, lautres Betragen und ein durchaus anständiges bescheidenes Auftreten sich ausspricht. Der innere Werth soll eben nimmermehr über den äußeren verabsäumt werden.

Nicht wie *Viele* die Jungfrau sich geneigt macht, sondern *Wer* sie werth hält, ist überhaupt maßgebend für ihre Beurtheilung.

„Die lieblich thun mit Allen will, die macht es *Keinem* recht;
Die Tausenden gefallen will, gefällt nicht *Einem* recht!"

Der weibliche Blick sieht den Coquetten gegenüber gewöhnlich weit schärfer als das Auge der Männer, und es spricht immer für das Betragen eines Mädchens, wenn es von *Frauen* gut geheißen und gebilligt wird, wenn Frauen gern mit ihr verkehren. Strebe deshalb nach veredelndem weiblichen Umgang, nach einer Freundin, die wahr und offen ist, so offen, daß sie dich sogar auf deine Fehler aufmerksam zu

machen nicht unterläßt. Zwar behauptet Jean Paul, wir könnten ebensowenig das Lob, wie die Luft entbehren; und er hat nicht unrecht. Wir Alle sind leider mehr oder minder nicht frei von Empfänglichkeit für Schmeichelei, eben weil sie unserer Eitelkeit, unserem Ehrgeiz fröhnt. Seien wir jedoch auf unserer Hut, denn der kluge Schmeichler hat bald diese Schwäche an uns entdeckt und sucht nur daraus Vortheil zu ziehen für seine egoistischen Zwecke. Strebt er doch unausgesetzt darnach, sich liebenswürdig und unentbehrlich zu machen, und wir sind in den meisten Fällen zu kurzsichtig, um das zu durchschauen. Wir leihen lieber unser Ohr der schmeichelnden Lüge, als der ehrlichen Wahrheit, die uns niederschlägt und verletzt. „Mit vollen Zügen verschlingt man eine Lüge, welche uns schmeichelt, tropfenweise jedoch nur eine bittere Wahrheit."

Uebersieh in dem verblendeten Eitelkeitsgelüste nicht das Dankenswerthe, das in der Freimüthigkeit gerader, offener Freunde liegt; gestatte ihnen, dich aufmerksam auf deine Fehler zu machen, dich vor Uebereilungen durch Tadel und Rüge zu schützen, hüte dich vor der Schwachheit, die sich zu Schmeichlern wendet, um aus deren honigsüßen Worten das Gift geschmeichelter Eitelkeit immer tiefer in dich aufzunehmen.

„Ein Freund, der mir den Spiegel zeigt,
Den kleinsten Flecken nicht verschweigt,
Mich freundlich warnt, mich herzlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt, —
Der ist mein Freund,
So wenig er's auch scheint.

Doch wenn mich einer schmeichelnd preist,
Mich immer lobt, mir nichts verweist,
Zu Fehlern gar die Hände beut,
Der ist mein Feind,
So freundlich er auch scheint."

Ein Mädchen gefällt im Grunde nur durch gemüthvolle, durch stillwirkende Güte und kindliche Offenheit, durch Artigkeit und Einfachheit, durch ruhige Heiterkeit, Grazie und Natürlichkeit. Wo nun diese inneren oder ange-

borenen Eigenschaften fehlen, da greift sie, in dem Streben, Aufmerksamkeit zu erregen, leicht zu künstlichen Ersatzmitteln; die Gefallsucht dictirt ihr Lügen der Seele und alle erdenkliche unnatürliche Beihülfen, die auf Huldigung ausgehen. Wohlgefallen aber läßt sich nicht gebieten noch erzwingen: es ist eben eine freiwillige Wirkung der echten Anmuth, der Wahrheit, der Naivetät. Die letztere ist eine Gabe der Natur, etwas Angeborenes, Unbewußtes, sie ist der Blüthenhauch der reinen Individualität, das Echo innerer Liebenswürdigkeit, das anmuthende Vorrecht der Jugend. Wer Naivetät besitzt, kennt sie nicht, und wer sie kennt, besitzt sie schon nicht mehr. Denn erkünstelte Naivetät wirkt, wie alles Gemachte und Unwahre, unangenehm und verstimmend, ja oft sogar lächerlich und wird unschwer durchschaut.

Die Jugend wählt sich gewöhnlich ein Vorbild, ein Ideal, an dem man Alles „reizend," „entzückend," „hinreißend" findet, dem man gern in Allem und Jedem nachstrebt, gleichviel, ob es zum eigenen angeborenen Temperament, zu den gegebenen Verhältnissen paßt oder nicht. „Eines schickt sich nicht für Alle," das bedenke in Momenten, wo du dir selbst ungetreu werden, wo du dich von Vorurtheilen einnehmen und von Anderer Beeinflussung hinreißen lassen willst. Das Mädchen, dem Heiterkeit und sprudelnder Witz eigen, diese, welche schmachtende Sentimentalität kleidet, oder jene, die mit Grazie spricht und sich bewegt, weckt wohl Sympathien und scheint dir in ihrem Gebahren nachahmungswerth, aber gewöhnlich sind diese Gaben und Eigenschaften dem Original so ureigenthümlich, daß die Copien in ihrer Gemachtheit weit nachstehen müssen und oft die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. „Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt."

Du kehrst von einem längeren Aufenthalt in der Fremde zurück, hast deine Kenntnisse nach praktischer und geistiger Seite hin erweitert, aber auch eine Menge äußere Formen aus einer gewissen Sucht, dich interessant zu machen, ange-

nommen, die deine ursprüngliche Natürlichkeit beeinträchtigen; es ist, als hätten sich plötzlich ganz fremde Elemente hinzugesellt. Eine dialektlose Redeweise ist an und für sich empfehlenswerth und schön; wenn du sie aber nach deiner Rückkehr mit Ausdrücken und Wendungen verbrämst, die in der Heimath neu und geziert klingen, so erscheinst du abgeschmackt und darum lächerlich. Oder willst du Sitten und Gebräuche, die in leeren Aeußerlichkeiten bestehen, in dein Haus übersiedeln, denen man anfühlt, daß sie abgestohlen und übertragen sind und nicht dahin passen, so vermißt man die altgewohnte Weise in deiner Häuslichkeit, sie wird ungemüthlich, du selbst aber wirst geschraubt und ungenießbar.

Halte dich deshalb fern von jeder Affectation, bleib einfach, wolle nicht mehr sein, als du bist, aber was du bist, sei ganz und in Wahrheit. Bewahre dir die Eigenart deines Wesens; die Natur gab auch dir gewiß glückliche Anlagen, sorge dafür, daß ein gefälliges harmonisches Ganze daraus werde, und wende den Einfluß aller irreleitenden Elemente ab. Wenn deine Individualität durch Bildung nicht *verbildet*, sondern in wohlthuenden Einklang gebracht ist, wird sie immer liebenswerth und interessant sein. „Jeder Mensch" — sagt Schleiermacher — „ist ausgerüstet mit besonderen Kräften; und das ist nicht zufällig, sondern weil es Gott so gewollt hat. Nicht in Unterdrückung, sondern in treuester Ausprägung seiner Individualität, in der jedem auf besondere Weise angezeigt ist, was Gott gerade mit ihm ausrichten will, erfüllt er seine sittliche Aufgabe."

Vieles von dem, was in Voranstehendem von Mädchen gesagt ist, würde nun gerade so gut auf manche Jünglinge passen, man brauchte da einfach nur die Namen zu verändern. Ja wohl, es gibt auch junge Männer, und deren in unserer Zeit leider nicht wenige, welche fortwährend mit allerlei Mitteln in Gefallsucht spekuliren, um — Eroberungen zu machen.

Wir tadeln die gefallsüchtige Coquette, und zwar mit recht. Wie viel verabscheuungswürdiger ist aber der Jüngling, welcher entweder gedankenlos, oder zu niedrigen Zwecken seine Fangnetze auswirft, um arme Opfer an sich zu fesseln, um dann über deren schmerzliche Enttäuschungen zu lachen, oder sie in den Staub der Schande zu ziehen und dann gefühllos ihnen den Rücken zu kehren, um auf neue Eroberungen auszugehen. Wie viele leichtfertige, witzige Bemerkungen werden oft über ein getäuschtes Mädchen gemacht. Aber wo ein Mädchen in ihren Hoffnungen getäuscht wurde, da war vorher ein leichtsinniger oder verbrecherischer Taugenichts, der sie täuschte. An ihn aber wird nur wenig gedacht, er wird am Ende als gewandter Liebhaber und Herzendieb noch gepriesen, während man „das arme Ding," welches sich so leicht fangen ließ, auf der Folter des Spottes hält.

Und wo etwa eine arme Verführte ist, da ist auch ein nichtswürdiger Verführer, welcher mit der Unschuld eines Mädchens spielte und sie ihr endlich unter allerlei goldenen Zukunftsverheißungen raubte. Die arme Verführte wird ein Gegenstand allgemeiner Verachtung, während der zehnmal schuldigere Verführer in der sogenannten besten Gesellschaft sich bewegen und ungestört seine düsteren Pläne weiter verfolgen kann. Die Coquette, welche eroberungssüchtig durch die Gesellschaft dahinrauscht, ist nicht schuldlos, aber der Gefallsüchtige, der Jüngling, der allerlei Pläne ersinnt, um dem andern Geschlecht zu gefallen, und diese Gefälligkeit dazu mißbraucht, um Hoffnungen zu wecken, nur um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, und der ob der welkenden Hoffnungen nicht von Schrecken ergriffen wird, ist zehnmal schuldiger. Schuldet jene ihrem Herrn fünfzig Groschen, so schuldet dieser mindestens fünfhundert.

Bedingungen zur Ehe.

Wenn es die Bestimmung ist, daß Mann und Weib gegenseitig in den Stand der Ehe treten sollen, so ist es zugleich auch die Bestimmung, daß sie in jeder Beziehung in dieses Verhältniß passen, daß sie sich physischer und geistiger Gesundheit erfreuen, damit sie im Stande sind, allen billigen Erfordernissen, welche dieses Verhältniß an sie stellt, genügen zu können. Die Ehe hatte ursprünglich die Fortpflanzung der menschlichen Familie zum Zweck. Es ist deßhalb erforderlich, daß beide, Mann und Weib, physisch vollkommen entwickelt und gesund sind, um Eltern gesunder und kräftiger Nachkommen zu werden. Das ist Naturgesetz.

In Verbindung mit einem vollkommen entwickelten Körper in allen seinen Theilen, erfordert es ein gesundes Verstandesvermögen, welches die rechten Mittel zur Verfolgung eines geeigneten Zweckes zu wählen wohl im Stande ist. Personen, welche unheilbare körperliche oder geistige Gebrechen an sich tragen, sind deßhalb von vornherein unfähig zur Ehe, oder wenigstens Eltern zu werden. Sie brächten damit nicht nur Nachtheil und Kummer auf sich selbst, sondern würden auch ihren armen Kindern Elend und Jammer als Erbtheil hinterlassen. Die menschliche Gesellschaft ist reich an traurigen Exempeln, um diese Thatsachen zu illustriren. Lebenslängliches Siechthum und ein früher Tod sind das einzige Erbtheil, welche tausende Eltern unserer Tage ihren armen Kleinen zurücklassen, als Folgen ihrer eigenen Sünden — unwissentliche Sünden vielleicht, aber Sünden nichtsdestoweniger. Hüte dich, ihre Zahl zu vermehren.

Es ist unsere Aufgabe, dem Leser mitzutheilen, was nach unserer Ansicht die körperlichen und geistigen Qualificationen in sich fassen, welche zur Schließung einer glücklichen Ehe Bedingung sind. Wir fordern freilich nicht vollkommene Gesundheit im strengen Sinne des Wortes, denn solche Bedingung würde die Mehrheit der Bevölkerung, wenigstens unter dem weiblichen Theil derselben, von der Ehe ausschließen; und es gibt sogar nicht wenig Fälle, worin gerade die Ehe sich als der beste Arzt erweist; aber wenn etwa eine erbliche oder sonst gefährliche Krankheit vorhanden ist, so sollte man unter allen Umständen jeden Gedanken an eine etwaige Heirath aufgeben.

Das eheliche Verhältniß umfaßt das ganze sociale Wesen des Menschen und ist die Grundlage des Familienlebens. Nun gibt es aber unglücklicherweise Menschen, welchen sozusagen alle gesellschaftliche Neigung oder Anziehungskraft abgeht. Sie besitzen weder das Vermögen, sich wirkliche Freunde zu erwerben, noch Anderen Freundschaft zu beweisen. Anstatt vom anderen Geschlechte angezogen zu werden, entwickeln sie sich als Männer- oder Frauenfeinde. Andere wieder haben keine Liebe zu Kindern und meiden dieselben wie gefährliche oder abstoßende Wesen. Wieder Andere besitzen gar kein Heimathsgefühl; fühlen sich zu Hause unruhig und nirgends ist ihnen wohler, als wenn sie draußen, oder in der Fremde herumschweifen können. Freilich, wenn Jemand diese Eigenschaften, welche doch unerläßliche Vorbedingungen zu einem glücklichen ehelichen Verhältniß sind, besitzt, der sollte sich von vornherein jeden Gedanken ans Heirathen aus dem Sinne schlagen. Wer Frau, Kinder und Heimath nicht lieben kann, hat auch keinen Anspruch auf den Besitz derselben.

Weiter möchten wir bemerken, daß es erforderlich ist, um das Eheschiff, welches mit fliegenden Fahnen vom Winde der schönsten Hoffnungen getrieben, vom Ufer abstößt, um den launischen See des Familienlebens zu durchschiffen, flott zu

halten und die gefährlichen Klippen möglichst zu vermeiden, im Besitz einer gewissen Bildung zu sein. Wir meinen dabei weniger den Unterricht, den man sich auf irgend einer öffentlichen Schule aneignet, als vielmehr einige physiologische Kenntnisse, vermöge welcher man im Stande ist, die menschliche Natur, ganz besonders mit Bezug auf das Verhältniß der Geschlechter, einigermaßen zu studiren. Bedingt doch der Betrieb auch des einfachsten Geschäftes eine gewisse Vorkenntniß, sollte es deßhalb nicht noch viel wichtiger sein, wo das Wohlergehen einer ganzen Familie auf dem Spiele steht, sich eine wenigstens einigermaßen umfassende Kenntniß von den Umständen zu verschaffen, von denen das Glück dieser Familie zum großen Theile abhängig ist? Niemand sollte sich eine Lebensgefährtin wählen, bis er die physischen Umstände in so weit kennt, daß er sich vernünftigerweise in Aussicht stellen kann, alle billigen Pflichten eines Gatten und Familienvaters zu erfüllen. Er muß im Stande sein, mit Rücksicht auf Temperament, Activität, Gesundheit, Gemüthsanlage und geistige Fähigkeit ein Urtheil zu fällen. Ein Mangel an solchem Urtheilsvermögen hat schon zu den traurigsten Irrthümern und dadurch zu viel Elend und Noth Veranlassung gegeben.

Die praktische Kenntniß der Haushaltungsgeschäfte ist eine unerläßliche Bedingung auf Seiten der jungen Frau zur Heirath, sei sie reich oder arm. Sie mag die Mittel besitzen, Dienstboten zu halten, aber dies entbindet sie keineswegs von der Pflicht, die häuslichen Geschäfte zu leiten und zu überwachen. Sie muß wissen, wie jede Arbeit gethan wird, und wie dieselbe auf die vortheilhafteste Weise gethan und am billigsten hergestellt werden kann. Musik, Sprachen und andere Kenntnisse und Spielereien mögen ganz nette Sachen sein, aber die praktische Führung der Haushaltung können sie nie ersetzen. Es ist eine große Frage, ob der Herr Gemahl doch nicht auf die Dauer eine gute Suppe, ein gutes Stück Brod,

ein wohlgekochtes Mittagsmahl und saubere Wäsche dem Klavierspiel — ja selbst dem freundlichen Lächeln und den schmeichelnden Küssen des liebenden Weibchens zur Abwechslung einmal vorzieht. Auch der Mann hat Pflichten mit Rücksicht auf die Führung der Haushaltung. Er ist das Haupt der Familie und sollte sich bemühen, die Bürde der häuslichen Pflichten der Gattin möglichst tragen zu helfen.

Wird nun eine Ehe mit Kindern gesegnet, so ist es besonders die Aufgabe der Eltern, die körperliche und geistige Entwickelung derselben zu fördern; und dieses erfordert nicht nur eine elterliche Zuneigung, welche ja in den meisten Fällen vorhanden ist, sondern Kenntniß, gesundes Urtheil, Takt, Geduld, Selbstbeherrschung und „ein Herz, das den Herrn fürchtet." Dies hat ganz besonders Bezug auf die Mutter. Jede Mutter ist eine Geschichtsschreiberin. Nicht, daß sie die Geschichte von Königreichen und Nationen aufs Papier schriebe, aber ihre eigene Geschichte schreibt sie unauslöschlich in das Gemüth ihres Kindes. Diese Geschichte wird eine jede Mutter einmal jenseit des Grabes wieder lesen—mit unaussprechlicher Freude oder unsäglichem Schmerz.

Fleiß, Sparsamkeit, Häuslichkeit sind Punkte, welche man nie außer Acht lassen sollte. In der bescheidenen Wohnung des ärmeren Arbeiters sind dieselben unerläßliche Bedingung, in dem Hause des Reichen sind sie ebenso schöne Tugenden und können über Nacht zur unerläßlichen Bedingung werden, wenn der Reichthum plötzlich Flügel bekommt. Wie manche junge Frau ist als verwöhntes Lieblingstöchterchen im Hause ihrer reichen Eltern von Luxus und Bequemlichkeiten aller Art umgeben gewesen; der junge Hausstand aber vermag ihr selbst bei der behaglichsten Einrichtung nicht immer die Fülle von Annehmlichkeiten und Abwechslung zu bieten, als die glänzende Häuslichkeit, in der sie erzogen wurde; fehlt nun der jungen Frau in solchem Falle die richtige Einsicht, ist sie gar eigensinnig und anspruchsvoll, so wird der Mann keinen Man-

gel an Geduldübung haben. Doch nicht nur vorübergehende Störungen werden durch solchen Mangel an Einsicht hervorgerufen, sondern nur zu häufig untergräbt es das Lebensglück beider Gatten.

Erst in neuerer Zeit trug sich Folgendes zu. Ein junger Mann, der sich dem Baufache gewidmet hatte, machte die Bekanntschaft der Tochter seines Lehrers, eines Professors, mit dem er in näherem Verkehr stand. Sie war eine freundliche, anspruchslose Erscheinung und führte seit dem Tode der Mutter ihrem Vater die Haushaltung, die auf höchst einfachem Fuße eingerichtet war. Das bescheidene, fast schüchterne Wesen des Mädchens gefiel dem jungen Manne, und sobald er im Stande war, einen eigenen Herd zu gründen, führte er sie als Gattin heim. Die junge Frau richtete den Hausstand ebenso einfach ein, wie den des Vaters, und während sie sparsam und thätig daheim waltete, erweiterte der Gatte seine Geschäftsverbindungen von Tag zu Tag.

Nach zwei Jahren lernte er zwei Spekulanten kennen, die durch Ein- und Verkauf bedeutender Grundstücke in kurzer Zeit große Summen erworben hatten. Diese zwar gefährliche, aber sehr schnelle Art des Erwerbs sagte ihm so sehr zu, daß er Theilhaber bei diesen Unternehmungen wurde und sie zu seiner Freude von dem glänzendsten Erfolge begleitet sah.

Ueberraschend schnell gewöhnte sich die bescheidene junge Frau an den neuerworbenen Reichthum. Sie wußte den Mann zu überzeugen, daß der ganze Zuschnitt ihrer Häuslichkeit nicht mehr für die veränderten Zeitverhältnisse passe. Allmälig wurden Verbesserungen aller Art eingeführt. Für das erste Kind, das sie selbst genährt und gepflegt hatte, wurde eine Bonne und für das neugeborene zweite eine Amme angenommen. Dieser vergrößerte Hausstand erforderte mehr Räume; also war es unerläßlich, die andere Hälfte des Stockwerks noch zuzumiethen. Die neue Wohnung wurde auf das Kostbarste eingerichtet, und da die Gesundheit der jungen

Mutter etwas angegriffen war, wurden Wagen und Pferde angeschafft, damit sie und die Kinder sich durch tägliche Spazierfahrten kräftigen könnten. Jeden Einwand des unvorsichtigen Mannes wußte die leichtsinnige Frau durch die Beruhigung zu entkräften, daß die vergrößerten Ausgaben durch die immer wachsenden Einnahmen ja bei weitem gedeckt würden. Schwach und gutmüthig gab er jedem ihrer Wünsche nach, kaufte auf ihre Bitten eine reizende Besitzung in der Nähe der Stadt, baute das Wohnhaus mit aller Pracht und Bequemlichkeit um und ließ es geschehen, daß seine Frau sich fürstlich darin einrichtete.

Zwei Jahre hatte diese Herrlichkeit gedauert, als in Folge ungünstiger Conjekturen eine bedenkliche Stockung des allgemeinen Geschäftsverkehrs eintrat, unter der selbstverständlich auch der Baumeister empfindlich zu leiden hatte. Statt des früheren Gewinnes waren jetzt Verluste an der Tagesordnung, und vernünftige Einschränkungen wären nun das einzig Richtige gewesen. Der allzuzärtliche Gatte hatte indessen nicht das Herz, seine Frau über den wahren Stand der Dinge aufzuklären; er verschob die peinlichen Erörterungen von einem Tage zum anderen, bis der plötzliche Sturz mehrerer bedeutender Bankhäuser auch ihn und seine Geschäftsfreunde in Mitleidenschaft zog und ihn binnen Kurzem vollständig zu Grunde richtete. Das Schlimmste war, daß die Art seiner Geschäftsführung kein allzu ehrenhaftes Licht auf ihn und seine Freunde warf, und daß er, um allen unangenehmen Auseinandersetzungen zu entgehen, in aller Stille die Gegend verlassen mußte. Seine zahlreichen Gläubiger verkauften die schöne Besitzung mit der ganzen Einrichtung, und der unglücklichen Frau blieb kaum so viel übrig, daß sie mit ihren beiden Kindern dem flüchtigen Gatten ins Ausland folgen konnte, wo er sich mühsam eine neue Existenz zu gründen versuchte. — — Wäre die thörichte Frau nicht durch den plötzlichen Glückswechsel verblendet gewesen, wäre sie auch im Besitz des Ueber-

flusses ihrer früheren bescheidenen Lebensweise treu geblieben, so hätte sie den Gatten, die Kinder und sich selbst vor Noth und Sorgen bewahren können; so aber folgte dem kurzen Traum von Glanz und Reichthum ein trauriges Erwachen zu langer Reue und bitterem Leid.

Warum?

Ein aufmerksamer Beobachter, welcher bei seinen verheiratheten weiblichen Verwandten und Bekannten Jahre lange Betrachtungen angestellt hat, behauptet mit Bezug auf die Beweggründe, welche dieselben zur Aufnahme des Ehejochs veranlaßten, zu folgendem Resultat gelangt zu sein.

1. Manche heirathen, urtheilt er, um eine Heimath zu bekommen. Sie sind es müde, als Dienstmädchen sich unter den Leuten herum zu schlagen, oder länger in der Fabrik zu arbeiten, oder zu nähen, oder Schule zu halten ꝛc. Sie wollen eine Heimath haben. Das eheliche Leben halten sie für weiter nichts als beständige Mondscheinwanderungen, Spazierenfahren, neue Hüte anprobiren und weiter keine Arbeit zu thun — Niemand unterthan zu sein. Nun, die Heimath haben sie; ob den übrigen Erwartungen so nach Wunsch entsprochen wurde, darüber schweigt unser „Beobachter."

2. Eine Andere verheirathete sich, weil es im Interesse der Familie zu liegen schien. Sie hatte noch sieben jüngere Schwestern, und der Papa war nicht reich. Da schien es das Gerathenste, daß die „Aeltere" je eher je lieber unter die Haube käme, und man darf nicht allzu wählerisch sein. In

solchem Falle wäre es freilich klüger, wenn ein Mädchen sein eigenes Interesse vor Allem consultiren würde.

3. Die Dritte hatte wieder einen anderen Beweggrund. Es liegt doch ein eigenthümlicher Reiz darin, sich Frau so und so nennen zu hören, meinte sie; es klingt viel besser als Fräulein. Freilich war sie nun auch schon neunundzwanzig Jahre und mehrere Monate alt, noch einige Monate und — nun ja. — Eine alte Jungfer genannt zu werden, schien ihr der schrecklichste der Schrecken zu sein.

4. Die Vierte dagegen heirathete, um Jemand zu bekommen, welcher ihre Rechnungen bezahle. Ihr Vater schien dazu nicht mehr recht willig, sie selbst aber nicht im Stande zu sein. Wie herrlich muß es sich aber doch leben, wenn man einfach seine Sachen im Laden kaufen und dem Herrn Gemahl die Rechnung schicken lassen kann. Ihr Gatte nun heirathete sie, um — Rechnungen zu bezahlen, und somit sind sie wenigstens in diesem Punkte wie ein Herz und eine Seele.

5. Und die Fünfte? Nun, sie wollte doch nicht zurückbleiben. Hat nicht Emma Schnell unlängst Hochzeit gehalten und einen netten Mann bekommen? Und sie sollte hinter Emma zurückstehen? Nimmermehr! Das müßte doch nichts Gutes sein, wenn sie nicht ebenso wohl heirathen könne, als andere Leute.

6. Numero Sechs war arm und heirathete, um einen reichen Mann zu bekommen. Sie hat ihn auch bekommen. Aber das arme Kind hat zuerst keines von den anderen Dingen mit in die Rechnung genommen, welche denen auf dem Fuße folgen, welche reich werden wollen und sich gelüsten lassen. Später freilich ist sie empfindlich daran erinnert worden.

7. Die Siebente hatte ein unstätes Gemüth und ein unwiderstehliches Verlangen, die Welt zu sehen, Reisen zu machen. Da präsentirte sich eines Tages ein Zug-

vogel, welcher ihr zu passen schien. Aber siehe da! Herr Numero Sieben ist plötzlich zu einer Sinnesänderung gekommen. Er heirathete nicht, um zu reisen, sondern um endlich einmal zur Ruhe zu kommen. Mit dem „Weltsehen" ist es also vor der Hand nichts. Die gewöhnliche Reiseroute des reiselustigen Weibchens ist einstweilen zwischen der Küche und dem Brunnen.

8. Und die Achte gar heirathete aus — man höre und staune — aus Trotz. Ihr erster Liebhaber ist ihr untreu geworden und hat einer Anderen seine „ewige Treue" geschworen. Jetzt will die Verschmähte Rache üben, und je schneller sie dem Untreuen zu zeigen im Stande ist, daß es noch andere Männer gibt, welche man heirathen kann, desto besser. Schnell wird beim ersten Anerbieten zugegriffen, und schmerzlich süß ist im ersten Augenblick der Triumph der Rache, aber auf die Länge „bezahlt sich's nicht."

9. Die Neunte hingegen sah sich aus einem ganz anderen Grunde nach einem Gatten um. Sie ist eine sentimentale Dame, hat Romane gelesen und sehnt sich nach einem verwandten Herzen, welches mit ihr in heiligen Sympathien schwelgt. Sympathien sind eine schöne Waare, aber sie kühlen oft merklich schnell ab, wenn der „edle Gatte" wegen der versalzenen Suppe und des halbgebackenen Brodes schmält. Romanentändelei und die prosaische Hausarbeit will nicht so recht zusammen passen.

10. Die Zehnte endlich reichte einem braven Manne die Hand zum Ehebunde, weil sie denselben von Herzen lieb hatte. Und sie liebt denselben heute noch ebenso innig und ist eine der glücklichsten Frauen in der Welt.

So hätten wir denn endlich den richtigen Beweggrund gefunden — ein Beweggrund, dem, wenn er von dem ernstlichen Bestreben durchdrungen ist, sich gegenseitig zu bessern und veredeln, der Segen des Himmels nicht fehlen wird. Aber traurig in der That ist der Stand derer, welche aus

unlauteren Motiven das heilige Bündniß schließen, vielleicht um dieser oder jener Unannehmlichkeit zu entgehen, oder einen gewissen Nebenzweck zu erreichen, und kommen dann „aus dem Regen in die Traufe."

Unter den unlauteren Beweggründen zur Ehe ist wohl die Begierde nach Reichthum einer der hervorragendsten — die Sucht, dem Luxus und allen Bequemlichkeiten, welche man sich für Geld verschaffen kann, fröhnen zu können. Reichthum ist eine gute Sache an sich selbst und mag seinem Besitzer, wenn er von demselben richtigen Gebrauch macht, zu einer Quelle vieler Freuden und seinen Mitmenschen zum Segen werden; aber als Hauptmotiv zur Ehe wird er in den meisten Fällen zum Fallstrick und zum Fluch. „Es ist eben nicht alles Gold, was glänzt."

Solon schaffte die Regel ab, den Mädchen ein Heirathsgut mitzugeben, ausgenommen den einzigen Töchtern, denn er wollte die Ehe nicht zu einem Handelsartikel herabgewürdigt sehen. Und als Themistokles von Jemand gefragt wurde, was er davon halte, eine Person ohne Vermögen zu heirathen, entgegnete derselbe, er wolle seine Tochter lieber einem Manne ohne Vermögen als einem Vermögen ohne Mann geben. Müssen wir nicht zugestehen, daß diese Heiden des alten Griechenlands weislicher dachten und handelten, als viele unserer sogenannten christlichen Eltern, welche nicht zögern, ihre Töchter auf dem Altar des Mammons zu opfern und fragen wenig oder nichts nach dem Manne, wenn nur Thaler gesichert sind?

Wir möchten hier durchaus nicht verstanden werden, als meinten wir, die Sucht nach Reichthum beschränke sich hauptsächlich auf das weibliche Geschlecht. O nein! Die Männer sind derselben Schwachheit unterworfen. In diesem Sinne werden Heirathen abgeschlossen, wie man einen „guten Handel" abschließt. Aber ist es denn zuletzt ein g u t e r H a n d e l? Kann man mit einem Haufen Goldes Liebe und Glück und Freiheit des Geistes und Wohlergehen kaufen?

Mr. Childs sagt: „Ich weiß in der That von keiner Ehe, welche hauptsächlich um des Geldes wegen eingegangen wurde, welche nicht ein unglückliches Ende genommen hätte. Und doch sind kluge (?) Mütter und herzlose Töchter beständig darauf aus, dies heillose Spiel zu treiben. Ich glaube, daß Männer öfter aus Liebe heirathen als Frauen, denn die letzteren meinen immer, sie bekämen keine so günstige Gelegenheit wieder und fürchten sich, abhängig zu sein. Wenn ich nach meinen Beobachtungen urtheilen soll, so sage ich, daß das Heirathen, um eine Heimath zu bekommen, eine äußerst mühsame Weise ist, sein Auskommen zu sichern."

Aber es gibt, neben dem angeführten Beweggrund, noch eine ganze Zahl anderer, welche ebenso viel gefährliche und schlüpfrige Pfade sind, die endlich in Unfrieden, Zerrüttung und Entzweiung enden. Da ist z. E. ein Hagestolz, welcher endlich seines einsamen Lebens müde, auf den Gedanken kommt, es müsse doch ein schönes Ding sein, Jemand zur Hand zu haben, der ihm seine Sachen in Ordnung halte, Strümpfe stopfe, Knöpfe annähe und dergleichen häusliche Dinge besorge. In Folge dessen sieht er sich nach einer Lebensgefährtin um, aber er schließt dabei das Auge der Liebe (wenn dasselbe nicht schon blind ist) und wählt nur mit dem des Verstandes, wie man etwa einen Schreiber oder ein Dienstmädchen sucht. Oder ein Wittwer, mit einem Haus voll kleiner Kinder, kommt nach sorgfältiger Berechnung zu dem Schlusse, daß eine Frau ihm nicht so viel kosten würde, als eine bezahlte Haushälterin, und er bemüht sich, eine solche „anzuschaffen." Es ist nicht schwierig, eine Weibsperson zu finden, die gerne ihren schlechtbezahlten Dienst mit dem Stande einer Hausfrau vertauscht. Somit wird der Handel abgeschlossen, und die vakante Stelle, so wenig einladend sie auch sein mag, wird besetzt. Der eine Theil verspricht Bett, Kost, Kleidung 2c. zu stellen, wogegen sich der andere Theil verpflichtet, die Pflege der Kinder zu besorgen. Von einem Herzen ist dabei gar keine Rede.

Wenn überhaupt Herzen vorhanden sind, so macht der eine Theil keinen Anspruch auf das des andern. In finanzieller Beziehung mag solche Uebereinkunft oft für beide Theile vortheilhaft sein; öfter aber noch ist dieselbe ein gänzlicher Fehlschlag. Auf jeden Fall aber ermangelt dies Verhältniß des Glückes und der Segnungen, welche ursprünglich für die Ehe bestimmt waren. Keine gegenseitige Liebe und dennoch eine Ehe, dieser Stand kann in Wahrheit ein Ehejoch und Wehestand genannt werden.

Es ist leider auch nicht selten der Fall, daß beim Abschließen mancher Ehen ein schönes Gesicht der einzige Köder war, durch welchen der eine oder andere Theil sich fangen ließ. Aber ist das eigentlich wahre Schönheit, was vorübergeht, wie ein Sonnenblick? Kann das beglücken, das so leicht dem Wechsel unterworfen ist? Kann ein schönes Gesicht in Wahrheit Schönheit genannt werden, wenn demselben der entsprechende Adel der Seele, die Schönheit eines liebenden Herzens, ein zartes Gemüth fehlt? Wir unterschätzen äußere Schönheit durchaus nicht, aber wenn dieselbe auch im Vollkommensten Sinne des Wortes vorhanden wäre, so sollte sie doch nicht zum Beweggrunde der Ehe gemacht werden. Sie wird nimmer und für Niemand die wahre Liebe ersetzen können. Und die Liebe ist der eigentlich bestimmte und bleibende Grund, welcher zwei Herzen bewegen sollte, sich gegenseitig die Hand zum heiligen Bunde zu reichen.

„Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben."

Wenn Jemand aus einem anderen Beweggrund sich zur Ehe verleiten läßt, so versündigt er sich gegen Gott und gegen die heilige Ordnung. Es muß eine Vereinigung der Herzen sein, vereinigt durch die Liebe, welche stärker ist als der Tod.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen gibt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,

Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, selges Geben!
O schönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn was sonst Verlust.
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je selger weinst du —
O, gib das Herz aus deiner Brust!

Es blüht; es ist ein Lenz tiefinnen,
Ein Geisteslenz für immerdar;
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ewgen Jugend wunderbar.
Die Flammen, die in ihr frohlocken,
Sind stärker als die Aschenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es leert umsonst der Tod den Köcher,
So trinkst du aus der Liebe Becher
Den süßen Wein: Unsterblichkeit.

Die Liebe als Leidenschaft.

„Die Schönheit rührt, doch nur die Anmuth sieget,
Und Unschuld nur behält der Liebe Preis;
Die Unschuld, die von keiner Schminke weiß,
Als Edles sich nur zu dem Edlen füget!
Der Tugend nur gefällt und harmlos sieget,
Vom Rasen wilder Leidenschaft nicht weiß."

Man versichert gewöhnlich, das reizendste, glückseligste Lebensalter sei die Jugend, da man zwischen der Abhängigkeit unmündiger Kindheit und den Sorgen und Arbeiten der reiferen Jahre mitten inne stehe, umgeben von Hoffnungen und Ahnungen einer Zukunft, welche nie so schön ist, als man sie erwartet. Allein eben diese Jugend ist nicht selten schon ein höchst unglückliches Lebensalter, wenn entweder die Unschuld entflohen, oder die heitere Gemüthsruhe durch irgend eine Leidenschaft vernichtet worden ist.

In diesem Alter, da alle Gefühle lebhafter und inniger sind; da die Einbildungskraft am mächtigsten herrscht und den

ruhigen Verstand täuscht; da mancherlei Begierden und Triebe der Kindheit zu riesenhafter Stärke erwachsen, und Eitelkeit, Gefallsucht, Ehrgeiz ungestümer werden; da mancherlei Begierden und Triebe erwachen, die man als Kind nicht kannte: in diesem Lebensalter tödtet oft eine einzige Unbesonnenheit die Lust des ganzen Lebens, und ein einziger Tag verfinstert mit seinem Unglück die Heiterkeit eines ganzen Jahres. — — Wer weiß es nicht? — Heil Dem, der es noch nicht weiß.

In dieser Zeit kündigt sich ein größeres Bemühen für eigene Zierlichkeit und Schönheit an. Man wünscht durch seine Gestalt das Wohlgefallen Jedermanns zu erregen. Man schmeichelt sich zuweilen, die Huld und Blicke Aller zu fesseln; zuweilen verzweifelt man, irgend einer Person gefallen zu können. Man geräth darüber bald in angenehme, bald in unangenehme Unruhe. Man sucht sich gern in Haltung und äußerem Wesen denjenigen Personen ähnlich zu machen, die durch ihr Benehmen, wenn auch nur ein vorübergehendes, Gefallen erweckten. Man wird aufmerksamer auf den Beifall oder das Mißfallen von Personen des anderen Geschlechts. Es ist uns nicht mehr ganz gleichgültig, ob wir denselben liebenswürdig dünken, oder gleichgültig sind. Ein verachtendes Urtheil derselben ist für uns demüthigender, als sonst.

Unter diesen wechselnden Empfindungen erwachen bald andere Wünsche. Man will nicht nur mit Wohlgefallen, man will mit Bewunderung gesehen werden. Bald ist uns Beifall und Schmeichelei Aller nicht mehr genügend. Es wird in unserer Brust eine Sehnsucht laut, unter Tausenden, die wir kennen, nur einer einzigen Person als der Theuerste zu gelten; nur einer, die unserem Blick am meisten auf sich zog, — nur einer, zu der wir uns unwillkürlich hingeneigt fühlen, — nur einer, von der wir ausschließlich und mit Innigkeit geliebt zu sein wünschen, wie wir sie selbst lieben. Hier ist ein Augenblick, der unseren inneren Frieden, unser bisheriges Glück, unsere Harmlosigkeit auf lange Zeit zu vergiften droht, wenn

man nicht auf der Hut ist. Heil Dem, der noch Besonnenheit genug hat, sich im ersten Augenblick der aufwachenden und süßen stürmischen Neigung so weit zu ermannen, daß er beschließt, sich ihr nicht blindlings hinzugeben, sondern stets Herr seiner selbst bleiben zu wollen. Wer dies will und noch kann, ist schon halb gerettet. Wer, sich selbst vergessend, dem dunklen und gefährlichen Hang sich überläßt, wird es mit namenlosen Schmerzen und mit tausend Thränen büßen.

In einem solchen Augenblick hängt unser Glück nicht von der Gegenliebe derjenigen Person, an welche sich die Neigungen unserer Seele wenden, ab, sondern davon, ob wir uns frei erhalten und Meister unserer selbst bleiben können; ob wir uns in einem wilden, betäubenden Rausch verlieren, oder über unsere Handlungen, über unser wahres Wohl und Wehe auch ferner noch mit edler Nüchternheit richten und entscheiden wollen.

Nein, nicht von der Gegenliebe der von uns geliebten Person hängt unsere Ruhe, unser künftiges Glück ab, obwohl es uns in gewissen Augenblicken so scheinen mag. Denn entweder betrügen wir uns in der Hoffnung: die geliebte Person findet unsere Zuneigung beleidigend oder lächerlich; oder sie hat sich mit ihren Neigungen schon heimlich einem anderen Gegenstande zugesagt: dann stehen wir mit unseren durch eigene Thorheit erzeugten Schmerzen einsam; — oder unsere Liebe wird mit Gegenliebe vergolten, und wir haben damit die Aussicht auf noch größere Uebel gewonnen; auf Uebel, die sich in finsteren Ahnungen vor uns hinstellen, sobald wir uns nur selbst fragen: „Was soll am Ende daraus werden?" Vielleicht ist das, was wir gern für Gegenliebe halten, nur Begierde, zu gefallen, nur geschmeichelte und dankbare Eitelkeit, nur ein Anfall von Eroberungssucht, nur eine vorübergehende Aufwallung von Sinnlichkeit; dann sind wir abermals der schmerzlich betrogene Theil. Oder jene Erwiderung unserer Zuneigung wäre aufrichtig; aber wir sehen ihr Ende voraus,

weil Hindernisse eine lebenslängliche Verbindung mit der geliebten Person so gut als unmöglich machen. Was bleibt uns dann? — Oder dieselbe ändert, wie jeder Sterbliche, mit der Zeit und unter wechselnden Umständen ihre Neigung, und findet, trotz ihren Versicherungen ewiger Treue, endlich einen liebenswürdigeren Gegenstand, zu dem sie sich unwillkürlich hingezogen fühlt. Was bleibt uns dann? — Oder wir selbst — wer kann das Gegentheil voraus wissen — haben uns in dem, was wir in uns für wahre Liebe hielten, und was nur ein flüchtiges Aufbrausen unserer jugendlichen Gefühle war, betrogen; genesen früher oder später von der Täuschung, unser Herz schlägt für einen würdigeren Gegenstand: was bleibt uns dann, als die ewig kränkende Erinnerung, leichtsinniger Weise oder übereilt ein fremdes Herz gebrochen, seinen Frieden zerrissen zu haben?

Nein, wahrlich, von der Gegenliebe einer geliebten Person hängt keineswegs unsere Glückseligkeit ab, sondern davon, daß wir im Sturm aller Gefühle mächtig über uns selbst bleiben, um frei über den Gang unserer Neigungen zu herrschen und mit ruhiger Vernunft über unsere Handlungen zu richten.

Es ist freilich unmöglich, eine Person, welche uns liebenswürdig zu sein scheint, nicht auch liebenswürdig finden zu wollen. Es ist freilich unmöglich, eine Person, die für uns mit bezaubernder Anmuth begabt und geschmückt ist, gleichgültig anzusehen. Sind uns aber Frieden, Glück und Ehre unseres Lebens theuer, so muß unser Wohlgefallen an Jemand nie in betäubende Leidenschaft, in einen schwärmerischen Wahnsinn ausarten.

Jede Leidenschaft ist sozusagen ein Zustand der zeitweise eintretenden Vernunftlosigkeit, da man denkt und thut, nicht was man will, sondern was die vorherrschende sinnliche Begierde, was das Ungestüme eines zur Uebermacht gewachsenen Gefühls unwillkürlich zu denken und zu thun zwingt.—Wer aber handelt unter solchen Umständen vorsichtig und weislich? Wer

sieht dann, was ehrbar, anständig, tugendhaft, christlich ist? Wem wird man zutrauen, daß er im Rausche fähig sei, sein Glück zu sehen und zu bereiten?

Darum: „Behüte dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus gehet das Leben."

Du kannst es, denn die leidenschaftliche Liebe ist keineswegs Werk eines Augenblicks, sondern sie wird absichtlich und mit unbesonnenem Leichtsinn erst nach und nach entwickelt und gepflegt, bis die erste Empfindung des Gefallens an einer Person zu einer Art von Raserei ausartet.

Oft, ja meistens ist der Ursprung der leidenschaftlichen Liebe ein bloßes Gefallen an Gestalt und Wesen einer Person, und dann der sich damit nachher verbindende Wunsch, auch der Glaube, ihr nicht gleichgültig zu sein, oder gar von ihr geliebt zu werden. Zu diesem Glauben verleitet oft der zufälligste Wink und Umstand. Nicht selten künstelt man sich sogar, um sein Herz mit angenehmen Gefühlen beschäftigen, oder um der müßigen Phantasie ein Spiel zu geben, oder nur um seiner Eitelkeit wohlzuthun, aus dem allgemeinen Wohlgefallen in ein Liebeln hinein. Nicht selten schmachtet Der schon nach Gegenliebe, der selbst von keiner reinen und wahren Zuneigung beseelt ist. Wehe dem unbewachten Herzen, das sich so seinen Frieden hinwegtändeln läßt, um später unter schmerzvoller Reue ein Spott Anderer zu werden. „Behüte dein Herz mit allem Fleiß!"

Zu den überspannten, schwärmerischen Neigungen tragen die Reizbarkeit des Gefühls und eine heftige Einbildungskraft viel bei. Je empfindlicher, lebhafter, Alles mit Begeisterung erfassender man sich weiß, je mehr man die Lebhaftigkeit seiner Phantasie kennt, um so mehr muß man, will man nicht sein harmloses Lebensglück verscherzen, Alles meiden, was das Wohlgefallen an einer Person zu einer unruhigen, betäubenden Sehnsucht nach ihr verwandeln kann.

Der Umgang mit Personen des anderen Geschlechts, ein

gegenseitiges Wohlwollen, selbst das ruhige Anerkennen dessen, was an Einer oder der Anderen liebenswürdig erscheint, ist so lange für unsere Ruhe, Ehre und künftige Freiheit gefahrlos, als nicht eine einzige in uns alle übrigen verdunkelt. Selbst die stille, ehrerbietige und unschuldige Zuneigung für eine liebenswürdige Person des anderen Geschlechts, so lange wir dabei nicht unsere Besonnenheit einbüßen, so lange wir, wenn wir von ihr getrennt sind, darum keine Verminderung unseres Seelenfriedens empfinden — eine solche Zuneigung kann selbst viel zu unserer Veredlung und Besserung beitragen. Wen wir hochachten, dessen Hochachtung wird uns theuer sein. Wir werden uns durch diese um Entfaltung jeder Tugend, deren wir fähig sind, bemühen. Wir werden in allen unseren Verhältnissen suchen, ehrwürdig dazustehen, als die Besten zu gelten. Die Liebe wird uns von geheimen Fehlern, von übeln Gewohnheiten reinigen. Sie wird unser ganzes Wesen läutern und verklären.

Soll dies aber die Frucht unserer Hochachtung für irgend eine Person des andern Geschlechts sein, so müssen wir auch nur Umgang mit solchen Personen wählen, die uns wahrhafte Hochachtung, nicht blos gemeine, sinnliche Zuneigung einflößen können. Wir müssen uns der geliebten Person, eben darum, weil wir sie hochachten und ihre Achtung verdienen wollen, nicht vertraulicher nähern, als es unsere Verhältnisse, unsere Aussichten in die Zukunft gestatten. Jede nähere und zärtlichere Vertraulichkeit ist verbrecherisch und ehrlos, sobald wir sie wagen und erlauben, ehe ernsthaft an eine Verbindung zu denken ist; oder wenn Hindernisse den Gedanken an eine Verehelichung unmöglich machen, oder in eine ferne, unzuverlässige Zukunft hinausrücken.

Der Jüngling, welcher einer Jungfrau, ohne Absicht, Aussicht und Hoffnung, sie zu ehelichen, Gegenliebe zumuthet, und zu ihr von seiner Liebe zu reden wagt, ist entweder ein unbesonnener Knabe, des Spottes eines tugend-

haften Frauenzimmers werth; oder er ist ein Bösewicht, der mit Verführungsanschlägen umgeht, die er mit dem Namen der Freundschaft und Liebe zu beschönigen die freche Schlauheit hat. — Das Mädchen, welches solche Erklärungen irgend eines Mannes ohne Unwillen anzuhören schwach und leichtsinnig genug ist, oder wohl gar zu denselben durch sein eigenes Betragen Muth gemacht hat, kann im Gemüthe des verständigen Jünglings und des tugendhaften Mannes nur eine heimliche Verachtung erzeugen. — Das Geständniß einer Liebe, deren Zweck und Heiligung nicht Vermählung beider Personen sein kann, ist der Anfang vom Tode dieser Liebe selbst. Denn im Geständniß schon stirbt die Hochachtung, ohne welche keine wahre Liebe möglich ist; in der unerlaubten, lichtscheuen Vertraulichkeit verschwindet das Geistige und Schöne der verklärenden Empfindung, und an die Stelle desselben tritt rohes, thierisches Gelüst der Sinne und endet nicht selten in Verzweiflung, Schmach und Herzeleid.

Nicht immer wirst du dich des besonderen Wohlgefallens an einer Person anderen Geschlechts, oder einer zärtlicheren Neigung erwehren können. Zufälligkeiten des Umgangs und der Verhältnisse können dich mit derselben zusammenführen. Aber bewahre die Freiheit deines Herzens, um nicht einer thörichten, lebenzerstörenden Selbstverblendung und Leidenschaft zum Raube zu werden. Du bist in Gefahr, sobald du außer der Nähe dieser Person nicht mehr, wie sonst, glücklich bist; sobald der Gedanke an sie dich unablässig verfolgt; sobald unter dieser Neigung alle anderen edlen Neigungen in dir schwächer zu werden beginnen. Das ist schon Anfang der Leidenschaft. Bedenke das Ende! Willst du ihren herzzerreißenden Ausgang nicht erleben, so nähre sie nicht! Nur durch die Nahrung, welche du der Leidenschaft reichst, wird sie zu deinem Verderben erwachsen und stärker werden, bis du von ihr überwältigt und verzehrt wirst. Tändle mit keinen Gefühlen, die

bald so gewaltig sein können, daß du und dein Glück und deine Ehre ihr Tand sind!

Kannst du, weil es die Umstände nicht erlauben, die Person und ihren Umgang nicht gänzlich meiden, welche die Ruhe deines Gemüths mit Gefahr bedroht, ohne es vielleicht zu wissen und zu wollen, so suche ihren Umgang wenigstens nicht geflissentlich. Entferne dich, so viel es Wohlanständigkeit immer gestattet; meide die Unterhaltungen mit derselben, wo nicht Zeugen sind, oder wo du nicht in heiterster Stimmung über alltägliche Dinge reden könntest. Suche dein Gemüth zu einer anständigen Gleichgültigkeit gegen sie zu zwingen. Diese anfangs in dir erkünstelte Gleichgültigkeit, je anhaltender du sie festhältst, wird allmälig zur Gewohnheit, zur Wahrheit in dir werden, und du wirst deine Freiheit, deine Ruhe, deine Ehre, deine Pflicht gegen dich, gegen die geliebte Person, gegen deine und ihre Eltern und Verwandten, gegen Gott gerettet sehen — wirst deiner selbst würdig, Besieger deiner selbst, Herr deiner Leidenschaften, des göttlichen und menschlichen Beifalls würdig sein.

Gefahren der Wollust.

„Keusche Gemüther sind irdische Engel."

Wenn die Sünde mit ihrer Lastermiene frech an den Menschen herantritt und keine Aufnahme findet, so nimmt sie die schmeichelhafte Gestalt der Freundschaft an, hüllt sich in das Gewand der Freude, hängt sich an unsere schönsten Gefühle und vergiftet die Seele durch den Körper. So ist es mit dem Laster der Wollust. Und wie verbreitet ist dasselbe! Herrscht es nicht in Hütten wie in Palästen? Ist nicht oft der Richter, welcher den Stab über

das unglückliche Opfer der Wollust bricht, schuldiger als dieses selbst? Vergiftet der Hauch der Wollust nicht schon oft den ahnungslosen Sinn der Jugend und tödtet die Blüthen der Unschuld?

Leichtsinn und Irreligiosität wandeln jederzeit vor der Wollust her und bahnen ihr die Straße. Scherze und thierische Freuden umgaukeln die Sünde, damit ihre scheußliche Gestalt verhüllt werde, die vorne als eine reizende Schönheit, hinten als moderndes Gerippe erscheint. Ihr nach folgt die hohläugige Verzweiflung, die bleiche Reue, die Eifersucht mit dem Dolche in ihrem eigenen Herzen, der beflügelte Tod und das Heer ekelhafter Krankheiten in schauerlichem Gedränge.

Woher denn die Schaar unzähliger gräßlicher Seuchen und Fieber, die der keuscheren Vorwelt fremd waren, und jetzt die Gräber mit tausend allzufrühen Opfern füllen? Die Ueppigkeit sandte sie uns. Woher das geheime Elend in tausend Herzen, deren verlorenes Glück keine Tonnen Goldes zurückkaufen? Leichtsinn und Verführung brachten es. Woher denn die Erschlaffung und der Verfall großer Nationen, die einst herrlich blühten? Leichtsinn und Wollust entnervten viele ihrer Häupter, ihrer Diener, ihrer Vertheidiger, ihrer Lehrer. Von jeher brachten Weichlichkeit und üppiges Leben den Untergang der Staaten herbei. Nicht Sodom und Gomorra allein fielen durch die Verdorbenheit ihrer Sitten. Umsonst warnte die Stimme der Wahrheit, umsonst warnte die Vernunft und traurige Erfahrung die menschlichen Herzen; umsonst tönte der eherne Mund der Weltgeschichte an das Ohr der Herrscher und Beherrschten, sie waren verloren, zum Falle reif, und ihr Tag kam.

Am beweinenswürdigsten ist die Jugend, welche sich oft frühe schon dem Laster der Wollust in die Arme wirft. Wenn Engel weinen könnten, ihre Thränen würden um diese Opfer der Sünde am häufigsten fließen. Wie früh wird da oft schon die Röthe der Schamhaftigkeit vom Hauche der Luft hinweg-

geblasen! Gewissensbisse und Reue sind im Gefolge jeder verbotenen Handlung, und verboten ist, was man nicht öffentlich einzugestehen wagt. Die Wollust aber, mit welcher sich die Jugend befleckt, wird noch von gräßlicheren Uebeln bestraft. Frühe Entkräftung, frühes Verblühen und Abwelken, unvermeidliche Stunden der Schwermuth, die mit dem Hang zum Selbstmord enden, folgen dem jungen Sünder.

Wenn er mit bleichgelben Wangen, mit erloschenem Blick dasteht, neben dem frommen, blühenden, keuschen Jüngling, neben der sittsamen, schuldlosen Tochter; wie muß ihn dieser Anblick beugen! Das Laster hat sich, ihn verhöhnend, an seine Stirn geschrieben; es verkündet sich aus seiner Haltung. Er wagt es nicht, dem Tugendhaften frei und heiter ins Auge zu sehen, und fürchtet in Jedem, der ihn betrachtet, einem Entdecker seiner Schande zu begegnen.

Beklagenswerther, dem etwa diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, dessen schuldbewußtes Herz lauter pocht: ermanne dich mit Gottes Hülfe und rette mit einem entschiedenen Muthe die Neige deiner Kraft und deines Lebens! Rette dich vor dir selbst; deine Unschuld ist verloren, nicht aber deine Hoffnung. Du hast geirrt, sündige nicht länger; fliehe jeden Anlaß zu neuer Verführung; fliehe und zerstreue dich in Gesellschaft guter Menschen, wenn der Augenblick der Verführung gegen dich andringt. Rühmlich, wie die Unschuld, ist der vollkommene und dauerhafte Sieg, wenn du ihn erringst.

Ihr aber, ihr noch unschuldigen Seelen, rettet euch vor den Versuchungen der Wollust, da es noch Zeit ist; bewaffnet eure Herzen schon früh gegen die Gewalt der Versuchung und des üppigen Leichtsinns, durch Wachsamkeit, Arbeiten und Beten. Entfernet von euch alle Bilder der Wollust, alle sittenverderbenden Bücher, alle böse leichtsinnige Gesellschaft, alle Unanständigkeit in Worten und Geberden. Ist euch die Keuschheit ein Heiligthum, gebet Allen das Vorbild dieser Tugend.

„Halte deiner Seele Spiegel
Unter jedem Hauche rein,
Göttlicher Gedanken Siegel
Soll auf deiner Stirne sein.

Ob darüber sich auch schaare
Dunkler Masse Wolkengrau,
Oder lächle sanft das klare
Vaterauge himmelblau.

Wenn der Sturm mit Riesenflügeln
Durch das Urgebirge tost,
Oder über Wiesenhügeln
Zephyr mit den Blumen kos't.

Sei's im wirren Weltgetriebe
Drang und Sturm der Meinungen,
Sei's der Wechsel in der Liebe
Lieblichen Erscheinungen.

Bleibe fest, sei nicht im Schlamme
Das bewegte schlanke Rohr,
Hebe dich mit freiem Stamme
Aus dem niedern Wald empor."

Vorzüge des ehelichen Lebens.

Das eheliche Leben bietet nicht mehr Schönheit, aber größere Sicherheit als der ledige Stand; es hat nicht mehr Ruhe, aber weniger Gefahren, mehr Freude und mehr Traurigkeit sind in seinem Gefolge; es gibt mehr Vergnügen und mehr Schmerzen, als die Eheloſigkeit. Die Ehe bringt schwerere Lasten, aber wird auch mehr von Liebe und Lebenskraft unterstützt, und die Lasten werden mehr Liebeslasten. Die Ehe ist die Mutter der Welt, erhält Königreiche und füllt Städte und Kirchen und den Himmel mit Menschen. Im Cölibat lebende Menschen sitzen, wie die Fliege in der Birne, in immerwährender Süßigkeit, aber allein, und

sterben in der Einsamkeit. Aber das eheliche Leben, wie die nützliche Biene, baut Häuser, sammelt Honig von jeder Blume, arbeitet und vereinigt in Gemeinschaften und Reiche, bevölkert und beglückt die Erde und erhöht das gegenseitige Wohlergehen.

Suchst du Glück, so heirathe; willst du gesund bleiben, heirathe. Eine gute Frau ist des Himmels beste Gabe für den Mann; sie ist sein Engel der Barmherzigkeit; die Quelle vieler Tugenden, köstlicher als Perlen und Edelsteine.

Die Ehe ist das heiligste und engste Bündniß, welches Menschen auf Erden schließen können — aber in ihr liegt auch die edelste Versüßung des Lebens. Hier bewirken Liebe und gegenseitige Zuneigung, oder auch Gewohnheit das innigste Vertrauen, die bleibendste Anhänglichkeit. Leicht sind andere Bündnisse gebrochen, selbst die zärtlichsten der Freundschaft, wenn Freunde durch Zeit und Raum, oder durch bloße Verschiedenheit der Meinungen getrennt werden. Aber die Ehe ist ein gewaltiges Band, durch die Natur, durch die Anwesenheit gemeinschaftlicher Kinder, durch die bürgerlichen Gesetze gestärkt. Schon das Sprichwort sagt: „Freunde in der Noth sind selten." Aber Ehegatten gehören einander in der Noth, wie am Tage des Glückes; jedes Gewitter des Lebens, jeder Sonnenstrahl der Freude trifft beide. Wenn aller anderen Menschen Hülfe und Mitleiden flieht, in der Ehe allein ist gegenseitiger bleibender Beistand. Die Noth des Einen wird die Noth des Anderen. Eben dies verkettet zwei gute Herzen enger. Darum „ist es nicht gut, daß der Mensch allein sei."

Hülfe und Beistand in der Noth ist also der erste Gewinn des ehelichen Lebens; Trost in Trübsal, Rath in Verzweiflung, Pflege in Krankheiten, Theilnahme am Sterbebette. Ach, der einsame Mensch, sich selbst überlassen, ohne ein liebevolles Wesen, das sich an ihn schließt: wie beklagenswürdig steht er in seiner Verlassenheit da! Wer erbarmt sich seiner mit der heißen Gattenliebe? Wer schätzt ihn noch, wenn er von

Anderen verkannt wird? Wer sucht ihm noch Aufheiterung zu geben, wenn sich die Welt gegen ihn verschwört? Wer wacht sorgsam an seinem Krankenlager aus Liebe, wenn ihn Niemand liebt, und nur um seines Geldes willen oder aus allgemeinem Mitleid Abwärter ihn pflegen? Wer weint an seinem Sterbelager, an seinem Grabe? Ach, Niemand gehört ihm, und er gehört Keinem an. Er ist unter Blutsverwandten oft wie ein halber Fremdling, unter Menschen wie ein Einsiedler.

Groß sind die Mühseligkeiten des Lebens. Aber die Arbeit und Beschwerde wird durch das eheliche Leben leichter. Da weiß man ja, für wen man arbeitet und sorget. Da achtet man den Schweißtropfen weniger, der, von des Tages Last und Hitze erpreßt, von den Schläfen rinnt. Er fließt zur Freude, zur Erhaltung eines geliebten Herzens. Man lebt in sich und lebt in dem Anderen zugleich. Es ist gleichsam ein doppeltes Leben. Der Kummer vertheilt sich, das Vergnügen wird zahlreicher.

Die Ehe eröffnet neuen Lebensgenuß. Sie fesselt uns inniger an die Menschheit und ihr Glück, unauflöslicher an das Vaterland und dessen Wohlfahrt. Alles wird bedeutungsvoller. Das ganze Leben gewinnt neue Beziehungen. Die Seligkeit erhöht sich, das Leben vervielfältigt sich noch mehr, wenn die Ehegatten in ihren Kindern gleichsam ein neues Leben anfangen. Nun wird es wie eine neue Welt. Nun ziehen sich Erde und Himmel und was die Menschheit Heiliges, Schönes, Rührendes hat, enger um das verbundene Elternpaar zusammen. Nun werden die Begeisterungen eines Vater- und Mutterherzens, nun jene Wonnen wach, die dem Ehelosen unbeschreibbar sind, weil er sie nie empfunden hat. Wer kann auch Empfindungen beschreiben? Wer kann sagen, wie ihm war, als die erste Thräne des Entzückens aus seinem Auge blitzte, und tiefe Freude, gleich einer himmlischen Wehmuth sein Herz beengte?

Die Ehe aber vergrößert nicht nur auf diese Weise das

Lebensglück, sondern auch dadurch, daß sie den Menschen wirklich frömmer und besser zu sein nöthigt. Denn er macht durch seine Fehltritte nicht mehr sich allein, sondern auch das Herz unglücklich, welches sich ihm ergeben hat. Der eheloſe Verbrecher ist verabscheut, der verehelichte ein Ungeheuer. Er reißt Gattin und Kinder mit sich in den Abgrund. Die Vermählten werden gegenseitig von einander näher beobachtet. Keiner von ihnen kann leicht im Geheimen Unrecht thun, ohne vom Anderen bemerkt, gewarnt, getadelt zu werden. Diese verborgene Aufsicht, dieses unvermeidliche Beobachtetsein im engvertrauten Beisammenleben verhütet manche Entartung und Verwilderung der Sitten, die wohl außerdem leicht möglich gewesen sein würde. So befördert das eheliche Leben, indem es die wilden Begierden mildert, der Tugenden leichtere Herrschaft fördert und baut einen Himmel schon auf Erden.

Doch, leider, nicht jede Ehe! Wie manche brachte Verderben und lebenslängliches Elend Denen, welche zu diesem Bündniß aus Leichtsinn oder Zwang, mit Widerwillen, oder blos des Geldes wegen, aus leidenschaftlicher blinder Zuneigung, die an Anderen alle Fehler übersieht, oder aus Hochmuth und kalter Berechnung sich die Hand am Altare reichten.

Es werde nun aber der ehrwürdige Ehebund aus Liebe oder aus Leichtsinn geschlossen: ist er einmal geschlossen, auch dann steht es noch in der Wahl der Vermählten, ob sie sich einen Himmel oder eine lebenslängliche Hölle bereiten wollen. Der Schritt ist gethan. Ein furchtbar entscheidender Schritt für die Ruhe des ganzen Lebens.

Gewöhnlich ist der Ton, welchen Neuvermählte schon im ersten Jahre gegen einander annehmen, von unausbleiblich wichtigen Folgen. Das Glück, die Zufriedenheit und Stille des häuslichen Lebens hängt natürlich nur von ihrem gegenseitigen Betragen ab. Wie man dieses in den ersten Wochen und Monaten anfängt, wird es allmälig wie ein Grundsatz herrschend, endlich zur unauflöslichen Gewohnheit. Schwer

kommt man wieder davon zurück. Darum gebietet die einfachste Lebensklugheit, strenger als je, in den ersten Zeiten der ehelichen Verbindung auf die Art zu achten, mit welcher man sich begegnet. Denn auf welche Art Neuvermählte auch zusammengetreten sein mögen, und hätten sie vorher auch Jahre lang schon einander gekannt, nie kennen sie sich so, nie sind sie einander so erschienen, wie sie im engsten, vertraulichsten, täglichen Beisammenwohnen einander kennen lernen und erscheinen. Hier erst stehen ihre Denkarten ungeschmückt vor dem Blick des Anderen; hier erst erfahren sie stündlich in hundert Kleinigkeiten, die sie berühren, die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit ihrer Meinungen, Gefühle und Neigungen; hier erst entfalten sich zwischen ihnen allerlei Widersprüche und Abweichungen, die sie nicht erwartet hätten. Daher dann oft nachher die Klage des Einen über das Andere, man habe sich vor der Verehelichung verstellt, man sei getäuscht worden.

Aus dieser Ursache ist's nicht ungewöhnlich, daß selbst unter guten Menschen, selbst unter solchen, deren Bündniß die Hand der Liebe knüpfte, die ersten Jahre der Ehe nicht so reinglücklich sind, als die nachfolgenden, wo man die gegenseitigen Gemüthsarten einander mehr anpaßte, oder, wie man zu sagen pflegt, sich einander besser verstehen lernte.

Doch welcher Widerspruch sich auch jemals erheben möchte, alle daraus erwachsende Gefahr wird im ersten Keime erstickt, wenn Neuverehelichte sich das unverbrüchliche Wort geben, nie einander böse zu werden, auch nicht verstellter Weise zu zürnen. Besser ist es, ein Unrecht dulden als begehen, oder ihm schwerere Folgen zu geben als es verdient. Kleine Zänkereien, leichte, doch ungefällige Neckereien mindern endlich immer das gegenseitige Zutrauen, erkalten unmerklich die vorhandene Liebe und ziehen noch größere Entzweiungen nach sich.

Wo zwei Menschen sich für Lebenszeit zugeschworen haben, darf kein Eigensinn, kein Zwist, keine Herrschsucht stattfinden;

nur Einheit des Sinnes, Einheit des Willens, Nachgiebigkeit von beiden Seiten. Um der Gemüthseinheit im ehelichen Leben die höchste Vollkommenheit zu geben, sei der Neuvermählten unverbrüchlicher Grundsatz, nie vor einander in ihren Angelegenheiten ein Geheimniß zu haben. Die Frau wisse, was in des Mannes Brust vorgeht; der Mann sehe klar durch die Gedanken und Empfindungen der Gattin, wie durch seine eigenen. So lebt Eines im Anderen. So werden zwei Seelen eine Seele. Wehe, wer vor dem Anderen Geheimnisse hält! Diese haben schon oft, selbst wenn sie aus Liebe, aus zärtlicher Schonung des Anderen nicht mitgetheilt wurden, den ersten Grund zu den schauderhaftesten Mißverständnissen gelegt. Lieber offenbare sich Eines dem Anderen, sollte auch das Entdecken dessen, was man gerne verhehlen möchte, dem Anderen im ersten Augenblick unlieb sein. Mittheilung hindert größere Uebel, und versüßt selbst das Bittere, mildert selbst die Schuld und macht wenigstens das Allergefährlichste in einer Familie unmöglich, daß Fremde sich zwischen Gatten stellen. Was Beider Geheimniß und Anliegen ist, werde nie Sache und Mitwissenschaft eines Dritten. In dieser Hinsicht sollen selbst Vater und Mutter wie Fremdlinge dastehen, die in das Heiligthum ehelicher Vertrautheit einzudringen kein Recht haben. Die Ruhe des Lebens, der Friede des Hauses entflieht, wo Gatten sich einander nicht selbst genug und nicht Alles sind, wo eine andere Person sich zwischen sie drängt.

Kein Geheimniß zwischen den Gatten! Man weiß nicht, wozu der den Anderen berechtigt, welcher sich erlaubt, ihm etwas zu verbergen. Wo Einer in seinem Herzen verhehlt, was der Andere nicht wissen darf, da ist nicht Einheit mehr, da ist schon eine Trennung und Fremdheit. Auch im Scherz soll man sich davor hüten; auch im Scherz nicht über einem Abgrunde tändeln, dessen Tiefe ja Niemand kennt.

Wo gegenseitige Offenheit, innige Vertrautheit besteht, da wird, da muß Liebe mit jedem Jahre wachsen, da wird, da

muß Jeder auf eigene Reinheit bedacht sein. Reinheit vermehrt die gegenseitige Hochachtung, und diese Hochachtung ist die Quelle neuer Liebe.

Aus dem ehelichen Tagebuche.

„Was zusammen paßt, findet sich zusammen, sagt der Volksmund," doch könnte oft, was sich zusammen findet, besser passen. Jedenfalls aber ist es ein mißliches Ding, wenn Eltern die Neigung zweier Liebenden zu controliren versuchen. Das sind Sachen, welche nicht mit der Elle der Verhältnisse gemessen, noch auch immer auf der Wage des nüchternen Verstandes abgewogen werden. Wenn sich aber Zwei zusammen finden, so sollte man nie aus Nebenursachen ein Hinderniß zu schmieden suchen. Wenn Liebe und Tugend vorhanden sind, das sind die Hauptbedingungen.

Sir Walter Farquahar kam eines Tages ziemlich aufgeregt zu dem Premier Pitt. Dieser erkundigte sich nach der Ursache seiner Aufregung, und Sir Walter antwortete ihm: „Die Wahrheit zu sagen, ich bin sehr ungehalten über meine Tochter; dieselbe hat sich verleiten lassen, ein Verhältniß mit einem Herrn anzuknüpfen, welcher mit Rücksicht auf seinen Rang und sein Vermögen niemals erwarten sollte, mein Schwiegersohn zu werden."

„Nun, nun," entgegnete der Minister, „erlauben Sie mir ein Wort zu Gunsten des jungen Mannes zu reden. Ist derselbe wohl von achtungswerther Familie?"

„Das ist er nun wohl," versetzte Sir Walter.

„Ist er selbst in Bildung und Umgang ein Gentleman?" fragte Pitt weiter.

„Auch dieses kann ich nicht in Abrede stellen," war die Antwort.

„Dann, mein lieber Sir Walter, zögern Sie nicht länger. Ihnen sind ja die Trugbilder des Lebens nicht unbekannt. Lassen Sie Ihre Tochter ihrer eigenen Neigung folgen, indem dieselbe, wie es scheint, rein und tugendsam ist. Sie haben mehr Gelegenheit gehabt, als ich, die Kraft und den Werth der Liebe kennen zu lernen und sollten derselben nicht unnöthigerweise in den Weg treten. Lassen Sie die Vereinigung stattfinden, und ich will gerne die Verantwortlichkeit tragen, dieselbe empfohlen zu haben."

Derjenige, welcher einen guten Gatten für seine Tochter findet, hat einen Sohn gewonnen; wer aber in diesem Punkte betrogen wird, der hat eine Tochter verloren.

Es mag nicht ohne Interesse sein, hier einige allgemein bekannte Persönlichkeiten aufzuführen und zu sehen, zu wem dieselben „ihren Hals in das Joch der Ehe beugten." Wir werden dabei sehen, daß die „großen Männer" eben so verschiedenen Geschmack haben, als auch andere gewöhnliche Menschenkinder, und im Punkte der Wahl ihrer Lebensgefährtinnen vielleicht größere Irrthümer machen als jene. Wen heirathen also große Männer? Natürlich Frauen. Aber welche? Robert Burns heirathete die Tochter eines Landmannes, welche er kennen und lieben lernte, während beide miteinander auf dem Felde arbeiteten. Milton suchte und fand die Gunst der Tochter eines „Friedensrichters vom Lande," lebte aber nur kurze Zeit mit derselben. Er war ein ernster, literarischer Einsiedler, sie aber ein robustes, lebenslustiges Mädchen, welches die ihm zugemuthete Eingezogenheit nicht ertragen konnte. So trennten sich die Gatten bald. Später jedoch kehrte sie zu Milton zurück, und beide lebten ziemlich friedlich beisammen. Shakespeare führte ein Bauernmädchen als Gattin heim, welches die Pflichten einer Gattin in jeder Beziehung treulich erfüllte — mehr als von ihrem

Gatten mit Wahrheit gesagt werden könnte. Byron heirathete Miß Millbank, um Geld zur Bezahlung seiner Schulden zu bekommen. Böse Zungen haben schon gewitzelt, er habe, als er das Vermögen heirathete, Miß Millbank mit in den Kauf nehmen müssen. Benjamin Franklin hatte das Vergnügen, das Mädchen, welches ihn einstmals ausgelacht hatte, als er mit einem Laib Brod unter dem Arm durch die Straßen von Philadelphia ging, als seine Gattin heimzuführen. Sie hat nie Ursache gehabt, ihre Handlungsweise zu bereuen (wir meinen das Heirathen, nicht das Lachen). Washington legte sein Herz einer Wittwe mit zwei Kindern zu Füßen. Es genügt von ihr zu sagen, daß sie ihre hohe Stellung gut ausfüllte, und daß beide so mit einander lebten, wie es guten Eheleuten geziemt: im vollkommensten Einverständniß und innigsten Frieden. John Adams heirathete die Tochter eines Predigers von der Presbyterianerkirche. Ihr Vater machte freilich mancherlei Einwendungen, weil er wohl auch dem Glauben huldigte: „Juristen sind schlechte Christen." Thomas Jefferson gewann das Herz einer kinderlosen Wittwe, welche ihm aber ein bedeutendes Vermögen zubrachte. Nachdem die Trauung vollzogen war, setzte sie sich hinter ihrem Gatten aufs Pferd, und so ritt man der neuen Heimath zu. Es war schon spät, als beide ihre Wohnung erreichten, und kein Feuer im Kamin. Aber der große Staatsmann hatte nicht allein das Zeug, eine Constitution für sein Vaterland zu schreiben, sondern konnte auch Feuer anmachen. Und während er auf dem kalten Herd die Flamme entfachte, griff die junge Gattin zum Besen und setzte die Stube in Ordnung. Es ist überflüssig, zu sagen, daß beide glücklich miteinander lebten, obwohl es Jefferson in Folge seiner Liberalität nie zu großen Reichthümern gebracht hat. John Howard, der große Menschenfreund, heirathete seine Pflegerin. Obwohl sie bedeutend älter war, als er, und auch in socialer und geistiger Hinsicht weit unter ihm stand, so wollte er sich doch mit seinem Heiraths-

gesuch nicht abweisen lassen; endlich gab sie gerührt ihre Einwilligung, sie wurden ein Paar und lebten glücklich beisammen bis zu ihrem Tode, welcher zwei Jahre später erfolgte. Peter der Große von Rußland verliebte sich in ein Bauernmädchen, und wurde aus demselben nicht nur eine tüchtige Hausfrau, sondern auch eine weise Kaiserin. Humboldt heirathete ein armes Mädchen, weil — er dasselbe liebte. Daß ihre Ehe glücklich war, braucht kaum erwähnt zu werden. Es ist bekannt, daß Luther eine Nonne heirathete und mit derselben ein glückliches und musterhaftes Familienleben führte.

Wenn man nun diese großen Männer fragen würde, welches das passendste Alter sei, um zu heirathen, so würde man vielleicht eben so verschiedene Antworten erhalten, als man Personen fragen würde. Dies ließe sich wenigstens nach der Zeit ihrer Verehelichung schließen. Adam heirathete z. E., als er noch sehr jung war. Shakespeare im Alter von 18 Jahren. Franklin war sechs Jahre älter, also 24; Dante, Kepler, Fuller, Scott im Alter von 26 Jahren; Tycho, Brahe, Byron, Washington und Bonaparte als sie 27 Jahre alt waren; Penn war 28, Linne und Nelson 29, Burns 30, Chaucer, Hogarth und Peel 32, Wellington 37, Wilberforce 38, Luther 42, Addison 44, Wesley 47, Swift 49, Buffon 55 und der alte Parr 120 Jahre, als er zum letzten Male sein Ja vor dem Traualtare aussprach. Es ist wohl nicht rathsam, zu früh und ebenso wenig zu spät zu heirathen, doch kommt es gewiß noch mehr auf das Wie, Warum und Wen an, als auf das Wann.

Fingerzeige.

Man nennt das eheliche Leben „die Schule aller Schulen;" in derselben sollte die Frau durch den Mann, der Mann durch die Frau geläutert werden. Wohl ihnen, wenn der Standpunkt erreicht wird, durch welchen ein Geist, ein Streben sie auf immer verbindet. Wohl der Gattin, welche im Besitze eines Mannes ist, der ihr als wirkliche Stütze, als nachahmungswürdiges Beispiel auf dem Lebenswege vorangeht! — Wohl der Gattin, welche durch treue Pflichterfüllung sich der Liebe und Achtung ihres Gatten bis an ihr Lebensende würdig zeigt und Beides im vollsten Maße genießt. Möchte die glückliche Gattin ihr Loos stets zu schätzen wissen und durch Fügsamkeit, liebende Sorgfalt und Pflichttreue unaufhörlich ihren Dank bethätigen!

Kein Leben vergeht ohne Trübsal. In den glücklichsten Verhältnissen gibt es trübe Zeiten, Kreuz und Leid; wo aber wahrer Friede in der Ehe herrscht, wo Mann und Weib im wahren und biblischen Sinne des Wortes eins sind, da wird alles Ungemach leichter ertragen werden. Leider bildet aber die Erziehung der Mädchen und Söhne in neuerer Zeit nicht immer die Grundlage zum häuslichen Glücke.

Kein Hausvater wird seinem Sohne, welcher noch keine genügende Geschäftskenntnisse hat, ein Geschäft übergeben, und doch sehen wir — namentlich in amerikanischen Kreisen — Mütter ihre Töchter sorglos dem Manne und somit ihrem Berufe hinzugeben, sie auf gut Glück hin ihrem Schicksale überlassend. Wie darf man sich wundern, wenn solche junge Frauen, die unbekannt mit dem praktischen Leben und den vielen Lebensbedürfnissen sind, die sie nicht mit den bestehenden pecuniären Verhältnissen in Einklang zu bringen verstehen.

Die wohlunterrichtete Hausfrau dagegen bringt die mannigfachen Vortheile mit in die Ehe, welche geregelte häusliche Einrichtung, verhältnißmäßige Eintheilung, Umsicht, Fleiß und Sparsamkeit zu gewinnen vermögen.

Vor allen Dingen gehört zu einem häuslichen Glück nebst Gottesfurcht: Offenheit und Wahrheit. Die Verheimlichung bestehender untergeordneter Verhältnisse seitens der Männer ist jedenfalls zu mißbilligen. Ueberschätzung der Vermögensverhältnisse führt zu Sorglosigkeit und später zu um so größerer Sorgenlast. Von Anfang an strecke man sich nach der Decke, nur dann kann Alles so eingerichtet werden, daß in einem Punkte der Lebensweise nicht auf Kosten der Anderen gespart zu werden braucht.

Die Ausgaben junger Eheleute werden von Jahr zu Jahr größer, sie müssen daher von vornherein mit den Einnahmen verglichen und beide im richtigen Verhältnisse gehalten werden. Begüterten steht es wohl an, Andere von ihrem Reichthum in einer angemessenen Weise mitgenießen zu lassen. Aus Mangel an Offenheit und Wahrheit entstehen manchmal Schulden, durch diese Zwietracht, Kummer und Noth. Das sollte man wohl bedenken. Durch Offenheit kann Liebe und Frieden gesichert werden und beide, Mann und Weib, stark machen zu ihrem Tagewerk.

Borgen macht Sorgen! Man bezahle deßhalb lieber Alles baar. Wer alles ausgegebene Geld aufzeichnet — um so besser. Er kann dann mit der anderen Ehehälfte überlegen, von welchen Dingen etwa zu viel verbraucht wurde und weisere Einrichtungen für die Zukunft treffen. Die Frau wird dazu gewiß bereit sein, wenn sie sieht, daß auch der Mann rücksichtsvoll überflüssige Ausgaben zu vermeiden sucht.

Das Gesellschaftsleben, welches namentlich für junge Frauen so viel Verlockendes hat, ist ebenfalls eine gefährliche Klippe für das häusliche Glück, und oft werden die zu Gebote stehenden Mittel überschätzt und „übergriffen." Jeder jungen

Frau ist ernstlich anzurathen, ihr Glück, ihr Vermögen im häuslichen Leben zu begründen. Vor Allem lasse sie es sich angelegen sein, den Mann für eine angenehme Häuslichkeit zu gewinnen und zu fesseln. Der Gatte muß das häusliche Glück schaffen helfen; nicht genug Gatte und Vater zu sein, er muß auch jene ehrenhafte Stellung als Haus- und Familienvater damit verbinden. Was könnte einem Familienvater mehr am Herzen liegen, als seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben und nach besten Kräften für deren Fortkommen zu sorgen. Er muß vor allen Dingen Herr seiner selbst sein, er muß durch Nachdenken, Regsamkeit und Fleiß, die Thatkraft des Mannes wach erhalten; hat derselbe etwa nicht das erwünschte Vorbild am eigenen Vater gehabt, so sporne ihn die Flamme auf dem eigenen Herde an zu einem edlen, ehrenvollen Lebenswandel, und bemühe er sich seinem ganzen Hause ein nachahmungswerthes Beispiel zu geben. Es darf ihn nicht von seinem Vorsatze abbringen, wenn seine früheren Genossen ihn necken und auf den Pantoffel hinweisen. Möchten die Männer nur um sich blicken und an den vielen Beispielen erkennen, wie durch „Aushäusigkeit" das eheliche Glück gestört wurde. Der Gatte sollte dem Weibe das Leben und die unzähligen großen und kleinen Pflichten, welche der Beruf als Gattin, Mutter und Hausfrau von demselben fordert, durch wirkliche Liebe und Theilnahme erleichtern.

Das Bekritteln dieser oder jener Sache ist an sich schon nicht schön; unter keinen Umständen aber sollte es in Gegenwart von Kindern oder Dienstboten geschehen; denn dadurch geht die Achtung und Autorität verloren. Auf Letzteres wird im Allgemeinen zu wenig Werth gelegt. Der Beruf der Frauen ist selbst in den glücklichsten Lagen weit schwieriger, als Mancher es sich denkt, denn nach allen Seiten hin werden Ansprüche an sie gestellt. Am schwierigsten ist die Lage der unkundigen Frau. Sie, die Jungfrau, scheidet auf immer aus ihrem heiter-schönen sorglosen Jugendleben, welches ihr so viele unge-

trübte Tage bot. Jetzt kann des Mannes treue Liebe ihres Lebens Mühen erleichtern und sie willig und geschickt machen zu jedem Werk; aber eine junge Frau wird kaum gleich Alles vollkommen ausführen und besorgen können. Vernünftige Männer werden daher von ihren Frauen, die sich bemühen, ihren Pflichten treulich nachzukommen, nicht zu viel verlangen, sondern ihnen liebevolle Rücksicht beweisen, die den Frauen Muth und Kraft gibt und beiderseitiges Glück begründet.

Es möge hier gestattet sein, der jungen Hausfrau noch einige Winke fürs häusliche Leben mitzutheilen. Die Verwöhnungen und Huldigungen im Brautstande können nicht fortbestehen; in der Ehe zeigt sich das Leben, wie es ist, Mann und Frau erscheinen in ihrer eigentlichen Gestalt. Damit sind dann nicht selten Enttäuschungen verbunden. Besonders ist dies bei einem schroffen, aufbrausenden Charakter des Mannes vorauszusetzen, wo es leicht zu beleidigenden Worten führen kann, die um so tiefer kränken dürften, als vordem nur Aufmerksamkeit, zarte Rücksicht und Liebesbezeugungen von ihm ausgingen. Sucht sich die Frau in solchen Augenblicken zu beherrschen und übt eine der schönsten weiblichen Tugenden — die Nachgiebigkeit, so darf sie überzeugt sein, daß der Mann in den meisten Fällen ihre Schonung und Mäßigung zu schätzen weiß und sie nur noch treuer lieben wird.

Nichts möchte vielleicht ungünstiger auf das häusliche Glück einwirken, als wenn die Frau bei unangenehmen Vorfällen sich nicht zu beherrschen sucht. Möchte sie es auch hintennach bereuen, den Mann durch ihre böse Laune geplagt zu haben, möchte es ihr auch derselbe nicht nachtragen; jede böse Laune und das damit verbundene Schmollen aber ist eine Verletzung des guten Verhältnisses, welches dadurch sicherlich nicht befestigt, wohl aber leicht gelockert wird. Kämpft die Frau ernstlich gegen ihre Verstimmungen, sucht sie ihre eigenen Mängel und Schwächen zu überwinden, so wird sie für ihre ganze Umgebung ein Vorbild sein und so auch auf ihren Mann am besten einwir-

ken können. Das Benehmen der Frau darf nie den Ton der Herrschaft annehmen. Der Mehrzahl der Frauen wird es nicht einfallen den Mann beherrschen zu wollen, denn dies entwürdigt die Frauen und verfehlt in den meisten Fällen den Zweck. Der brave Mann wird seinerseits aber auch die Rechte der Frau ehren. Die Männer haben sowohl ihre Eigenheiten als die Frauen. Eine vernünftige Gattin sucht nicht nur das zu vermeiden, wodurch sie Anstoß gibt, sondern sie weiß den Gatten zu nehmen, wie er ist, und wird stets seinen Eigenthümlichkeiten Rechnung tragen.

Fehler des Mannes theile die Gattin Niemand mit, selbst nicht der vertrautesten Freundin. Ob auch Verhältnisse außergewöhnlicher Natur eintreten, so sei sie doch unermüdlich im Vergeben und Vergessen. Vor Allem aber darf kein Berühren einer trüben Vergangenheit, kein Vorwurf des Geschehenen, kein leidenschaftliches Aufdecken schmerzlich durchlebter Zeiten stattfinden. Was auch vorgefallen sein möchte, es muß ruhen für alle Zeiten.

Klippen.

Mit Liebe gehn auf gleichen Wegen
Sie zu des Lebens Ziel hinan;
Gemeinsam theilen sie den Segen,
Den sie aus deiner Hand empfahn.
Und ihr vereinigtes Gebet
Ist's, was zu dir, o Vater, fleht.

Was auch das Leben Bitteres mit sich bringe, und wie hart auch oft das Schicksal des Menschen sei, treue Freundschaft erleichtert ihm endlich jede Bürde und verschönert ihm jedes Verhängniß. Ohne theilnehmenden Freund ist der Schmerz doppelt, den du empfindest und die Freude entzückt dich weniger, wenn du sie einsam genießen sollst, wie ein Verbannter.

Die Ehe ist der heiligste, der schönste und dauerhafteste Bund der Freundschaft, geweiht von den Händen der Religion und der Natur. Hier verbindet sich mit dem Bedürfniß des Herzens zugleich die Nothwendigkeit des Beisammenseins durch gesetzliche Ordnungen. Für Lebenszeit verbunden, sind sie sicher, nie getrennt zu werden, als durch den Tod, welcher endlich alle irdischen Verknüpfungen auflöst. Schon die Gewohnheit, sich täglich zu sehen und einander die Nächsten zu sein, macht ihnen das Bedürfniß miteinander und füreinander zu leben, unentbehrlicher; und das Dasein fröhlicher Kinder, Zeugen ihrer Liebe, wird ein neues, mächtiges Band, welches die beglückten Eltern fester aneinander schließt.

Wer schützt das schüchterne Weib kräftiger und entschlossener, als der Gatte, welcher für dasselbe im Sturm des Lebens handelt und erwirbt? Wer achtet und liebt es zärtlicher, wenn schon die Rosen der Jugend verblüht sind, als der treue Gatte, welcher in der verblühten Gefährtin seiner Tage noch ihre sanften Tugenden und die ganze schöne Vergangenheit seines Lebens liebt? Wer lohnt dem Manne seine Mühen, seine Aufopferungen, seine vielfachen Beschwerlichkeiten angenehmer, als die vertraute Gattin, welche in ihrem einzigen und besten Freund, ihren Versorger, ihren Schutzengel erblickt? Wer weiß ihn besser zu trösten, und mit sich selbst zufriedener zu machen, wenn er seine Anstrengungen nirgends belohnt, und sich selbst von allen Anderen verkannt sieht, als die Vertraute seines Herzens, die ihn am besten beurtheilen kann? Für wen ordnet sie ihr Hauswesen, sinnt sie auf Anmuth und Schmuck, sorgt sie in der Einsamkeit; für wen sucht sie sich selbst vergessend, neue Freuden zu erfinden, wenn es nicht für den Einzigen ist, dem sie ganz gehört, ohne welchen sie, selbst verlassen und freudenlos sein würde? Für wen ringt der Mann nach Achtung, Ansehen und Vermögen, wenn er die Glücksgüter des Lebens nicht mit einer Seele theilen könnte, die ohne Neid sich seines Glückes freut, wie ihres eigenen?

Und wenn des Lebens Gebrechlichkeiten und Schwächen eintreten: wer trägt sie mit größerer Geduld, als das treue Herz, welches mit uns des Lebens schönere Stunden einst theilen konnte? Wenn Krankheiten uns an das Schmerzenslager binden: wer sorgt mit treuerer Pflege, als die treue Hand, welche sich an die unsere für ewig fest schloß? — Bezahlte Miethlinge können uns Arzeneien reichen, aber ihrem Blicke fehlt die mitleidige, und unsere leisesten Wünsche forschende Liebe. Fremdlinge können bei unseren Leiden trauern, aber sie verlieren bei uns nicht, wie ein Gatte und eine Gattin, die Hälfte ihres eigenen Lebens. Sie empfinden nur den fremden Schmerz, aber nicht den ihrigen; sie beklagen unsere Leiden, aber sie leiden es nicht selbst.

Darum ist die glückliche Ehe des irdischen Lebens höchstes Gut. Nicht Reichthum, nicht Ehre, nicht Gewalt ersetzt sie; nur durch sie wird, was der Schöpfer Herrliches dem Menschen verleiht, zu einer genußvollen Gabe.

Aber, wie sind der durchaus glücklichen Ehen im Allgemeinen so wenige! Wie häufig sehen wir die Spuren häuslichen Unglücks, Folgen ehelicher Zwietracht, Zerrüttungen des Hauswesens durch Uneinigkeit der Vermählten, Klagen auf Scheidungen und freiwillige Trennungen!

Den ersten Grund zu dem furchtbarsten aller Uebel im gesellschaftlichen Leben legte meistens die unvorsichtige Wahl der Gatten. — Oft war es der Rausch der Leidenschaft, in welchem Liebende den Bund der Ehe schlossen, ohne sich selbst genau mit ihren Fehlern zu kennen. Sie sahen nur die Annehmlichkeiten des künftigen Standes, nicht die nothwendigen Mühseligkeiten, die er mit sich führt. Aber dem Rausche folgte Nüchternheit, der Leidenschaft und ihren kühnen Träumen folgte Erschlaffung und Sättigung. Die sich vorher mühsam und wohl bedacht durch Darstellung alles Dessen zu gefallen suchten, was für sie einen vortheilhaften Eindruck erregen konnte, erblicken sich nun alltäglich und in ihrer

Alltäglichkeit. So entstand Gleichgültigkeit, wo man vormals Begeisterung empfand. Man glaubt sich von Anderen getäuscht, ohne zu bedenken, daß Jeder sich in der ersten Leidenschaft selbst getäuscht hat, und sich täuschen lassen wollte. Es entstehen Vorwürfe, sie werden erwidert; man macht Ansprüche, sie werden nicht immer erfüllt. Eigensinn und Widerspruch, Ueberdruß und Reue kehren ein, und der Hausfriede ist entflohen.

Andere haben die Ehe aus Nebenabsichten geschlossen. Es war um Vergrößerung des zeitlichen Vermögens zu thun; oder um des Familienstolzes willen wurden Ehen erkünstelt oder erzwungen, ohne Rücksicht, ob auch die künftigen Gatten gefällige Eigenschaften und Fehlerlosigkeit genug hatten, die weite Lebensreise freundlich und verträglich miteinander machen zu können. Die Verbindung geschah; der Familienstolz hatte sein Opfer; die Gewinnsucht hatte ihr Ziel erreicht. Allein alles Gold der Welt wiegt keinen Fehler auf, der uns am Anderen unerträglich wird und das Leben endlich zur Last macht; alle Zufriedenheit stolzer Verwandten söhnt das leidende Herz mit dem Elende seiner Lage nicht aus, die nur mit öffentlicher Schande oder mit dem Tode aufhören kann. Die gewonnenen Lebensbequemlichkeiten sind angenehm; aber beneidenswürdig ist doch das Glück des Armen, der vor dem Vermählungsaltar zwar kein Gold, aber ein mit ihm eng verbundenes, liebendes Herz gewann. Was hilft's, wenn die Thränen des Schmerzes auf Gold und Seide niederfallen? Sind sie darum milder? Was hilft's, im Wohlstande einen freudenlosen Sinn, eine unbeglückte Zukunft zu haben? Können Ansehen und Pracht die Wunde eines blutenden Herzens heilen?

Eine zwietrachtvolle Ehe ist das martervollste Verhältniß des gesellschaftlichen Lebens; denn alle anderen Verbindungen sind leicht zu lösen, aber die Banden der Ehe nie ohne Schwierigkeit. Sie verwandeln sich in eherne Ketten, die uns an

unseren ewigen Widersacher fest schließen, bis der Tod voll Erbarmen sie brechen wird. Mit jedem neuen Morgen begegnet dem Beklagenswürdigen die Furcht vor neuem Verdruß. Man weicht sich aus, um froher zu athmen, und trifft zusammen, um neue Kränkungen zu erfahren. Mit dem Frieden des Hauses ist der Segen entflohen. Zur Todesstunde des Einen lächelt das Auge des Anderen.

Nicht immer liegt die Quelle dieses namenlosen Unglücks in der mißlungenen Wahl der Gatten. Oft verschlimmern sich die Denkarten derselben in der Ehe selbst erst, und Fehler, die vorher kaum dem Keime nach vorhanden waren, entwickeln sich erst im vertrauten Beisammenleben.

Oft sind es weder Laster noch verbrecherische Neigungen, welche das Glück der Ehe stören, sondern zuweilen nur geringe Fehler, anstößige Eigenthümlichkeiten, die das Auge eines Fremden kaum wahrnimmt. Aber eben diese, allen anderen Menschen verzeihlich scheinenden Unarten und Schwächen, können im engen Verein der Ehe die ganze Seligkeit des Hauses verbannen.

Je länger diese Fehler geduldet werden, je tiefer der gegenseitige Mißmuth sich in die Herzen eingräbt, je tiefer und unerreichbarer versinkt das Lebensglück; je unmöglicher wird, wo nicht die gegenseitige Versöhnung der Gemüther, doch ihre freundschaftliche Verbindung.

Sind Hausfrieden und Frieden des Herzens ein Bedürfniß, ein hohes Gut, so sei auch weiser Ehegatten erstes Streben, sich selbst von Fehlern zu befreien, die Kälte und Zwietracht erzeugen können, oder Versöhnung unmöglich machen. Keiner fordere vom Anderen Vollkommenheit, die er demselben nicht zuerst an sich selber zeigt; Keiner zürne über des Anderen Fehler, bevor er nicht selbst an sich jeden Fehler vertilgt hatte, der seinem Lebens-, seinem Freuden- und Leidensgenossen verhaßt scheint. Niemand traue dem Anderen alles Unrecht allein zu, sondern erkenne, daß auch er Irrthümer und Fehler

begangen habe, die das häusliche Glück störten. Wenn wir nicht geliebt werden, ist es nicht die Schuld dessen, der uns nicht lieben kann, sondern unsere eigene Schuld, daß wir uns entweder nicht liebenswürdig zu machen, oder nicht liebenswürdig zu erhalten wissen.

Um in der Ehe jene Liebenswürdigkeit zu bewahren, durch welche die Verbindung vielleicht gestiftet worden, oder doch verschönert werden kann, müssen wir uns mit jenen gefälligen und einnehmenden Tugenden schmücken, die nie ihres angenehmen Eindrucks verfehlen. Dahin gehört Schamhaftigkeit auch im vertrauten Umgange, diese Zierde des Mannes und des Weibes, ohne welche Beide sich bald Gegenstände des Ekels und Ueberdrusses werden! Reinlichkeit, welche auch dann noch dem Aeußeren einen Reiz gibt, wenn schon die erste Jugendblüthe verwelkt sein mag, und welche nicht selten die Stelle körperlicher Schönheit ersetzt, indem sie die frische Gesundheit und Fülle der Kraft bewahrt; Gefälligkeit in Anstand, Worten und Handlungen, die, und wäre sie anfangs auch nur erkünstelt, zuletzt Sache bleibender, in Natürlichkeit und Bedürfniß übergehender Gewohnheit werden muß.

Liebe und Hochachtung können durch kein Gesetz erzwungen, sie müssen erworben werden. Willst du Hochachtung, so sei hochachtungswürdig. Willst du Liebe, zeige dich liebenswürdig. — Der vertraute Umgang im ehelichen Leben, weit entfernt, zu mancherlei Nachlässigkeiten des Betragens zu berechtigen, erfordert größere Behutsamkeit und zartere Schonung, als der Umgang mit Fremden. Denn diesen werden wir nicht so leicht alltäglich und gemein, als dem, mit welchem wir beständig beisammen wohnen. Oder hat Derjenige, welchen wir selten sehen, höhere Ansprüche auf unsere freundschaftlichen Aufmerksamkeiten, auf unsere einnehmende Artigkeit, als die Person, welcher wir unser tägliches Lebensglück danken, indem wir das ihrige machen? Nie berechtigt der vertraute Umgang im ehelichen Leben zu anstößigen Redensarten, beleidigenden

Grobheiten, Zurücksetzungen. Denn eben diese sind meistens die Quelle vieljähriger Leiden. Unanständigkeiten, von einem Fremden empfangen, werden vergessen, wie man ihn aus den Augen verliert; aber die Erinnerung an sie verliert sich in der Ehe nicht aus dem Gedächtnisse, wo man den beleidigenden Theil beständig nahe hat, und diese Nähe und die übrigen Verhältnisse, die Bitterkeit des Verdrusses erhöhen.

Das Glück des Lebens ist gerettet, wo Gatten den unverbrüchlichen Bund eingehen, niemals einander die äußerlichen Zeichen der gegenseitigen Achtung zu versagen, und nie, auch bei einem vorfallenden Zwist der Meinungen, weder im Scherz noch Ernst Groll zu hegen, oder zu heucheln, sondern, es geschehe auch was da wolle, immer Liebe, immer Zutrauen für einander zu bewahren. Selbst auch nur ein verstelltes Zürnen gegen einander ist im ehelichen Leben bei aller herrschenden Liebe gefährlich und tadelhaft, man soll sich nicht scherzend an gewisse Rauheiten im Umgange gewöhnen, die unfehlbar endlich in Ernst sich verwandeln, wenn es späterhin darauf ankommt, irgend einen Wunsch, eine Ansicht durchzusetzen. Auch nur Mangel an Liebe und Hochachtung heucheln, ist Verbrechen gegen den Frieden des Hauses, weil nichts leichter ist, als dasjenige zu werden, was man gezeigt hat, daß man es sein könne.

Die glücklichsten Verbindungen sind durch mißtrauende Gatten zerrissen worden, und oft schon ist die häusliche Glückseligkeit guter Menschen vernichtet worden durch einseitiges Bewahren eines unseligen Geheimnisses, durch davon veranlaßte Mißverständnisse, durch Mangel gegenseitiger Erklärungen. Ja, selbst wenn es ein Fehler ist, welcher begangen ward, er werde dem Anderen nicht verhehlt. Wer Muth genug hat, ihn willig zu bekennen, bezeugt damit den Muth, ihn nie wieder zu begehen, und entwaffnet durch dies Vertrauen den Unwillen des Anderen. Die gegenseitige Liebe und Zuversicht bleibt unverletzt, und der Nichtfehlende wird den Bereuenden nur um so inniger schätzen.

Das Familienleben.

Die Familie ist die älteste und ehrwürdigste Stiftung Gottes in der Welt, älter als Gemeinde, Staat und Kirche. Ehe es Könige und Kaiser gab, gab es Eltern, ehe es Unterthanen gab, gab es Kinder, ehe ein Freundschaftsband bestand, bestand das geschwisterliche Verhältniß. Daher ist und bleibt auch die Familie die Grundlage aller öffentlichen Ordnung und Wohlfahrt, und die Feinde aller Ordnung, die grundsätzlichen Zerstörer und Umstürzer wissen gar wohl, warum sie das Familienleben, so wie es heutzutage besteht, auf ihrer Zerstörungsliste oben an gesetzt haben. Fällt es, so fällt alles Andere nach; bleibt es bestehen, so mag der Baum öffentlicher Ordnung abgehauen werden, aber die Wurzel bleibt im Boden, und aus ihr kann und wird die Ordnung immer wieder neu aufwachsen.

Darum lehrt die Geschichte alter und neuer Zeit, daß die Wohlfahrt eines Volkes mit dem Familienleben steigt und sinkt, steht und fällt. Griechenland und Rom sind Zeugen davon, und die modernen Völker nicht minder. Was die germanischen Völker, die Deutschen, die Engländer, die Skandinavier heutzutage noch an sittlichem Gehalt, an tüchtiger Kraft vor den romanischen Völkern voraus haben, das schöpfen sie aus ihrem, Gott sei Dank, noch auf gesunder Grundlage ruhenden Familienleben. Die uralte chinesische Cultur wäre sammt dem auf ihr ruhenden Gemeinwesen schon längst verfallen, wenn nicht das Familienleben, der Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern, die Pietät eine der festen Grundsäulen desselben wäre. Zu welch merkwürdiger Bedeutung haben es die paar Millionen Israeliten in der heutigen Völkerfamilie gebracht! Welch eine unerschöpfliche Kraft liegt in diesem

Stamm! Woher das? Ein wesentlicher Grund davon liegt jedenfalls darin, daß die Gesundheit des Familienlebens, die Pflege seiner zarten und innigen Beziehungen bei ihnen als ein treu behütetes Erbtheil der Väter sich bis auf den heutigen Tag ungeschwächt erhalten hat. Das weiß man nicht blos auf Grund allgemeiner und unbestimmter Beobachtungen, sondern es ist schon mehr als einmal mit statistischen Zahlen nachgewiesen worden.

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren,"—das ist eine der Grundordnungen, auf denen das Familienleben ruht. Bedeutsam ist die Stellung, welche Gott diesem Gebot in der Reihe der übrigen angewiesen hat. Es bildet den Uebergang von der ersten Tafel zur zweiten, von den Pflichten gegen Gott zu den Pflichten gegen den Nächsten; es bezieht sich auf den Nächsten, sofern Vater und Mutter Menschen sind, es bezieht sich auf Gott, sofern sie an Gottes Statt über ihren Kindern stehen, und Träger einer Autorität sind, welche, wie alle andere Autorität in der Welt, ihren letzten Halt und Grund hat in der allerhöchsten göttlichen Autorität.

Mit gewaltigem Posaunenton erläutert die ganze Weltgeschichte dieses „Du sollst!" von Kain an, der als Brudermörder trotzig den Vater verließ und dann unstät und flüchtig in der Welt umherzog, und von Absalom an, der an der Terebinthe dem Fluch erlag, den die Empörung gegen den Vater auf ihn gelegt hatte, bis in die deutsche Geschichte herein und bis auf die Gegenwart. Wie bitter haben Heinrichs IV. Söhne, Konrad und Heinrich, ihre Sünden gegen das vierte Gebot gebüßt! Konrad, der ältere, wurde hingerafft in der Blüthe seiner Jugend, noch ehe er ans Ziel seines Strebens kam. Heinrich bestieg zwar den Thron, um den er den Vater betrogen hatte, aber zu einem Genuß desselben kam er nicht. Voll Unruhe, reich an Enttäuschungen und Niederlagen war seine Regierung, und schon im 44. Lebensjahre starb er an einer

ekelhaften Krankheit, die ihn als einen von Gott Gezeichneten erscheinen ließ, und kinderlos, so daß sein Stamm mit ihm erlosch. Im deutschen Volk aber sagte man, Gott habe ihm alle Freude an Kindern entzogen, weil er selbst gegen seinen Vater ein böses Kind gewesen sei und ihm so viel Herzeleid angethan habe.—Und welches Elend, welche Schmach entsprang drei Jahrhunderte früher aus dem Krieg, den in unkindlicher Ländergier die drei Söhne Ludwigs des Frommen gegen ihren Vater führten! Wie ist insbesondere Lothar's Name gebrandmarkt, der am frevelhaftesten alle kindliche Ehrerbietung mit Füßen trat und sich nicht schämte, seinen alten Vater zu öffentlicher Kirchenbuße zu nöthigen, um ihn recht verächtlich und zur Führung des Kaiserthums untauglich zu machen! Daß die ungehorsamen Söhne nach des Vaters Tod selbst in blutiger Fehde einander gegenüber traten, das war die erste schwere Strafe, die sie traf. Jener Lothar aber wurde in diesem Kampf von seinen beiden Brüdern aufs Haupt geschlagen, und bei der darauf folgenden Theilung bekam er zwar ein wunderschönes Stück Land und den stolzen Kaisertitel dazu, aber es war kein Segen darin. Sein Reich hatte keinen Bestand, sein Besitz blieb nicht beisammen; er selbst wurde Mönch, um sich seiner Gewissensbisse ledig zu machen, und mit seinen Söhnen erlosch sein Stamm. Das ist eine Predigt aus der Geschichte über den heiligen Ernst des vierten Gebotes.

Vater und Mutter — übersehen wir nicht, daß jedes besonders genannt ist. Es gibt Kinder, welche eine entschiedene Neigung haben, in der Erfüllung ihrer Kindespflicht zu halbiren: Vater *oder* Mutter, je nachdem persönliche Neigung mehr nach der einen oder nach der andern Seite hinzieht. Namentlich kommt es im Jünglingsalter je und je vor, daß man zwar dem Vater die schuldige Ehrerbietung nicht versagt, aber der Mutter gegenüber sich eine Art zu reden, zu antworten, sich zu geberden herausnimmt, welche schnurstracks dem vierten Gebot zuwider ist. Dabei wird das Gewissen damit

beruhigt, daß man ja dem Vater unweigerlich die schuldige Ehrerbietung bezeuge. Sinnlose, ja gottlose Unterscheidung!

Noch etwas. Ehre Vater und Mutter, so wie sie *sind*, nicht wie du sie haben *möchtest*. Nicht an ihrer Person, nicht an ihren Geistes- und Charaktereigenschaften, nicht an ihrer Bildung u. dgl. hängt ihr Anspruch auf Ehrerbietung von deiner Seite, sondern er ruht lediglich auf Gottes Willen, Auftrag und Ordnung, lediglich auf dem Elternnamen, den sie tragen. Daß dein Vater ein ungelehrter Handwerksmann ist, du aber ein künftiges Licht in der Kirche, im Gerichtssaal oder am Krankenbett, ein künftiger Commerzienrath oder Fabrikant, das ändert in der Pflicht der Ehrerbietung gegen deinen Vater nicht das Mindeste. Ich weiß Leute, die aus niedrigen Verhältnissen heraus nicht blos etwas werden *wollten*, sondern schon etwas recht Ansehnliches geworden *waren*, und dabei ihren Vater, ihre Mutter fortwährend mit unveränderter Ehrfurcht und Ehrerbietung behandelten. So weiß ich von einem sehr hohen Officier, der bei der Rückkehr aus dem französischen Krieg an der Spitze seines Regiments in seinem Geburtsort, einem kleinen Städtchen, einritt. Seine alten Eltern, sehr einfache und geringe Leute, standen unter der harrenden Menge auf dem Marktplatz. Sie sehen, vom Pferde steigen und in ihre Arme eilen, war Eins. Seither wohnen sie bei ihm im Haus, und selbst wenn er die vornehmsten Besuche bei Tische hat, sitzen die Eltern an der Tafel, und er begegnet ihnen mit der ausgesuchtesten Ehrerbietung. Daran dürfte sich mancher unbärtige Junge ein beschämendes Beispiel nehmen, der wunder meint, was er sich gegenüber von seinen Eltern herausnehmen dürfe, weil er über Stellung und Bedeutung des Mephistopheles im Faust einen Aufsatz gemacht hat, oder in der Fremde den neuesten Stand des Geschäftes kennen gelernt hat, während der Vater es noch nach dem alten System treibt. Solches Gebahren ist nicht blos eine Sünde, sondern auch eine gehörige Dummheit.

Durch solche Ehrerbietung ist das herzliche, offene Vertrauen gegen die Eltern nicht aus-, sondern es ist darin eingeschlossen. Gewöhne dich, vor deinen Eltern keine Geheimnisse zu haben, nichts hinter ihrem Rücken zu thun, überhaupt nichts vorzunehmen, das du nicht mit gutem Gewissen auch in ihrer Gegenwart thun könntest. In seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" erzählt der Maler Kugelgen eine Scene aus seiner Jünglingszeit, die den Segen offenen Vertrauens gegen den Vater in ein besonders helles Licht stellt. Er war als siebzehnjähriger Jüngling in eine gewaltige Leidenschaft für ein junges Mädchen gerathen, das sich damals in seinem elterlichen Hause aufhielt, und je unverdorbener er war, desto heißer kochte jetzt sein Blut auf. Er kämpfte dagegen mit besten Kräften, schloß sich enger als zuvor an seinen Bruder an, besuchte seine Freunde fleißig und führte sogar über sein Verhalten ein Tagebuch — Alles wollte nicht helfen. Die Folge aller Anstrengungen war nur Verdrossenheit und üble Laune. „Eines Abends kam ich abgejagt und müde nach Hause, nachdem ich mit scheußlichem Gewissen wie ein alberner Werther durch die Haide gerannt war. Ich wollte stracks zu Bette gehen, da trat mein Vater auf mich zu, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: ‚Du hast etwas auf dem Herzen.' Ja freilich hatte ich Das. Ich flog ihm um den Hals und bat um eine Unterredung. Der Vater nahm mich mit sich auf sein Zimmer, stellte sein halb niedergebranntes Licht auf eine Console und entfernte einen Haufen Mappen vom Sofa. Da saßen wir, umgeben von den tausend Utensilien der Malerwerkstatt, unter denen es mir von Kindheit an stets am heimischsten zu Muthe war. Die Beichte ward erleichtert durch entgegenkommende Fragen, und es entspann sich ein Gespräch, das mich gegen meinen Vater mit unaussprechlicher Dankbarkeit erfüllte, da er mir nicht als Richter, sondern als theilnehmender Freund entgegen trat. Uebrigens mochte er sich Schlimmeres gedacht haben, als ich zu gestehen

hatte, denn allmälig schwand die Sorge aus seinen Zügen. In solchen Fällen, sagte er, dürfe man sich nicht schämen, das Hasenpanier zu ergreifen, da der einzige mögliche Sieg hier in der Flucht sei. Ich müsse morgen mit dem Früheſten fort, das Uebrige wollten wir Gott befehlen. — Ich ging zu Bett. Die Unterredung mit dem Vater hatte mich mit neuen Banden der innigſten und ehrerbietigſten Liebe an dieſen meinen beſten Freund gekettet und mich gekräftigt. Ich ſtand dem Feind in meinem Herzen nicht mehr allein gegenüber wie vordem, ſondern hatte meinen Vater zum Bundesgenoſſen gewonnen und in dieſem Bewußtſein ſchlief ich ruhig ein."

Es handelt ſich aber nun im Familienleben nicht blos um das Verhältniß der Ueber- und Unterordnung, wie es zwiſchen Eltern und Kindern beſteht, ſondern auch um ein Verhältniß der Gleichordnung und Nebenordnung, wie es namentlich im Geſchwiſterkreis ſeinen Ausdruck findet. Und dieſe Linien, welche in der Familie nach rechts und links gezogen werden, ſind in ihrer Art nicht minder wichtig, als die nach oben und unten gehenden. Denn ſo wichtig es iſt, daß dem Befehlen auch ein Gehorchen entſpreche, ſo wichtig iſt es, daß Jedes lerne, mit Anderen auch auf dem Fuße der Gleichberechtigung zuſammen zu leben. Beides hängt ſogar aufs Engſte mit einander zuſammen, wie ſich dies ſchon im Familienleben zeigt. Gehorſame Söhne ſind regelmäßig auch liebenswürdige und friedfertige Brüder; widerwärtige, ſtreitſüchtige Brüder ſind gewöhnlich auch ungehorſame und unehrerbietige Kinder. Das ſtellt ſich denn auch im ſpäteren bürgerlichen und geſelligen Leben heraus. Prozeßkrämer ſind meiſtens auch unzufriedene Untergebene und Unterthanen: wie ſie ihrem Nachbar gegenüber immer Recht haben, ſo wiſſen ſie auch immer Alles beſſer als die Obrigkeit, ſie ſind die unaufhörlichen Krakehler, die grundſätzlichen Oppoſitionsmacher und Raiſonnirer. Wer dagegen mit ſeinen Nachbarn im Frieden lebt und Prozeſſe klüglich zu vermeiden verſteht, von Dem

kann man im Voraus annehmen, daß er auch ein guter Unterthan und dem Gesetz, wie es sich gebührt, gehorsam sein werde. Du darfst also die Frage: Wie stelle ich mich zu meinen Geschwistern? durchaus nicht leicht nehmen. Denn es hängt hier Eines am Anderen, und wer in einer Beziehung seinen Platz in der Familie schlecht ausfüllt und seinen Pflichten schlecht genügt, bei Dem ist sein ganzes Leben in der Familie, das ganze Wurzelwerk, mit dem er im Familienboden steht, nicht in Ordnung.

Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen. Damit ist Friede und Eintracht als der Grundton bezeichnet, nachdem es im geschwisterlichen Leben gehen soll, als die Grundlage, auf der dessen Feinheit und Lieblichkeit sich aufbauen muß. Wie viel kann ein Bruder dem Bruder, der Schwester sein! Erst Gespiele, dann allmälig Freund, Beschützer, Berather in den wichtigsten, entscheidendsten Angelegenheiten des Lebens! Wie schön ist's, wo ein Geschwisterkreis zusammenhält, auch wenn jedes sein eigenes Heim gegründet hat, wenn Vater und Mutter aus dem Kreis der Ihrigen geschieden sind! Wie schön und lieblich, wenn da Jedes weiß, daß ihm in jedem Augenblick bei jedem seiner Geschwister Alles zu Theil wird, was diese ihm an Rath und Hülfe, Trost und Erleichterung zu gewähren im Stande sind!

Darum, — einträchtig bei einander wohnen! Es ist wohl um das geschwisterliche Verhältniß etwas ungemein Solides, und es kann manchen Puff aushalten, ehe es in die Brüche geht. Aber so handfest der Kern ist, so empfindlich ist der feine zarte Duft, der darauf liegt. Und doch ist gerade dieser ein Hauptstück der eigentlichen Schönheit und Lieblichkeit des Geschwisterlebens und sollte ernstlich bewahrt und behütet werden, wenn die Geschwisterliebe frisch bleiben soll bis in die späte Zukunft hinaus. Die Schwestern sagen den Brüdern nach, daß sie Alle ohne Ausnahme eine Zeit haben, in der sie absolut unausstehlich seien, nemlich um das vierzehnte oder

sechzehnte Jahr; überall im Weg, immer darauf aus, andere Leute zu ärgern und namentlich den Schwestern ihr bischen Leben sauer zu machen, ungeschliffen und ungehobelt, dabei sehr vom Bewußtsein ihrer hohen Bedeutung und hervorragenden socialen Stellung durchdrungen. Etwas muß wohl daran richtig sein, denn auch der bewährte Pädagog Flattich bezeichnet das sechzehnte Lebensjahr als ein gefährliches, weil da „der Herr und der Bube mit einander streiten," und es nach dem Sprichwort gehe: „Ich lauf' und spring' als wie ein Kalb, ich bin gelehrt und doch nur halb."

Noch Eins, was zum Kapitel vom Familienleben gehört: die Dienstboten sind auch mit in der Familie. Der große Kampf, der unsere Zeit erfüllt, der Kampf zwischen Arbeitgebenden und Arbeitnehmenden, ist wohl bis jetzt noch nicht direkt in deinen Gesichtskreis hereingetreten. Aber du sollst wissen, daß dieser Kampf da ist, und daß er den ganzen Bestand unserer socialen, bürgerlichen und kirchlichen Ordnung, auch deine eigene Zukunft bedroht. Und du sollst und kannst in deinem Theil etwas dazu beitragen, daß dieser bösartige, gefahrdrohende, sociale Gegensatz gemildert werde. Aber wie? Nun, glaubst du nicht, daß bei der Verbitterung, die sich vielfach in den Herzen der Dienenden angehäuft hat, das Betragen der Mitglieder der Familie, in der sie etwa dienten, auch eine nicht unbedeutende Rolle spielt? Behandle die Dienstboten im Hause nicht als Solche, welche ihre Arbeit zu thun haben, dafür bezahlt werden und weiter nichts beanspruchen dürfen, sondern betrachte und behandle sie als Personen, als Menschen, die wie du nach Gottes Ebenbild geschaffen sind, eine unsterbliche, durch Christum erlöste Seele haben und Miterben des Himmelreichs mit dir und den Deinen werden sollen; als Menschen, welche dieselben Gefühle und Gemüthsbewegungen haben, wie du; denen ebenso wie dir Freundlichkeit wohl und Unfreundlichkeit wehe thut. Wenn ältere, gereifte Leute sie ihre Abhängigkeit fühlen lassen, so thut ihnen Das weit nicht

so weh, wie wenn es Leute thun, welche viel jünger sind, als sie, und davon, daß sie ihrestheils im Stande sind, eine Stellung in der Welt auszufüllen, noch keinerlei Probe abgelegt haben. Denke dabei auch daran, daß, so gewiß alles tüchtige Arbeiten im Grund ein Dienen ist, so gewiß auch du dereinst, wenn du in deinen künftigen Beruf eintrittst, in ein Dienstverhältniß kommen wirst. Daß du es nicht in der Küche oder im Stall, sondern etwa im Büreau oder sonstwo wirst auszuüben haben, macht für das Wesen der Sache keinen Unterschied. Wohl aber wird es dir dann auch nicht gleichgültig sein, ob du als Maschine arbeiten mußt oder als Mensch arbeiten darfst, ob man dir freundlich entgegenkommt oder unfreundlich, ob man Fehler, welche du machst, mit Nachsicht oder mit aller Härte des Rechtsstandpunktes betrachtet; ob man dich, wenn du etwa eine Stelle annimmst, blos miethet und dann ausnützt und ausbeutet, oder ob man dich auch noch etwas Anderes sein läßt, als Arbeiter. Nun, wenn du in Betreff deiner künftigen Stellung solche Wünsche hast und ihre Erfüllung für billig findest, so betrachte und behandle jetzt schon die Dienstboten in deinem Haus dem entsprechend. Denn mit welcherlei Maß du missest, wird dir gemessen werden; ein vollgerüttelt und geschüttelt Maß wird man dir in deinen Schooß werfen. Alles, was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.

Die Familienlosen.

Neben den gesegneten Stunden, Freuden und Leiden, Lust und Schmerzen der Familie, finden ihre Stelle die trostlosen Schmerzen Derjenigen, welche keine Familien haben. Wer sind diese?

Es sind nicht die Armen. Ich habe auf dem Dorfe, unter

niederem Dache, einträchtige, glückliche, in Freud und Leid muthvolle Familien gesehen. Nie werde ich einen jungen Arbeiter vergessen, dessen Frau auf dem Sterbebette hinsiechte, unfähig ein Wort hervorzubringen. Niedergedrückt, gebrochenen Herzens küßte er das geliebte Antlitz unter Thränen; nur ihr schmerzliches Lächeln verkündigte, daß sie alles sah, alles fühlte, daß sie nur mit ihrem Gott sprechen konnte.

Das war die Familie. Bei ihrem Anblick dachte ich: Wie sind doch die zu beklagen, die ihrer beraubt sind! Und das Wort fiel mir ein: „So ist es je besser zwei, denn eins; denn sie genießen doch ihrer Arbeit wohl. Fällt ihrer Einer, so hilft ihm sein Gesell auf. Wehe dem, der allein ist; wenn er fällt, so ist Keiner da, der ihm aufhelfe."

Habt ihr einmal eine Beschreibung der Schlacht bei Waterloo gelesen, besonders darin das wunderbare und schreckliche Gemälde, welches sich unauslöschlich einprägt: die wilde Flucht bei Nacht auf der engen Heerstraße? — Jeder sehe, wie er durchkomme! Mögen die Schwachen, die Einzelnen umkommen! Man zerstampft sie, und weiter geht es! Einen so zermalmenden Gang hat auch die menschliche Gesellschaft; um dem unbarmherzigen Gewühl zu widerstehen, bedarf es einer Gruppe fest zusammenhaltender Hände, Herzen, die sich lieben, einer Familie.

Wem fehlt sie? Dem Ehelosen? Mit nichten; unter ihrer Zahl finden sich Viele, welche in dem Schooße der Familie ihre bestimmt angewiesene, oft sehr schöne Stelle einnehmen. Wer wohl möchte nicht dem alten Junggesellen, dem alten unverheiratheten Frauenzimmer eine ehrfurchtsvolle Sympathie zollen, welche, weit entfernt einer selbstsüchtigen Berechnung zu gehorchen, sich dem Gesetze der Umstände gefügt, welche einem edlen Instinkt der Würde oder der Treue gegen ihre Liebe Gehör gegeben haben; welche vielleicht, nachdem sie die, welche sie liebten, verloren haben, nicht zum zweiten Male haben lieben wollen; welche in ihrer Armuth eine Verbindung

gleichsam zu herabgesetztem Preise verschmäht, welche eine ihrer Lage entsprechende Verbindung gesucht und nicht gefunden haben?

Auch diese haben eine Familie. Man umringt sie, man liebt sie. Sind sie nicht die sichtbare Vorsehung der Jungen und der Alten? Auf sie rechnet man, an sie wendet man sich; ihre Hingebung ermüdet nicht. Ihr Benehmen ist um so rührender, als man, indem man ihre Dienste annimmt, ihnen dafür nicht immer einen hinreichenden Theil von Einfluß und Autorität gewährt. Nun, was schadet das? Den Platz, welchen man ihnen zu gewähren vergaß, verschaffen sie sich selbst durch ihre große Güte. Man wird ohne sie handeln, regieren; man wird aber nicht ohne sie glücklich sein, und in schwierigen Fällen wird man sich unwillkürlich zu den freundlichen Gesichtern wenden, auf denen die Freude strahlt, nützlich zu sein.

Wir wollen einen Schritt weiter thun, wir sind an der Grenze der Wüste; wir müssen jetzt in die Einöde hinein.

Da gibt es arme Wittwer, arme Wittwen. Ihr Leben ist verödet, die Leuchte des häuslichen Lebens ist verloschen. Ich will nicht versuchen ein solches Elend zu schildern, meine Feder würde zittern. Ich habe sie gesehen, ich sehe sie noch, und was immer bei ihrem Anblick einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, ist, daß die Familie, welche, wie man doch sagen sollte, so eben durch einen einzigen Stoß zusammen gestürzt ist, unveränderlich fortbesteht, wenn sie war, wie sie sein soll. Selbst bei denen, welchen Kinder versagt waren, hält sich die Wirklichkeit des scheinbar zerrissenen Bandes so völlig, daß sie fortwährend das geliebte Wesen, welches zwar abwesend, aber lebendig ist und nach ihnen die Arme ausstreckt, dicht bei sich fühlen. Man sage ihnen nur ja nicht, daß ihr Glück zu Ende sei. Sie würden diese Lästerung mit der schmerzlichen Ueberraschung zurückweisen, welche der Dichter so ergreifend ausdrückt:

Kein tiefer Weh kennst du, o Dante, als gedenken,
An längst geschwundne Lust im herben Leid?
Was für ein Gram hieß dich das Unglück kränken
Durch solche Bitterkeit?
Bleibt Licht nicht Licht, trotz wandelbarer Dauer?
Soll man's vergessen, wie die Nacht bricht an?
Warst du es, großer Geist, unsterblich hehrer Trauer,
Der jenen Spruch gethan?

Die Waisen stehen mehr allein als die Wittwen; sie haben die Familie gewöhnlich nicht genug kennen gelernt, um sie in lebendiger Erinnerung festzuhalten; ihre Todten sind nicht mehr da, sie haben sie verlassen; die Armen sind in der Wüste.

Und doch steht es, Gott sei Dank, nicht immer so. Ueberall, wo die wahre Familie bestanden hat, ich betone diesen Punkt, da überlebt sie sich selbst. Sie schreitet durch den Kampf hienieden, blutend, verstümmelt, aber unsterblich; sie schließt ihre Reihen enge zusammen, sie sammelt ihre Verwundeten, sie läßt Niemand im Stiche. Um die Waisen sieht man Väter und Mütter sich erheben; ein heiliges Vermächtniß ist gesammelt; wir sind kaum hineingetreten in die Wüste.

Sie fängt in Wahrheit erst genau da an, wo die Familie verschwindet. Ach, wenn diese nicht vorhanden ist, wenn eine dürre Weltlichkeit die Liebe zu Grunde gerichtet und die Pflichten beseitigt hat, dann tritt die wirkliche Oede ein. Sie zeigt sich in ihrer wahren Gestalt, wenn das Laster sein Werk vollbracht hat. In den verdorbenen Städten, wo die Ehegatten, die Väter und Mütter selten geworden sind, in welch schrecklicher Verlassenheit, frage ich, leben da die Kinder!

Da sind die wirklichen Waisen. Da sind die wahrhaft Elenden, deren Schicksal einen Jeden, welcher auch ein Gewissen hat, mit banger Sorge erfüllen muß. Wenn ich an sie denke, mache ich mir fast einen Vorwurf, die Herrlichkeit der Familie, das Eden gezeigt zu haben, dessen Pforten vor ihnen geschlossen zu sein scheinen.

Sie sind nicht geschlossen, oder vielmehr, es sind nicht Engel, welche das blitzende Schwert halten, es sind Dämonen:

zur Rechten ist es die Ausschweifung, zur Linken die Selbstsucht; die Ausschweifung hat die Familie zerstört, die Selbstsucht entwindet sich der Pflicht, sie wieder herzustellen. Sollen wir selbstsüchtig sein? Es ist nicht unmöglich, den Elenden eine Familie zu geben, welche keine haben, und welche nichts verbrochen haben, um keine zu haben.

Aber wenn es nicht unmöglich ist, Familien, so gut es nun eben gehen will, wieder herzustellen, so ist es noch leichter und sicherer, ihrer Zerstörung zuvorzukommen. Und das ist der Gedanke, welcher mir die Feder zur Abfassung dieser Zeilen in die Hand gegeben hat. Das Uebel ist groß, der Widerstand gegen das Uebel muß auch groß sein. Mögen wir schwach oder stark sein, das ist einerlei, wir alle haben in diesem Kampfe unsere bestimmt angewiesene Stelle.

So gut die guten Familien sind, so schlecht sind die schlechten. Nicht das Wort Familie wird uns retten, sondern die Sache. Das Wort schlage ich nicht hoch an.

Wer kann das Uebel ausroden, welches durch die schlechten Familien angerichtet wird: die traurigen Beispiele, die hinreißende Gewalt, die unwürdigen Worte, die verderbliche Ansteckung? Die Pest herrscht in solchen Wohnungen. Die Familien, wo der böse Feind herrscht, werden mitunter zu einer wahren Hölle; man langweilt sich in ihnen, man verwünscht sich, Niemand kann in ihnen weder eine Stärke noch eine Freude finden.

Muß man denn verzweifeln? Das wolle Gott nicht! Es gibt immer noch ein Mittel zum Guten zurückzukommen. Obgleich das Gute hienieden ebenso schwer zu thun ist, als das Böse leicht, so lassen sich doch mit dem Beistande unseres himmlischen Vaters die Schwierigkeiten überwinden. Nur müssen wir unsere Besserung mit uns selbst beginnen; wir müssen lieben, vergeben, tragen, uns aufopfern, beten lernen.

Wir wollen versuchen zu lieben; das noch so harte Eis wird an dem Feuer unserer Liebe zerschmelzen. Wir wollen

versuchen, das Böse durch das Gute zu überwinden; Diejenigen, welche uns umgeben, mögen in sich gehen, wenn sie die Veränderung unserer Gefühle und unseres Lebens sehen werden. Wie das Böse, so hat auch das Gute, aber in heiliger Weise, ansteckende Kraft; wir werden sehen, wie ein Segen auf den andern folgt, so daß wir ihn kaum fassen können.

Und die Ansteckung, von der ich spreche, wird sich immer weiter und weiter fortpflanzen. Sie wird sich vielleicht selbst bis dahin erstrecken, wohin Niemand sie zu rufen, zu wünschen gedenkt. Was Gott nicht durch die Hand der Eltern ausrichtet, wird er vielleicht durch die der Nachbarn und Fremden ausrichten.

Es bleiben noch Diejenigen übrig, welche keine Familie haben wollen, die Egoisten, welche sie fahren lassen, um ihre Gewohnheiten beizubehalten, um ihre Freiheit aufrecht zu erhalten. Solche Leute verfolgen einen Weg, auf welchem ihnen nicht leicht beizukommen ist. Ebenso erschrocken über die Freuden der Familie, wie über ihre Schmerzen, indem sie durch einen untrüglichen Instinkt ahnen, daß beide auf Pflichten beruhen, halten sie sich fern, ja recht fern, damit beschäftigt ihr Leben zu verringern und bemüht, die kalte Region der epikuräischen Gleichgültigkeit zu erreichen.

Wenn sie dort ankommen, so ist, wie ich fürchte, alles verloren. Sei es Glück, sei es Traurigkeit, ich sehe nichts, was nicht erbärmlich und schlecht wäre. Es findet sich in den Liedern der Dämmerung eine Stelle, welche man nicht wieder vergißt, wenn man sie einmal gelesen hat:

„Kaum zwanzig Jahre war er alt, da hat er schon geleert
Den Kelch, den Liebe weiht und Lasters Schmutz entehrt."

Ich widerstehe dem Verlangen, Anführungen zu machen; und dennoch, wie viel unauslöschliche Züge!

„Im Sommer ging's zur Jagd. beim Frost ins Opernhaus,
Da ruht er auf gut Glück, bei Gluck und Mozart aus."

Und weiterhin dieser fürchterliche Vers:

„Landluft war ihm verhaßt, die Mutter unausstehlich."

Der Unglückliche tödtete sich eines Tages, wo er nichts mehr anzufangen wußte. Dann beginnt die Verwünschung:

„Bursch, du warst feig, du warst boshaft, warst ein Narr,
Wir klagen nicht um dich ...."

Aber, was ist denn zu beklagen? Die Schlachtopfer des Wüstlings; sie treten eines nach dem anderen auf, wer weiß, welches das letzte ist:

„Wer liebte dich? — Dein Hund, er, den du nicht geliebt."

Im Vergleich mit solchen Schmerzen erscheinen die, welche die Familie mit sich führt, doch so wohlthätig! Statt eines Selbstmordes denke man sich meinetwegen das fröhlichste Leben und den ruhigsten Tod, so wird nichtsdestoweniger ein unsägliches Elend, das Elend der Leere, im tiefsten Grunde sich finden. Damit vergleiche man die schwersten Kämpfe, welche man in dem von Gott geschaffenen Leben zu bestehen hat, und man sage, auf welcher Seite die Glücklichen sind!

Im Punkte des Glückes würde ich unbedenklich der äußersten Trübsal der Familie den Vorzug geben vor dem negativen und vergifteten Glücke, welches man fern von ihr sucht. Man trete der Gattin näher, deren Herz gebrochen ist, der neben der kalten Leiche ihres einzigen Sohnes knieenden Mutter, man gehe sogar zu den bestürzten Eltern, welche Zeugen von der tiefsten sittlichen Erniedrigung ihres Kindes sind; ja selbst da wird man auf ein unverwüstliches Vertrauen stoßen, selbst da wird man sehen, wie die Blicke gen Himmel gerichtet sind. Auf einen solchen Schiffbruch glänzt ein Strahl von Oben hernieder; die wahre Familie fühlt das Leben in sich, und sie täuscht sich nicht.

Außerhalb der Familie endet alles mit der Langeweile, und gewisse Leute, welche mich heute verspotten, werden die letzten sein, mich Lügen zu strafen. Sich freuen und weinen lernt man nur zu Hause. Wenn wir nur wahre Familien haben, so werden wir mehr Freuden und mehr Schmerzen, bessere Freuden und bessere Schmerzen, ein besseres Leben haben.

Frauenberuf.

Wenn Gott des Weibes Seele mit einer Fülle weihevollster Angebinde begnadigte, wenn er Unschuld und Demuth, hingebende Liebe, Geduld in Leiden, Gefühl für edle Mäßigung, Opferfreudigkeit im Entsagen und Entbehren, Empfänglichkeit für Hohes und Schönes, stilles Walten am Altare des Hauses, — wenn er solche Himmelsgaben ihr ewiges Erbtheil werden ließ, das tief verborgen wohl in jeder Jungfrau ruht, — so sollen ihr diese bewegenden Kräfte lebendiger Mahnruf werden, das Keimende zu entfalten und zu gestalten, das Schlummernde zu frischem Leben und Streben wachzurufen, damit sich die hohe Aufgabe jungfräulichen Seins herrlich an ihr erfülle und segensvoll in ihr vollende und kröne!

Die Natur versagte dem Weibe Stärke; es zeigt sich in seiner ganzen Größe und Vollendung, wo es die angeborene Schwäche verklärt in Demuth und Sanftmuth, in Fülle und Tiefe des Herzens, in Güte und stiller Ergebung.

Das Weib, welches die Sphäre der Weiblichkeit verläßt, gibt sich selbst auf; es kann und soll sich nicht über diese erheben, und wie leicht verletzt es die von Natur gezogenen Grenzen, wenn es mehr sein will, als wohin der bessere Genius es hinweist. Es strebe nach einer harmonischen Entfaltung seines angeborenen Naturells, nach Erleuchtung des Verstandes und Erwärmung der Seele für alles Gute und Hohe, nach Stärkung der Willenskraft und vor Allem nach sittlich-religiöser Entwickelung.

Was es aber auch Edles und Dankenswerthes erreichen will, nur durch echte Weiblichkeit wird es gelingen, niemals schreite es über diese hinaus, nirgends lebe es ihr entgegen!

Weiblichkeit herrsche in Gedanken und Wünschen, sie spreche sich aus in Thun und Lassen, sie leuchte aus jedem Blick und jedem Wort. Alles, was gegen den Adel und die Innigkeit der Seele streitet, ist eine Ausartung, welche die Weiblichkeit gefährdet und sie ihres eigensten Wesens und Reizes beraubt.

Der höchste und lohnendste Beruf der Frau, in welchem sie zugleich die ihrem Naturell entsprechendste und eingreifendste Thätigkeit entwickeln kann, ist der als Gattin und Mutter; und wenn es wahr ist, daß das Wohl der Staaten auf dem Wohl der Familie beruht, und wiederum der Schwerpunkt der Familie in dem Weibe als Gattin und Mutter zu suchen ist, so muß das ganze Streben der Erziehung darauf hinausgehen: die Jungfrau für diese vielbedeutsame und beglückende Zukunft vorzubereiten und auszustatten. Je treuer dabei für die Ausbildung des Herzens gesorgt wird, je mehr die gemüthlichen Seiten gepflegt werden, desto näher kommt das Weib seinem Beruf. Das Gemüth umschließt ihren Gesammtwerth, mit ihm sorgt und trägt, schafft und waltet sie beglückend in ihrem Kreise. Die gemüthlichen Eigenschaften sind in keinem Lebensverhältnisse zu entbehren, am allerwenigsten jedoch in Haus und Familie, wo sie das Fundament des häuslichen Glückes bilden. Soll nun das Weib beglückend wirken und sicher sich bewegen, soll sie heutigen Ansprüchen genügen, so muß Herz und Geist in schönem Einklang stehen. „Echte Bildung ist harmonische Entwickelung unserer Kräfte, sie nur macht uns glücklich, gut und gesund." „Gelehrt soll sie nicht sein, aber ist sie wahrhaft unser, wenn sie nur unser ist an Leib und Herz und nicht auch an Geist, wenn sie von dem Mitgenusse unseres besten und höchsten Gutes ausgeschlossen ist?" sagt Feuerbach. Neben der herzlichen, theilnehmenden Genossin und guten Hausfrau muß sie zugleich eine würdige Helferin und treue Mitarbeiterin ihres Gatten werden, die fähig ist, sein Wollen und Streben zu verstehen, die an seinem geistigen

Sein und Leben Antheil nimmt, die im Stande ist, das höchste Glück im Hause zu gründen und zu fördern; ja Verständniß und Empfänglichkeit muß sie entgegenbringen für geistige Interessen. Verstand und Urtheil müssen geschärft, Geist und Schönheitssinn müssen aus- und herangebildet werden, denn als Gattin sowohl, wie als Mutter, wird ihr eine weittragende, vielseitige Mission aufs Herz und Haupt gelegt.

„Die Menschen werden immer das sein, was die Frauen aus ihnen zu machen belieben; sollen sie groß und tugendhaft sein, so lehre man der Frau, was groß und tugendhaft sei." Blicken wir auf die Tafeln der Geschichte, so leuchtet uns manch Beispiel entgegen, wie bedeutende Männer gerade ihren Müttern unendlich viel geistige Anlagen und gemüthliche Entwickelung zu danken haben. Nur beispielsweise sei an Monica, die Mutter Augustins, an die Frauen, die unseren Geistesheroen Schiller, Göthe, Schleiermacher, Fichte, Humboldt das Leben gaben, erinnert. Scheinen doch schon den tiefeingreifenden Einfluß der Mutter auf den Sohn die alten Griechen geahnt zu haben, indem sie dem Helden Achill einen Menschen zum Vater, zur Mutter aber eine Göttin gaben.

Die Zukunft liegt verhüllt vor uns; Niemand vermag den Schleier zu heben und auch nur annähernd vorauszusagen, auf welche Lebensbahnen das Schicksal einstmals uns führen mag. Ob jede zu den scheinbar zu häuslichem Glück berechtigten Jungfrauen das schöne Ziel eines eigenen Herdes erreicht, wo sie ihre gewonnenen Herzens- und Geisteseigenschaften frei entfalten darf, oder ob sie selbstständig und ungestützt die einsame Lebensstraße ziehen muß — wer wohl könnte ihr das prophezeien? Und selbst, wenn sie zu glücklicher Ehe berufen ist, weiß sie, ob ihr Wohlstand durchs ganze Leben bleibt, oder ob unvorhergesehene Schicksalsschläge, wie frühzeitige Wittwenschaft, oder Zerrüttung ihrer finanziellen Verhältnisse sie zu energischem Handeln und selbstständigem Erwerb treiben werden? Wie sich aber auch ihr Lebensweg gestalten

mag, was sie an innerlichen Schätzen sich erwarb, bleibt ihr zu eigen; gestattet er völlige Muße, ist er heiter und sorglos, so wird ihr die Pflege weiblicher Handarbeiten, schöner Künste und Wissenschaften mannigfachen Genuß gewähren; treten aber Verhältnisse ein, die ein Darangeben aller Kräfte erfordern, um sich und die Nächsten vor Mangel zu schützen, so werden diese geistigen Schätze zu einer willkommenen Quelle des Erwerbs.

Jedes Mädchen sollte daher für alle Eventualitäten und Wechselfälle sich auszustatten suchen mit möglichst vielem Wissen und Können. Sie sollte Talente und Fähigkeiten auszubilden streben, auf deren Besitz sich eine Existenz gründen läßt, um dem feindlichen Leben begegnen und darin sich aus eigener Kraft eine Stellung schaffen zu können, und nicht im ewigen Hangen und Bangen dem Wahne nachzujagen, den die Welt gewöhnlich „Glück" nennt. Wehe dem Mädchen, das zu keiner Selbstständigkeit ausgerüstet, vermögenslos und jeder Lebensstütze entbehrend, in der Ehe nur eine Versorgung, in dem Gatten nur einen Ernährer erblickt und erhofft! Sie wird, unter solchen Voraussetzungen in diese Lebensstellung getreten, als Egoistin ihren Wahn schwer büßen müssen und sich und Andere gewißlich unbeglückt lassen. „Es ist nicht allemal Pflicht, zu heirathen, aber es ist allemal Pflicht, sich nichts zu vergeben, auf Kosten der Ehre nie glücklich zu werden und Ehelosigkeit nicht durch Ehrlosigkeit zu vermeiden," sagt Jean Paul.

Bei wahrhafter Herzensbildung und gründlichem Wissen kann sich auch die Unverheirathete eine segenbringende und ehrenvolle Stellung erringen, die ihr innere Befriedigung gewährt und sie zu einem nützlichen Gliede in der weiten Kette der Menschheit macht. Besondere Anlagen und Gaben für diesen oder jenen Lebenszweck sind der Fingerzeig der Natur, der nicht ohne Nachtheil übersehen wird, — denn etwas Erzwungenes läßt sich schwer mit ganzer Seele erfassen — der

aber, richtig erkannt, alles Streben und jede Thätigkeit unterstützt und fördert.

Weibliche Bildung soll aber nie in Verbildung, Wissen nicht in Gelehrtsein, noch viel weniger in Gelehrtthun ausarten. Vielwissen ist nicht Wissenschaft, und leerer Gedächtnißkram ist wie ein todter Schmuck; echte Bildung dagegen, wenn sie das ganze Wesen durchdringt und durchgeistigt, wird zum köstlichen Schmuck, zur Läuterung unseres ganzen Wesens und Förderung des christlichen Sinnes in uns. Auch macht wahres Wissen nie selbstüberhebend, sondern bescheiden, denn es führt auf eine Höhe, von welcher man im Anschauen des weiten Gebietes der Kunst und Wissenschaft seiner eigenen Schwäche sich wohlbewußt bleiben muß. „Nur so lange die Aehre leer ist, hebt sie das Haupt keck empor; sie senkt sich, sobald sie Fruchtkörner birgt."

Der Jugend gilt, mehr als jedem anderen Lebensalter, das Wort: „Ist irgend eine Tugend, ist irgend ein Lob, dem strebet nach." Einsammeln in die Scheuern des Herzens und Geistes muß ihr Gebot sein. Die Erziehung des Menschen endet ja nie, so lange er lebt, und der Trieb zur Bildung ist Wachsthum und Leben; wer nicht strebt, geht unmerklich zurück.

Es ist eine brennende Frage der Neuzeit, wo und wie weit den Frauen Antheil gewährt werden soll an der öffentlichen Thätigkeit, wie die in ihnen ruhenden Anlagen und Kräfte am ersprieslichsten verwendet werden können. Die Frauenemancipationsfrage ist eben zur Forderung der Zeit geworden. Eine emancipirte Frau, im gewöhnlichen unliebsamen Sinne des Wortes, pflegt als Schreckbild aufgestellt zu werden, und in der That, wie man sich eine solche in eigentlicher Bedeutung des Begriffs vorstellt, ist allerdings die Abneigung auch eine durchaus gerechtfertigte. Denn was könnte es Widersinnigeres geben, als wenn ein Weib dem zarten Sinn der Weiblichkeit, der ihr Geschlecht

adelt, entsagt, und, wenn auch nicht gerade der Sittlichkeit, so doch der Sitte herausfordernd entgegentritt und hinüber greift in männliches Wesen? Bezeichnet doch das rücksichtslose Hinwegsetzen über die Sitte unsere Sprache mit scharfem Verständniß als unweiblich, also dem weiblichen Wesen entgegen. Aber nicht des Weiteren soll hier zur Erörterung kommen, wo und wann die Schranken vom Weiblichen zum Unweiblichen überschritten werden, ein anderes Ziel steht mir vor Augen, wenn ich von Frauenemancipation spreche: es ist die Emancipation zur Arbeit, der ich das Wort reden will.

„Die Arbeit adelt" — sagen die Amerikaner — „und die Frau ist zu jeder Arbeit berechtigt, zu der sie befähigt ist." Nicht von den Vorurtheilen soll man fernerhin befangen sein, mit welchen man leider auf solche Frauen herabzublicken pflegt, die sich ihre Existenz durch eigene Arbeit schaffen. Aus Scheu vor solchem Vorurtheil verfehlt gar manches Mädchen den rechten Weg zur Begründung ihres Lebensunterhaltes, weil sie im falschen Stolze sich durch Arbeit zu erniedrigen meint und mit Mangel und Unentschlossenheit in stetem Kampfe, lieber müssig ihre Zeit vergeudet, als daß sie einen entschiedenen Schritt ins Leben hinaus wagt. Sie bezeichnet das Arbeiten für Andere als „unweiblich," als „nicht schicklich und herabwürdigend" für ein Mädchen aus „guter Familie," während sie doch zur Erleichterung der bedrängten Eltern das Opfer bringen und die eigene Familie verlassen sollte, um sich ihren Kräften gemäß eine Stätte im fremden Hause zu bereiten. Es kann und soll aber nicht der Beruf der Jungfrau sein, ihre Tage zu verträumen und in zweckloser und zielloser Beschäftigung zu verkümmern. „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod," sagt Iphigenie. Leben ohne Befriedigung ist ein stetes Suchen nach leeren Phantomen. Jedes Menschenleben fordert einen Zweck des Daseins, es soll einer Kerze gleichen: indem sie leuchtet, verzehrt sie sich, aber leuchtend

erfüllt sie ihren Beruf! „Ohne Arbeit gibt es kein Leben; der Mensch, der nicht arbeitet, ist wirthschaftlich todt. Nicht kommt es auf die Art der Beschäftigung an, der sich der Mensch hingibt; wenn er nur seinem Beruf mit Ausdauer und Fleiß, Treue und Gewissenhaftigkeit obliegt, so ist jede erlaubte Thätigkeit die rechte, denn Arbeit ist sicherer Schutz vor Leichtsinn und Verschwendung, auch ist der Fleiß die Hüterin der Tugend, das Grab der Sorge, die Wiege der Zufriedenheit und Gesundheit, die rechte Hand des Glückes."

Die Idee, das Arbeitsgebiet des selbstständigen Erwerbes für das weibliche Geschlecht zu erweitern, erhält von Tag zu Tag mehr praktische Bedeutung, je schwieriger und kostspieliger durch die Gestaltung unserer socialen Verhältnisse die Begründung eines häuslichen Herdes wird. Leider ist die Zahl der Frauen, die auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sind, statistischen Berichten nach, eine sehr bedeutende.

Wo so viele Frauen auf eigene Existenz zählen müssen, ist es gewiß nur erwünscht und willkommen, wenn jedes Feld der Thätigkeit, auf dem das Weib sich als nützliche und fördernde Arbeiterin erweisen kann, ihr eröffnet werde. Um aber in allen Beschäftigungsarten Vortreffliches zu leisten, ist sorgfältiges Studium, Geduld und strenge Aufmerksamkeit nothwendig. Die Kräfte müssen auf einen Punkt concentrirt und nicht zersplittert werden. Mehr in die Tiefe und Höhe, wie in die Breite, sollen wir mit unseren Bestrebungen gehen. Die Arbeit muß als Ehrensache betrachtet werden. Dies sollten alle Frauen recht beherzigen, umsomehr, als ihnen gar oft — und vielleicht nicht ohne Grund — Oberflächlichkeit und Mangel an Gründlichkeit, Scheu vor streng systematischem Erlernen einer Sache vorgeworfen wird. Geistige Thätigkeiten vorzugsweise erfordern das Daransetzen aller Kräfte, aber auch die scheinbar geringste Beschäftigung erheischt Ueberlegung, Genauigkeit und ausdauernden Sinn, will man anders Anerkennungswerthes und Gediegenes leisten.

In allen Staaten der alten und neuen Welt haben sich Vereine gebildet, welche sich die praktische Lösung der Frauenerwerbsfrage zum Ziel und Zweck gesetzt haben, die für die erhöhte Bildung des weiblichen Geschlechts und die Befreiung der Arbeit von allen ihrer Entfaltung entgegenstehenden Hindernissen, mit vereinten Kräften zu wirken bestrebt sind. Sie wollen die weibliche Kraft theilnehmen lassen an der Thätigkeit der Menschheit, für sie neue Felder fruchtbar machen. Sie wollen „die zurückgebliebene Hälfte des Menschengeschlechts" zur Arbeit und Begeisterung für die höchsten Interessen zu erwecken und zu befähigen suchen, daß sie ihre eigene Kraft und Leistungsfähigkeit prüfen und entfalten lernen. Die Frauen sollen wissen, was sie wollen, aber auch können, was sie wollen. Schon Paulus sagt, daß das Weib lernen soll, freilich in aller Stille und Unterthänigkeit.

Eine der erfreulichsten Thätigkeiten für geist- und gemüthvolle Mädchen ist die einer Lehrerin, Erzieherin, oder Kindergärtnerin. Die Beschäftigung mit zarten, unverdorbenen Kinderseelen ist ja so lohnend und herzerquickend. Daß diese Stellung sehr einflußreich, aber auch höchst verantwortlich ist, bedarf kaum der Erwähnung. Die Frage der Erziehung hat seit je die widersprechendste Auffassung gefunden. Aristoteles sprach den Grundsatz aus, „daß alle Erziehung nur Ergänzung der Natur sein dürfe," und Kant behauptet: „Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muß, er kann nur Mensch werden durch Erziehung; und er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht."

Des Weibes Meisterschaft und eigentliche Kraft ruht in der dienenden Liebe, und wo könnte diese sich lebendiger bewähren, als am Krankenbette, als Pflegerin des ihr mit Leib und Leben anvertrauten Kranken? Wie viel Schmerzen und Leiden haben schon die Diakonissinnen und barmherzigen Schwestern, die Albertinerinnen durch ihre umsichtige Fürsorge gelindert, wie viele Thränen durch ihren tröstlichen

Zuspruch getrocknet! Diesem Samariterdienst mag sich das Weib allezeit befleißigen, wenn sie aber selbstständig den Beruf des Arztes erwählt, wenn sie sich einem Studium hingibt, das ein Verleugnen ihres Geschlechts erfordert, so begegnet sie allerdings Hindernissen, die auf manchem, zum Theil nicht ungerechtfertigten Vorurtheil beruhen dürfen. Nichtsdestoweniger hat Amerika die Bahn sanktionirt, und einige deutsche Universitäten sind diesem Grundsatz bereits gefolgt, und das kommende Jahrzehnt wird zweifellos manche Frau mit dem Doktorhut betrauen.

Ueberall soll das Weib wohl streben nach erhöhter Leistungsfähigkeit, aber nur innerhalb der eigentlichen weiblichen Sphäre, sonst verläßt es seine wahre Natur. Denn schon körperlich weit zarter angelegt, bedarf es größerer Schonung und wird für schwere Anstrengung immerhin unfähig bleiben; sie überlasse es dem Manne, „im feindlichen Leben zu wetten und zu wagen, das Glück zu erjagen!" Für Solche, die gesunden Herzens und Geistes sind, gibt es kein Schwanken, kein unsicheres Suchen, wo das wahre Lebensglück und die wahre höhere und freiere Stellung ihres Geschlechts zu suchen ist. Mag es auch der dem Weibe angeborenen Befangenheit gewiß Ueberwindung kosten, aus dem Privatleben heraus und in die Oeffentlichkeit zu treten, so braucht sie kein Bedenken zu tragen, daß durch das Aufgeben der Zurückgezogenheit sie sich etwa des Hauches zarter Weiblichkeit begebe. Denn ebensowenig wie eine Frau, die sich nur in Privatkreisen bewegt, unbedingt jene Reize anmuthender Weiblichkeit besitzt, so wird Diejenige, welche thatkräftig und strebsam ist, deren auch nicht in der Oeffentlichkeit nothwendigerweise ledig. Mehr Versuchungen, Verantwortlichkeit und Aergerniß treten freilich heran, wo sie das Haus und das Privatleben verläßt; aber mit innerem, moralischem Halt, mit klarem Verstand, der den Aeußerlichkeiten und Nichtigkeiten des Lebens zum Gegengewichte dient, wird sie ihnen

siegreich widerstehen, und doppelten Werth hat dann die erprobte Tugend.

„Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken."

Weiblicher Heroismus.

„Wie kam dies in Ihren Besitz?" sagte ein junger Mann und lenkte die Aufmerksamkeit eines Trödlers auf eine Rubinnadel im Schaufenster.

„Die Nadel? Gestern Abend brachte sie eine junge Frau, welche in großer Aufregung wegen des Geldes zu sein schien; so kaufte ich sie ihr ab."

„Wie sah sie aus? Hatte sie blaue Augen? War sie groß und schlank?"

„Was weiß ich," sagte der Trödler. „Jeden Tag kommen Hunderte, ich betrachte sie nicht. Sie war eine sehr betrübte Frau. Jemand sagte, daß sie dort drüben im Hofe wohnt. Wünschen Sie die Broche, mein Herr?"

„Ja gewiß," sagte Ernst; er zahlte dem Händler das Fünffache des Preises, für welchen derselbe die Broche gekauft, und steckte sie in die Westentasche.

„Daß Agnes Kearn so weit kommen mußte," sagte er zu sich selbst, nachdem er die Straße erreichte. „Agnes im Laden eines Trödlers!"

Eine Stütze suchend, lehnte er sich auf die vorstehende Mauer eines alten Gebäudes. Ein kleines Mädchen lief vorbei, stieß sich an einen Eckstein und fiel auf die Erde. Er hob dasselbe schnell auf, tröstete es und küßte seine Stirn, als er auf den Gedanken kam, es könnte ihm Agnes aufsuchen helfen.

„Wo wohnst du, liebes Kind?" fragte er, in ihre strahlenden blauen Augen blickend.

„Ich darf es nicht sagen," antwortete das Kind erröthend, „meine Mama sagt mir, ich solle es Fremden nicht erzählen. Bitte, wollen Sie mich herunter lassen, mein Herr?"

„Ja, gewiß," sagte Ernst, als er ihr Mündchen zum Weinen verzogen sah, „aber sage mir, wie du heißt."

„Das darf ich nicht," antwortete sie mit weiblicher Entschlossenheit, welche ihn zu anderer Stunde amüsirt hätte.

Er setzte sie sanft herunter und beschloß, ihr von Weitem zu folgen. Etwas in ihrem Gesichtsausdruck interessirte ihn, es erinnerte ihn an Eine, welche er innig geliebt hatte. Er zählte die traurigen Jahre seit ihrer Heirath, ja, es konnte ihr Kind sein.

Die kleine Minna ging ihres Weges, gazellenleicht eilte sie in die Seitenstraße und verschwand im düstern Hofe eines alten Hauses, ohne ihr graciöses Köpfchen ein einziges Mal umzuwenden. Ernst folgte; sie öffnete eine niedrige Thüre, vergaß in ihrer Hast, dieselbe zu schließen, und er hörte sie eifrig erzählen: „Ich habe nichts gesagt, Mama. Der Herr fragte mich, wie ich heiße, und wo ich wohne, aber, Mama, ich habe ihm nichts gesagt."

„Mein liebes Kind," sagte die Mutter und gab ihr einen Kuß.

Diese Stimme! Es war nur diese eine in der Welt, welche ihn so erschüttern konnte.

„O, Mama, hier ist er," sagte Minna, als sie die Thüre schließen wollte. „Ich habe es ihm ganz gewiß nicht gesagt." Sie begann jämmerlich zu weinen.

„Agnes!" „Ernst!" Die einfachen Worte sagten so viel.

„Ist Ihr Mann todt, Agnes? Warum finde ich Sie hier?"

Sie schüttelte den Kopf und wurde todtenbleich.

„Was geschah?" fragte Ernst und richtete sich auf, als sei er zu ihrem Schutz berufen.

„Er ist todt für mich," erwiderte sie leise.

Ernst nahm die kleine Broche aus der Tasche: „Sie müssen viel gelitten haben, ehe Sie sich hiervon trennten; ich ahne eine verschwiegene Geschichte des Elends, Sie sollen nicht den Schmerz fühlen, dieselbe zu wiederholen. Ich frage nicht nach Ihrem Mann; es ist genug für mich, daß er lebt, während Sie hier leiden. Ich will ihm nicht in Ihrer Gegenwart fluchen, aber, Agnes, Sie müssen mir das Recht eines alten Freundes geben, ich muß für Sie sorgen dürfen, verlassen Sie diesen elenden Raum. Ihr Vater, Agnes, weiß er davon? Ist das Geld noch sein Gott?"

Er blickte auf sie und auf die erbärmliche Umgebung. Agnes antwortete nur durch ihre Thränen.

„Sagen Sie mir, wovon lebten Sie?" fragte Ernst.

Sie zeigte auf ein kleines Schreibpult in der Ecke der Stube.

„Langsames Verhungern!" sagte er unzufrieden. „Es ist Unsinn, Agnes. Betrachten Sie Ihre Lage. Verlassen durch den Geiz Derer, welche Ihnen zur Zeit der Trübsal beistehen sollten, hülflos verschwenden Sie Ihre Jugend und Gesundheit, um für Leute zu arbeiten, welche weder Ihre Lage verstehen noch Sie selbst würdigen können. Agnes, geben Sie mir das Recht eines Bruders, damit ich für Sie sorgen darf."

Agnes Kearn stand bleich aber ruhig von ihrem Stuhle auf.

„Hören Sie mich, Ernst. Was ich gewesen bin, wissen Sie. Was ich nach Gottes dunkler Vorsehung jetzt bin, sehen Sie. Ich habe mehr gelitten, als Sie, welcher so gut in meinem Herzen zu lesen versteht, ich bekenne es. Mein Obdach ist schlecht und traurig. Ich habe mir die Speise entzogen, damit mein Kind nicht hungere. Ich habe bis zum Tagesanbruch um mein tägliches Brod gearbeitet. Ich habe

nur dem Namen nach einen Vater auf Erden, aber trotz Allem habe ich mir meine Selbstachtung erhalten, und ich möchte lieber sterben, als nur leihweise einen Dollar von Ihnen anzunehmen. Nein, lassen Sie mich ausreden," bat sie, ihre Hand auf seinen Arm legend, als er ungeduldig durch das Zimmer schritt. „Mein armes Herz ist versucht bis zum Aeußersten, gleich der Taube Noahs findet es keine Ruhestätte. Sparen Sie Ihre Vorwürfe, seien Sie edelmüthig. Denken Sie, es koste meinem Herzen nichts, mich wegzuwenden und Nein zu sagen?" Ihre Stimme zitterte, Thränen erfüllten ihre Augen. „Ernst, ich darf mir Ihre liebevollen Worte nicht wiederholen. Die Liebe, welche dem Leide entsprang, ist stark, wild und tief. Verlassen Sie mich, Ernst. Betrügen Sie sich nicht; es ist nicht eines Bruders Herz, welches Sie mir anbieten. Ich muß ohne Ihre Hülfe weiter arbeiten. Die Nacht des Leidens war lang, mühsam und dunkel, der Morgen muß bald dämmern. Ich will warten und vertrauen. Wenn ich mich selbst nicht verlasse, wird Gott mich nicht verlassen."

„Noch einmal, soll ich dich verlassen, Agnes?" fragte der junge Mann und erfaßte ihre Hand.

„Gott will es," war ihre leise Antwort.

Als die Thüre sich hinter ihm schloß, brach die Frau zusammen. Sie bedeckte das Gesicht mit ihren Händen und weinte lange bitterlich. Dann folgte eine heilige Ruhe — ein Frieden, wie ihn nur Diejenigen, welche sich im Vertrauen auf Gott selbst überwanden, kennen.

Wer war ihr irdischer Vater? Er aß und trank und schlief, sorglos wegen des hülflosen Schicksals seiner Tochter, sorglos wegen der Kraft, welche sie vor Allem bedurfte, damit ihr gepreßtes Herz der Last des Schmerzes, der Versuchung und Hoffnungslosigkeit nicht unterliege. „Wie sich ein Vater seiner Kinder erbarmt," die schöne Wahrheit dieser Worte hatte die arme Agnes bei ihrem leiblichen Vater nicht erfahren.

„Das ist eine sehr gute Uebersetzung," sagte der pedantische Professor Boggs, „sehr gelungen, Madame; ich selbst hätte es nicht besser gemacht, das ist das höchste Lob, welches ich geben kann. Vermuthlich erwarten Sie ein hohes Honorar dafür, wie Alle, welche sich mit solchen Sachen beschäftigen?"

„So viel Sie mir geben können," sagte Agnes niedergeschlagen, „ich habe eine Woche hindurch unaufhörlich daran gearbeitet."

„S—ehr wahrscheinlich," sagte der Professor und betrachtete sie durch seine Lorgnette.

„Ich hörte, Sie seien die Tochter des alten Herrn Kearn. Er ist ein wohlhabender Mann. Wie kommen Sie zu solcher Hülfsbedürftigkeit?"

Grausamer, geiziger Vater, durch deine Schuld trifft der Dolch wieder das gequälte Herz.

Agnes antwortete: „Entschuldigen Sie mich, Herr Professor, ich möchte mein Familienleben nicht detailliren. Wenn Ihnen die Uebersetzung convenirt, freut es mich, sie Ihnen zu überlassen; wenn nicht, muß ich sie anderswo anbieten."

Mr. Boggs gab ihr das Heft mit einer Verbeugung zurück. Agnes befand sich wieder auf dem Wege. Die Aufregung ihres Zusammentreffens mit Ernst, Hunger und Müdigkeit überwältigten sie endlich. Ihre Schritte wurden unstät, ihr schwindelte, und sie fiel auf das Straßenpflaster.

„Betrunken," sagte einer der Umstehenden lachend.

„Ein gefallener Engel," sagte ein Anderer.

„Bringt sie in das Wachthaus," sagte ein Dritter.

„Komm her, kleines Mädchen," sagte ein roher Geselle zu einem Kinde, welches der Gruppe ängstlich fern stand, „willst du das betrunkene Weib nicht sehen?"

„Nein, nein," sagte das Kind und suchte sich zu befreien, als er es in die Höhe hob; dann stieß es einen durchdringenden Schrei aus und rief: „Es ist meine Mama, meine liebe Mama! Sie ist todt! O meine liebe Mama ist todt!"

Sie machte sich Bahn, küßte die blassen Lippen, schluchzte und hing an ihrem Halse, bis kein Auge in dem Menschenknäuel trocken blieb.

„Mr. Kearn," sagte ein kleiner flinker Mann und berührte den goldknopfigen Stock des Angeredeten, „sehen Sie den Zusammenlauf dort?

„Ja, was ist's? Es geht mich nichts an. Was ist's?"

„Nichts Besonderes, die Leute betrachten Ihre Tochter, welche durch Hunger und harte Arbeit ohnmächtig wurde, und Ihre kleine Enkelin schluchzt, als ob ihr das Herz bräche. Nun sehen Sie, Mr. Kearn, ich ehre graue Haare, sonst würde ich Sie nennen, wie die Bibel Denjenigen, welcher seine eigenen Kinder nicht versorgt, nennt, er ist „schlimmer als ein Heide." Ich bin ein reicher, kinderloser Mann und werde jetzt für sie Sorge tragen. Sie sagte meinem Neffen Ernst, mit edler Zurückweisung seiner Hülfe: „wenn sie sich selbst nicht verlasse, werde sie Gott nicht verlassen," und er hat es nicht gethan. Sie ist meine Tochter von diesem Tage an, und möge Gott die Sünden Ihres Geizes vergeben."

Häuslichkeit.

In der Liebe zum Haus, in der Anhänglichkeit an das Daheim spricht sich das echt deutsche Gemüth aus, und fürwahr häusliches Glück ist keinem anderen irdischen zu vergleichen, und kaum gibt es wohl einen schöneren Lobspruch für eine Frau, als den: Sie ist häuslich und pflichtgetreu, ist nirgends lieber, als zu Hause, in mitten der vielfachsten Arbeiten und Pflichten, nirgends glücklicher und heiterer als im Kreise ihrer lieben Familie, für die sie lebt, der sie mit vollster Theilnahme anhängt. Ja, der häusliche Herd

soll jedem weiblichen Wesen der Altar sein, dem gegenüber sie ihre Wünsche und Neigungen beschränkt und begrenzt; das Haus mit seinen bindenden und schützenden Schranken soll ihr eine Welt sein, in welcher sie als in ihrem engsten Gebiete, als umsichtige Herrin regierend schafft und wirkt.

„Der Mann" — sagt Riehl — „gibt dem Hause und der Familie Namen und äußere Gestaltung, er vertritt das Haus nach Außen; durch die Frau aber werden die Sitten des Hauses erst lebendig, sie haucht in der That dem Hause erst Odem des Lebens ein, die eigenste Weihe des Hauses, sein individueller Charakter wird fast immer bestimmt durch die Frauen."

Die Natur erschuf die Jungfrau für das Haus und die Familie, alle Anlagen des Geistes und Herzens weisen sie darauf hin; sie darf ihrer Bestimmung nicht untreu werden, will sie nicht ihren Lebenszweck verfehlen. Ja, ihre Erziehung ist erst wahrhaft vollendet und in sich beschlossen, wenn sie mit den Geschäften des Hauses vollständig vertraut, wenn sie nach allen Seiten hin vollkommen praktisch ist. Und wo erst Verständniß, da ist auch Liebe zur Sache. Weß Standes sie auch sei, die Haushaltung muß sie *frühzeitig* erlernen. Es wird kein Meister geboren; eine praktische Lehrzeit muß sie, wie jede andere geistige und mechanische, vollständig durchleben und alle Zweige des Hauswesens wie das ABC auswendig wissen. Denn was auch das Leben von ihr fordert, es ist hauptsächlich in des Hauses trauten Räumen eingeschlossen. Lebte sie auch in den glänzendsten Verhältnissen, immer muß sie den Ueberblick und ein sicheres Urtheil sich errungen haben, um wenigstens lehren, anordnen und befehlen zu können. Die beflissene Verschönerung des häuslichen Lebens, die Sorge für Behaglichkeit und Sauberkeit, für Sparsamkeit und Wohlanständigkeit, die Aufsicht über das Ganze, das Wissen von Allem, was im Hause geschehen muß, und das Bewußtsein, daß auch Alles auf rechte Weise geschehe, darf sich die Jung-

frau nicht nehmen lassen. Wer die Seinigen liebt, soll nichts für zu unbedeutend, nichts unter seiner Würde halten und Alles mit Sinnigkeit und Sorgfalt umfassen.

Arbeit versüßt das Leben; stille, treue Arbeit des Hauses ist ein Gottesdienst, der Tag für Tag gethan sein will.

Stunden, die in treuer Pflichterfüllung verstreichen, schließen manche Entbehrungen, aber auch gar viele Freuden in sich ein; sie geben den leidensvollen Flügel und verbreiten über die glücklichen Glanz und Heiterkeit, weil sie das Gefühl hervorbringen, daß wir nach Kräften den Platz ausfüllen, auf welchen der Herr uns gestellt. Wohl mag sich unser Dichter an solch einer weiblichen Pflichttreue beglückt gefühlt haben, wenn er singt:

„Da seh ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geschäftigkeit
In meinem Haus den Himmel mir erbauen,
Und, wie der Frühling seine Blumen streut,
Mit schöner Anmuth mir das Leben schmücken,
Mir alles rings beleben und beglücken."

Durch stete Wachsamkeit, durch umsichtiges Walten und gewissenhaftes Bedenken kann auch gar manches erspart und erhalten werden. Niemand verlasse sich auf Dienstboten; wer fremder Hand Alles überläßt, riskirt oft viel, und sein Haus ist meist schlecht bestellt. Selbst in Küche und Keller, selbst bei Markteinkäufen, selbst beim Reinigen der Zimmer, der Mobilien und Wäsche soll Jede sein, die Freude an ihrem Haushalt hat; sagt doch schon die Bibel: „Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll alles köstlichen und lieblichen Reichthums. Durch weise Weiber wird das Haus gebaut; eine Närrin zerbricht es mit ihrem Thun."

Gründlichen Ordnungssinn könnte man gewissermaßen die Cultur des Auges nennen; das für schöne und regelrechte Verhältnisse herangebildete Auge fühlt sich verletzt durch Unordnung und Unsauberkeit; es duldet weder im Hause noch am Anzug Dinge, die dort nicht ihren angemessenen und ihnen

zukommenden Platz haben. Unregelmäßig gestellte Mobilien, schiefhängende Bilder, unaufgeräumte Schränke, aus denen eingeklemmte Kleidungsstücke hervorschauen, aufgehäufte Papiere und Briefe, zerstreute halbfertige Handarbeiten, wüst durcheinander aufgeschichtete und zerknitterte Notenbücher mit eingeknickten Ohren, ein Nähtisch mit verwirrten Knäueln und Bändern 2c. werfen ein zweifelhaftes Licht auf die in Gesellschaft äußerlich geputzte Frau.

Wie aber jede gesteigerte Tugend leicht in einen Fehler umschlagen kann, so wird auch höchst gesteigerter Ordnungs- und Pünktlichkeitssinn zur Pedanterie und Einseitigkeit, welche philiströse Eigenschaft an dem Gewohnten, Hergebrachten mit ängstlicher Zähigkeit festhält und jedes ihrem System Fremde hartnäckig zurückweist. Alles, was die Gleichmäßigkeit in Führung des Lebens stört, ist ihr zuwider und verdrießlich, und ärgerlich steht sie jeder Abweichung vom Gewöhnlichen gegenüber. Abhaltungen und außergewöhnliche Störungen von Innen und Außen sind eben unvermeidlich, und dann versteht sich's von selbst, daß man nicht mit pedantischem Eigensinn an der herkömmlichen Tagesordnung festhält. Wer nur einigermaßen den Ansprüchen unserer raschlebenden Zeit genügen will, der darf nicht einseitig und pedantisch, noch schwerfällig im Handeln und Denken sein. Mehr als je wird eine gewisse Elastizität der Auffassung und Erfassung aller Aufgaben und Pflichten gefordert. Rührig und umsichtig, praktischen Sinnes muß man sein, und schnell dem Entschluß die Ausführung folgen lassen.

„Meide das Kleinliche und alles Peinliche,
Erwägen magst du und bedenken,
Nur laß den Blick dir nicht beschränken!"

Einseitige, schwerfällige Menschen sind auch in geselliger Beziehung nicht sehr erquicklich, sie sind gewöhnlich langweilig, und dieser Fehler ist eben so tadelnswerth, wie alle anderen, die auf Kosten und zum Nachtheil der Umgebung begangen werden. "Tout genre est bon, hors le genre ennuyeux!"

Gewinne dem Alltäglichen eine gewisse Poesie ab, lege in Alles, was du schaffst und thust, einen tieferen Sinn, gib ihm durch die Art und Weise, wie du es ausführst, eine höhere Bedeutung, strebe nach einer glücklichen, geistig gehobenen, und so weit es die Verhältnisse gestatten, idealisirten Häuslichkeit.

„Kennst du die holde Maria und Martha, des Lazarus Schwestern?
Siehe in ihnen dein Vorbild in Liebe und thätigem Schaffen.
Willst du erfüllen die Pflichten, zu welchen dich rufet dein Dasein,
Sei die Maria im Geiste, sei in der Thätigkeit Martha!"

Gewöhne deine Untergebenen deines Winkes gewärtig zu sein und laß dich durch unvorhergesehene Zwischenfälle oder Aergerlichkeiten nicht aus der Fassung, aus dem Gleichgewicht, bringen, sei auch hier gegenwärtigen Geistes. Solch' erfreuliche und wirksame Geschäftigkeit berechtigt dich zu der Hoffnung, vollstes Behagen den Deinen zu schaffen und einstmals eine Hausfrau zu werden, wie sie uns Schiller so lebenswarm geschildert hat:

„Sie reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer!"

Verschwendung, Sparsamkeit.

„Reichthum wird wenig, wo man es vergeudet, was man aber zusammenhält, das wird groß."

Es ist ein goldener Lehrsatz, daß der Mensch der glücklichste ist, der die wenigsten Bedürfnisse hat, der sich begnügt mit dem Nothwendigsten. Wer in Verhältnissen lebt, in denen ein gewisser Aufwand im äußeren Auftreten erlaubt sein mag, der soll ihn gleichwohl nicht in übertriebenem Luxus oder gar in sinnlose Verschwendung ausarten lassen; denn aller Aufwand, der die Kräfte des Vermögens übersteigt, wird zur Sünde.

Unter Luxus begreift man gewöhnlich Alles, was nicht Bedürfniß im strengen Sinne des Wortes, was zum menschlichen Leben nicht durchaus nothwendig, was wirklicher Ueberfluß ist. Allein leicht dürfte es nicht sein, die Grenze festzustellen, wo das Bedürfniß aufhört, und der Luxus beginnt. Es kommt hier vor Allem auf die Mittel an, die zur Verfügung stehen, es entscheidet hier Stand und Rang und Alter, es fällt die Stellung ins Gewicht, die Jemand in der Gesellschaft behauptet. Der Luxus macht sich bald in häuslicher Einrichtung geltend, bald im Essen und Trinken, bald im Anzug, in sogenannten Liebhabereien und Vergnügungen.

Die Tugend der Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit steht in erster Reihe der häuslichen Vorzüge, und ein Sparen und Zusammenhalten zu rechter Zeit und am rechten Orte ist der Hausfrau oder deren Vertreterin unerläßlich geboten. Zumeist aber wird nicht genug Gewicht darauf gelegt in kleineren, sich täglich wiederholenden Ausgaben zu sparen; man bedenkt nicht, daß täglich drei Cents erspart, am Ende des Jahres eine Ersparniß von über zehn Dollars, die von fünfundzwanzig

Cents aber die größere Summe von neunzig Dollars ergibt! Dagegen wird von Bemittelten so oft ungerechterweise Sparsamkeit an armen Verkäufern oder Arbeitern geübt, deren Preis oder Lohn in schmählicher Weise herabzudrücken sich keine feilschende Hausfrau schämt, ja sich wohl etwas darauf zu Gute thut. Und doch ist der arbeitenden Klasse der abgebrochene Cent ebensoviel werth, als den Reichen die Dollars, die wohl für Putz und Vergnügen gedankenlos dahingegeben werden.

Um wirthschaftlich, ohne geizig, freigebig, ohne verschwenderisch zu sein, muß man stets seine Finanzen und Verhältnisse fest im Auge behalten und darnach seine Einrichtungen zu treffen suchen. Weiß man genau die Höhe der monatlichen Einnahmen, so läßt sich mit weit mehr Klarheit und Sicherheit über die Geldmittel verfügen.

Es ist daher rathsam, wenn du noch im elterlichen Hause oder überhaupt abhängig bist, deine Eltern oder Vorgesetzten um Gewährung eines monatlichen Taschengeldes zu bitten, damit du frühzeitig schon selbstständig über Geldmittel disponiren lernst, was keineswegs ganz leicht und nicht ohne vielfache Versuchung ist. Aus der freien Disposition über eine bestimmte Geldsumme, und wäre diese auch noch so gering, erwächst eine doppelte Verpflichtung, einerseits gegen Diejenigen, denen man sie dankt, andererseits gegen sich selbst, da man sich Rechenschaft über die Verwendung derselben ablegen muß. Zu diesem Rechenschaftsbericht soll gewissenhaft ein Ausgabebuch geführt werden. Nichts mahnt überzeugender zu sparsamer Eintheilung, als die sprechenden Zahlen, sie allein können den rechten Ueberblick eröffnen über die Summen, die durch die Hände der Ausgeberin gingen, und zu welchem Zwecke sie verwandt wurden.

Wenn während der lauten Geschäftigkeit des Tages nicht jede Ausgabe ins Cassabuch eingetragen werden kann, so notire man sich wenigstens ins Taschenbuch sofort auch die kleinste Aus-

gabe, bis man Zeit gewinnt, sie an passender Stelle einzuschreiben. Das Cassabuch muß so eingerichtet sein, daß auf der linken Seite die empfangenen Gelder, auf der rechten die Ausgaben stehen. Wenn nicht jede Woche, so doch jeden Monat ist Cassenabschluß zu halten, das heißt: man vergleicht die Differenz zwischen Soll und Haben mit dem in der Casse befindlichen Ueberschuß, dem Saldo; beides muß genau stimmen. Bei einer ordentlichen Cassenführung darf nie ein Ausfall eintreten. Vor Allem hat man sich dabei eines zuverlässigen Rechnens zu befleißigen, eine Kopfanstrengung, die den meisten Frauen allerdings höchst unbequem und lästig dünkt, der sie sich aber nicht entziehen dürfen, denn ein richtiger Cassenabschluß ist ein wesentlicher Moment bei Führung des Hausstandes.

Um nun einen sicheren Anhalt in der Disposition der Geldmittel zu haben, soll man sich ein Budget, eine gewisse Regelung seiner Cassenverhältnisse aufstellen. Man muß sich klar machen, wie viel man, ohne das Gleichgewicht von Soll und Haben zu stören, sich für tägliche Lebensbedürfnisse, für Anschaffungen, für Toilette verausgaben, für Vergnügungen und geistige Genüsse, für wohlthätige Zwecke gewähren darf.

Prüfe also genau, ob deine Ausgaben im richtigen Verhältniß zu deinen Einnahmen stehen, und laß dich nimmermehr verleiten, daß erstere die letzteren übersteigen. Schulden machen, selbst wenn sie das unschuldigste Ansehen haben, Vorschüsse erheben, auch wenn du sicher zu sein glaubst, sie in kürzester Zeit wieder erstatten zu können, vermeide: es führt zu unordentlichem Bewirthschaften deiner Gelder. Beschränke deine Ausgaben auf das Nothwendigste; von allem Ueberflüssigen sieh jederzeit ab. "A penny saved is a penny got," sagt ein englisches Sprichwort. In den meisten Anschaffungen ruht nur todtes Kapital, und je mehr man Kisten und Kasten füllt, desto größer wird die Sorge der Aufbewahrung. Gesteigerte und vermehrte Bedürfnisse machen nicht

glücklicher; im Gegentheil: je unabhängiger sich der Mensch von äußerlichen Dingen macht, desto sorgloser und leichter geht er durchs Leben.

Laß dich nicht zu Einkäufen verleiten, die durch ihre Billigkeit bestechen; auch das Billigste ist zu theuer, wenn es unnütz ist. Verbrauche oder trage nichts, was du nicht bezahlt hast, vielmehr bezahle alle Bedürfnisse baar; sie sind dadurch nicht nur ungleich billiger, sondern du wirst auch jederzeit vom Einkauf überflüssiger Dinge abgehalten, denn zum Entnehmen auf Credit entschließt man sich leichter. Rechnungen, die sich mit der Zeit zu ungeahnter Höhe summirt haben, bereiten oft Verlegenheiten und lassen sich schon deshalb weit schwerer bezahlen, weil sie zumeist als hinkender Bote erst dann nachkommen, wenn das Gekaufte oft längst verbraucht und vergessen ist. Nur bei gewissen Dingen, bei Arbeiten von Handwerkern, oder wenn Waaren durch fremde Boten ins Haus gebracht werden, geht man allerdings sicherer, wenn die Zahlung durch Rechnung geschieht; immerhin geschehe sie bald nach Empfang, schon deshalb, weil man den Vortheil der Procente genießt. Die Quittungen sind dann sorgfältig alphabetisch und nach Jahrgängen sortirt, als Beleg aufzubewahren. Während fünf Jahre hat der Rechnungsaussteller das Recht der Forderung, erst nach Ablauf dieser Frist erlischt es.

Wer schlecht wirthschaftet, erschöpft auch die größten Mittel. Dankst du die Einnahmen deiner eigenen Hände Arbeit, die ja nicht immer gleich fördernd und lohnend zu sein pflegt, so wirthschafte immer so, daß du in guten Zeiten dir einen Nothpfennig für schmalere Einkünfte zurücklegst. Auch hier gibt der praktische Engländer guten Rath: "Mind your business, put by a penny a day and never borrow." Und willst du das Geheimniß wissen, immer mehr zu besitzen, als du brauchst, so beobachte folgende Regel: Ordne dein Budget derart, daß du um eine Stufe geringer lebst, als es deine

Mittel erlauben. Hast du dreißig Dollars, so verausgabe nur fünfundzwanzig, sind hundert dein eigen, so disponire, als hättest du nur neunzig, den Rest lege zurück. Auf diese Weise bleibt das richtige Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgaben gewahrt. Wer immer mehr besitzt, als er gebraucht, ist reich, mag er nun mit Hunderten oder Hunderttausenden rechnen.

Musik.

„Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus!"

Man hat die Musik die „göttliche" unter den Künsten genannt, wohl in feiner Hindeutung dessen, daß sie die wesenloseste derselben sei; sie wird nicht im Raume geboren, sie lebt und stirbt in Momenten. Ihr Reich ist ein nahezu unbegrenztes, es umfaßt die erhabenste Gefühls-, die unergründlichste Gedankenwelt. Was das Wort nicht auszusprechen vermag, der Ton klingt es wieder; den höchsten und tiefsten Empfindungen der Menschenbrust verleiht sie Ausdruck; die zartesten Regungen, die geheimnißvollsten Stimmungen des Herzens spiegelt sie wieder — sie spricht die Seele der Seele aus. Mit magischer Gewalt weckt ihre Zaubersprache alle träumenden Geister in unserer Brust und belebt sie auf so wunderbare Weise, daß wir uns selbst verwundern und nun erst gewahr werden, welch ein klangreiches Leben tief verborgen in uns schlummerte! Sie läutert die Gefühle, sie verklärt Freuden und Schmerzen, sie trägt uns auf ihren Schwingen aufwärts in die Höhe, sie führt aus dem Endlichen ins Unendliche. „O Tonkunst! Du schlägst die zerlaufende Welle des Meeres der Ewigkeit an

das Herz der dunklen Menschen, die am Ufer stehen und sich hinüber sehnen! Bist du das Abendwehen aus diesem Leben oder die Morgenluft aus jenem?" fragt Jean Paul, von der Muse begeistert.

Ihre eigentliche Heimstätte hat die Tonkunst in Italien und Deutschland gefunden. Frankreich und England haben sich im Wesentlichen nur angeeignet, was von jenseits des Rheins und der Alpen zu ihnen hinüberklang. Das deutsche Volk aber ist auch heute noch das Volk der Musik geblieben, nachdem die Blüthezeit italischer Kunst längst dahingegangen, und während die letztere sich allmählich zu bedeutungsloser, den Sinnen huldigender Oberflächlichkeit abschwächte, vertiefte sich vielmehr die erstere und begann von der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts an sich mehr und mehr zu vergeistigen.

Der höchste Beruf der Tonkunst ist, Gott zu dienen. Schon von den Völkern des Alterthums wissen wir, daß die Musik in ihrem Gottesdienst eine Stätte fand; Davids Psalmen wurden zur Harfe gesungen, und die christliche Kirche, die katholische wie die protestantische, haben ihr einen wesentlichen Antheil an der Erbauung ihrer Gläubigen angewiesen. Was wir auf dem Gebiete der Tonkunst Erhabenstes besitzen, es gehört zum großen Theil der kirchlichen Kunst. Die größten Meister der Vergangenheit wie der Gegenwart haben der geistlichen Muse geopfert: Palestrina, Pergolese, Lotti, Händel und Bach, Haydn, Mozart und Beethoven, Mendelssohn, Schumann, Liszt und Brahms brachten der Kirche ihre Gaben dar. Aber die Tonkunst ist nicht Priesterin des Allerheiligsten allein, sie ist auch Weltpriesterin zugleich; sie dient nicht dem Glauben allein, sie schmückt auch das Leben. Sie tritt uns nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Schule, im Concertsaal und im Hause entgegen, und ein Erforderniß der modernen Bildung ist es, sie in allen diesen ihren Erscheinungsarten kennen zu lernen.

Ist dir musikalisches Talent verliehen, so pflege es als ein köstliches, dir anvertrautes Gut, denn:

„Ein Talent, das Jedem frommt,
Hast du in Besitz genommen;
Wer mit holden Tönen kommt,
Ueberall ist der willkommen."

Sieh in der Musik immerdar die göttliche Kunst, die dich aus der alltäglichen Stimmung hinüber in die sonntägliche Weihestimmung trägt. Nicht leichten Sinnesgenuß suche in ihr, sondern Erhebung des Herzens, nicht diene sie zur Befriedigung deiner Eitelkeit, sondern zur Veredlung deines Gemüths. Laß sie dir zur treuen Gefährtin werden, zur Trösterin in trüben Stunden, zur Freudenbringerin und Freudenvermehrerin in sonnigen Tagen!

In keiner Kunst macht sich der Dilettantismus so breit, als in der Musik, in keiner glaubt man so der Gründlichkeit entbehren zu können, als bei ihr. Unter „musikalisch sein" versteht man gewöhnlich ein wenig Clavierspiel und die Gabe, ein Lied zu singen, aber so anspruchslos dies auch gegeben werden mag, immer strebe doch nach möglichster Vollkommenheit.

„Hätt' Gott mich anders gewollt,
Hätt' er mich anders gebaut,
Hat er mir ein Talent gezollt,
Hat er mir was vertraut."

Benutze zur Ausbildung die ersten Jugendjahre, damit du bereits die mechanischen Schwierigkeiten überwunden hast, wenn deine Urtheilskraft, dein Geschmack gereift und geläutert sind und du zu ernsterem Studium übergehen sollst. Uebe dich systematisch mit gewissenhafter Ausdauer und Regelmäßigkeit und eigne dir gründliche musikalische Kenntnisse an. Die Musik ist nicht blos Hand- oder Kehlarbeit. Die Bildung des Gehörs ist sehr wichtig; bemühe dich deshalb frühzeitig, Ton und Tonart zu erkennen: Harmonielehre und Generalbaß werden dich eigentlich erst musikalisch machen. Denn Musik ohne theoretische, ist wie eine Sprache ohne gramma-

tikalische Kenntnisse. Wem ein harmonisch-ästhetischer Sinn mangelt, wer kein Gefühl für Rythmus, keins für falsche und reine, disharmonische und harmonische Töne hat, dem fehlt die eigentliche Grundbedingung zur musikalischen Leistungsfähigkeit.

Nimm es ernst mit dem, was du leistest, um so mehr, je mehr du auf dankbare und aufmerksame Hörer Anspruch machen willst. Erst wenn du durchdrungen bist von dem, was du vorträgst, erst wenn du es dir ganz zu eigen gemacht hast, wird man von dir sagen können, du habest „eine musikalische Seele." Geistloses Geklimper aber, sowie seelenloser Gesang sind eine Versündigung gegen die Hoheit der Muse. Deßhalb dürfte es gerathener sein, verspürst du gar keine Begabung und Neigung zur Musik, sie bei Zeiten aufzugeben und die Kräfte auf einem anderen Felde der Thätigkeit zu verwerthen.

Die Wahl der vorzutragenden Stücke, deiner Lieder und Gesänge sei der Empfänglichkeit der Zuhörer angepaßt, wie sie zugleich der Leistungsfähigkeit und den Stimmmitteln der Spielenden oder Singenden entsprechen müssen. „Bemühe dich" — sagt Robert Schumann in seinen musikalischen Haus- und Lebensregeln — „leichte Stücke gut und schön zu spielen; es ist besser, als schwere mittelmäßig vorzutragen; spiele immer, als hörte dir ein Meister zu." Oberflächliche Salonstücke singe und spiele nie; sie gefallen im Augenblick, haben aber keinen künstlerischen Werth, verlangen meist sehr brillante Ausführung und wiegen doch kaum das Opfer der Zeit auf, die du zu ihrem Studium verwendest. Auch hierin gibt Schumann praktische Winke. „Spiele, wenn du älter wirst, nichts Modisches. Die Zeit ist kostbar. Man müßte hundert Menschenleben haben, wenn man nur alles Gute, was da ist, kennen lernen wollte. Schlechte Compositionen mußt du nicht verbreiten, im Gegentheil sie mit aller Kraft unterdrücken helfen."

Wage dich nicht allzufrüh an tiefclassische und hochdramatische Sachen, an Virtuosenstücke, oder an Musik, in welcher Seelenaffekte zum Ausdruck kommen müssen, die du bei deiner Jugend kaum nachzuempfinden vermöchtest.

„Willst du schon zierlich erscheinen und bist noch nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor."

Wähle anfänglich Compositionen, die weniger Schwierigkeiten bieten, wie Werke von Mozart, Schubert, die leichteren Stücke von Beethoven, Schumann, Chopin, Henselt, Heller, Moscheles, Mendelssohn. Singe zuerst ansprechende deutsche Volkslieder.

Habe acht auf deine Stimme, denn sie ist vergänglich, und ein leichtsinniges Ueberanstrengen, oder das Nichtschonen des Kehlkopfes, verschleiert der Töne Klarheit, und bald ist die Stimme unwiderbringlich verloren. Behüte und bewahre diese Gottesgabe gleich deinem Augapfel, denn:

„Mehr als die Schönheit selbst bezaubert die liebliche Stimme,
Jene zieret den Leib, sie ist der Seele Gewalt!"

Schließlich kann ich nicht umhin, einer geselligen Rücksichtslosigkeit zu erwähnen, die man sich recht oft in sogenannten musikalischen Kreisen zu Schulden kommen läßt: es ist dies das Anhören, oder vielmehr das Nichtanhören musikalischer Vorträge. Namentlich trifft dies Schicksal die Instrumentalmusik; der Gesang pflegt schon wegen des Textes mehr die Aufmerksamkeit zu fesseln. Bedächten doch solche undankbare Anwesende, daß das, was eben zu Gehör gebracht wird, das Resultat langen Studiums ist; möchten sie doch begreifen, daß der Spielende bei dem taktlosen Geplauder nur schwer Takt zu halten im Stande ist, daß die Nerven während des Spiels doppelt thätig, also doppelt fein sind; vergäßen sie doch nicht, daß bei dem Durcheinandertönen der Stimmen die Stimme einer Sängerin kaum rein intoniren kann, ja hätten sie nur die geringste Pietät vor der Hoheit und dem Wesen der Musik, sie würden fühlen, daß der Vor-

tragende in dem Augenblick ein Stück seiner Seele gibt, und würden ihm lohnen durch unbedingte Aufmerksamkeit. „Musik" — sagt ein geistreicher Kritiker — „soll nicht der Mode, der eitlen Vergnügungssucht huldigen, welche die Kunst blos hinnimmt als ein bequemes Mittel, sich die Zeit zu vertreiben, zum Nothbehelf geselliger Kreise, die man weder gemüthlich noch geistreich genug ist, zu beleben."

Brechende Herzen.

„Legt drum keinen Menschen nieder,
Seht ihn Morgen wohl nicht wieder
Wenn's euch reut."

Schnee und Hagel schlugen unbarmherzig gegen die Fenster, der schneidende Nordwind drang durch Mark und Bein. Man sah zitternde Fußgänger durch die Straßen eilen, welche die bei der Sturmeswuth fast nutzlosen Regenschirme mühsam festhielten. Starke Männer zogen die Rockkragen über die Ohren, rieben die frostleidenden Hände, stampften mit den Füßen, um die Circulation zu befördern. Zierliche Damen saßen hinter den Glasscheiben der Equipagen, bis zum Kinn in kostbares Pelzwerk gehüllt. Es war ein Tag, um Gott für eine warme Stube und Speise zu danken, und der obdachlosen Armen frostschauernd zu gedenken.

Es war Danksagungstag, der Erntesegen, der Saft der Trauben, die Beute der Jagd waren auf der Festtafel vereint, ein Tag unbeschränkter Gastlichkeit, warmer Herzensgrüße und fröhlicher Erinnerungen. An den Fenstern der eleganten Häuser, wo seltene Blumen wie im Sommer blühten, und Vögel sangen, wo schwerseidene Vorhänge und helles Kamin-

feuer dem kalten Wind Trotz boten, sah man glückliche Gesichter und graziöse Gestalten, deren Farben mit dem bunten Herbst rivalisirten. In solchem Hause am köstlich besetzten Tische saß Mr. Glen mit Frau und Familie, Kindern und Kindeskindern. Der hohe Kinderstuhl, in welchem jedes Jahr ein neuer kleiner Erdenbürger saß, war pflichtgemäß an den Tisch geschoben, und der kleine Inhaber im rothen Röckchen und weißer Schürze gab ein Bild kindlicher Glückseligkeit. Söhne in männlicher Schönheit, Töchter in weiblicher Anmuth bildeten eine das Auge schön befriedigende Scene. Ein Diener brachte einen Brief für Mr. Glen. Als er las, stieg die Röthe zu seinen Schläfen, er schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte: „Es ist keine Antwort nöthig," und wandte sich wieder zu der Fröhlichkeit der Tafel. Der Brief kam von seiner pflichtvergessenen Tochter Helene, welche vor Jahren heimlich Herz und Hand einem jungen Manne geschenkt hatte. Mr. Glen hatte gesagt, er wolle sie niemals wiedersehen und die Seinigen dürften in keiner Verbindung mit ihr stehen. „Denkt an sie als an eine Todte und erwähnt ihren Namen niemals in meiner Gegenwart," gebot er. Alles, was ihn an sie erinnern konnte, war aus seinem Gesichtskreis geschafft. Ihr Zimmer war abgeschlossen, dort stand noch die Guitarre, deren blaues Band so oft auf ihrem schlanken Halse geruht, ihr Arbeitskästchen, Zeichenmaterial, verwelkte Blumen, zierliche kleine Pantoffeln, geschmackvolle Kleider und der Spiegel, welcher die anmuthige Gestalt so oft gezeigt hatte. Ihr Vater hatte gesagt, sie sei todt für ihn, und wünschte es zu glauben, doch konnte ein Wort, ein einst gehörtes Lied oder ein leiser Schritt seine Erinnerung aufschrecken und in seinen Träumen erschien ein süßes, bleiches Gesicht mit blonden Flechten, und eine melodische Stimme bat weinend um Verzeihung, aber die Morgensonne fand ihn kälter und unbeugsamer als je. Vergeblich bat die seit seiner Jugend treue Gefährtin, deren Haare jetzt silberweiß, voll Muterliebe für ihr Kind. Vergeblich fügten

die feuchten Augen des Bruders oder der Schwester ihre stille Bitte hinzu. So saß er an seiner Festtafel, er hatte gerade ihre letzte Bitte verweigert. Für ihn hatten die Speisen ihren Reiz verloren.

Im Dachzimmer eines halbzerfallenen Gebäudes lag ein Mann im letzten Stadium der Schwindsucht. An seinem Bett saß eine liebliche Frau, auf deren bleichem Gesicht der Gram mehr als die Zeit Spuren gelassen. Ein Knabe von sechs Jahren bemühte sich mit seiner kleinen Hand ihre Thränen hinwegzuwischen, während sie sich auf seinen Lockenkopf neigte. Durch die zerbrochenen Fensterscheiben drang der Schnee herein, ein paar Kohlen auf dem Herde waren fast ausgebrannt, und der Husten des Kranken hallte schrecklich durch das öde Zimmer. Fröstelnd zog er die dünne Bettdecke um die abgezehrten Glieder und sagte: „Weine nicht, Helene, dein Vater wird sich erweichen lassen, wenn ich todt bin."

„Nein, nein," schluchzte seine Frau, „er muß sich jetzt unser erbarmen!"

Da überbrachte der Bote ihres Vaters abschlägige Worte.

„Ich sagte es dir," sagte der Kranke stöhnend, indem er sein Gesicht zur Mauer wandte.

Helene stand einen Augenblick still; dann rief sie ihren Knaben, sie war todtenbleich als sie seine Locken auf der Stirn scheitelte und ihn mit ihrem eigenen zerrissenen Mantel umhüllte, sie sandte ihn in den Sturm, gleich einer Taube aus Noah's Arche.

Mr. Glen saß in Gedanken versunken bei Tisch und drehte unruhig seine Serviette zwischen den Fingern; der Sturm, welcher draußen so schrecklich tobte, konnte mit den streitenden Gefühlen in seinem Innern verglichen werden. Er wandte seinen Kopf der sich öffnenden Thüre zu; vor ihm stand ein kleiner Bursche, in dessen Locken Schneeflocken hingen, seine Wangen waren von der scharfen Kälte geröthet, und die

kleinen Finger und Zehen guckten blaugefroren aus zerrissener Kleidung.

„Wo ist mein Großvater Glen?" fragte das Kind und blickte unschuldig und furchtlos auf die Gruppe der Gäste.

Mr. Glen schaute ihn wie verzaubert an, das waren Helenens Locken, ihre schönen blauen Augen und klangvolle Sprache. Das Kind näherte sich und legte sein erstarrtes Händchen auf des Großvaters Knie. Die Natur konnte sich nicht länger verleugnen. Der alte Mann drückte ihn an seine Brust, küßte das lichtlockige Köpfchen, rieb die kalten Glieder und bot ihm Speisen an.

„Nein, nein," weigerte sich das Kind, „ich wünsche etwas für die arme Mama, sie ist so hungrig, Papa stirbt, und —"

Der erregte Kleine schluchzte, als ob sein Herz brechen wollte. Wenige Augenblicke später befanden sich Mr. Glen und seine Frau auf dem Wege zu ihren leidenden Kindern. Ein Diener mit Wein und Speisen folgte ihnen. Sie gingen durch den dunklen Hof, kletterten die zerbrochene Treppe hinauf; Karls Augen leuchteten vor Freude, er öffnete die Thüre des elenden Raumes und rief: „Wach' auf, Mama, wach' auf, lieber Papa, hier kommt eine Stärkung für dich!"

„Barmherziger Gott! Wir kommen zu spät," sagte Mr. Glen, als seine Blicke auf den regungslosen Gestalten seiner Tochter und ihres Mannes weilten. Vergeblich forschte er nach einem Athemzuge; Noth, Gram, Kälte und Hunger hatten ihr Werk zu sicher gethan. Mit bitteren Thränen bestattete man in ein Grab die beiden Gatten, welche selbst der Tod nicht scheiden konnte.

Die Thränen der Kindheit trocknen schnell wie Aprilregentropfen, und der kleine Karl ist jetzt der Sonnenschein im Hause des Großvaters Glen.

Liebe und Pflicht.

Der Mond beschien kein schöneres Bild, als die Gestalt der achtzehnjährigen Eva May, welche in lieblicher Sommernacht auf ihrem Bette schlummerte. Dieser Gedanke erfreute ihre Mutter, als sie leise ins Zimmer glitt, um ihr einen stummen Abendsegen zu spenden. Die schöne Röthe der Jugend und Hoffnung lag auf ihren Wangen; ihr langes dunkles Haar fiel massenhaft über Hals und Schultern; ein Lächeln spielte um die kirschrothen Lippen, und die Mutter beugte sich nieder, ein träumendes Flüstern zu vernehmen. Sie fuhr bei dem Namen zusammen, als habe sie eine Schlange gebissen, und als die kleine weiße Hand unruhig die Decke verschob, sah sie an dem Finger ihres Kindes das Zeichen des Verlöbnisses. In jener Nacht kam kein Schlaf in die Augen der Mutter. Vorwurfsvoll fragte sie sich: „Wie konnte ich so blind sein? Aber Eva schien mir nur ein Kind! Und er! O, die Weinflasche soll nicht Evas Nebenbuhlerin werden, es darf nicht sein!"

Eva war eigenwillig; Mrs. May wußte, daß sie vorsichtig behandelt werden mußte, aber sie wußte auch, daß keine Mutter verzweifeln darf, wenn sie die Liebe ihres Kindes besitzt.

Evas Augen öffneten sich zur Begrüßung der ersten Sonnenstrahlen, als sie in ihr Zimmer huschten. Sie stand vor dem kleinen Spiegel und band mit ihren feinen Händen die reichen, dem Zwange widerstrebenden Haarflechten auf. Wie sollte sie nicht wissen, daß sie schön sei? Sie las es in Aller Augen. Und Einer, welchem sie jetzt entgegen eilte, sah mit dem Stolz der Liebe jede glänzende Locke, jede Azurader, jedes Erröthen. Seine Worte waren klangvoll, sanft und geschickt gewählt, süßer als Musik für ihr Ohr. Mit un-

bewußter Anmuth band sie den kleinen Strohhut unter dem rosigen Kinn fest. Frisch und arglos wie das Tausendschönchen unter ihren Füßen, eilte sie zu dem wohlbekannten alten Platz neben den Weiden.

Halt!

Eine leichte Hand berührte ihren Arm, und die bittende Stimme der Mutter hemmte die flüchtigen Schritte.

„Liebe Eva, komm zu mir auf diese alte Gartenbank. Gib heute deinen Spaziergang auf. Ich schlief fast gar nicht in der vergangenen Nacht, der Morgen findet mich müde und niedergedrückt."

Ein Schatten glitt über Evas Gesicht, die rothen Lippen zitterten, der Widerspruch stieg in ihrem Herzen auf, aber ein Blick in ihrer Mutter bleiches Gesicht bestimmte sie. Die Hutbänder aufknüpfend, lehnte sie ihr Köpfchen liebkosend auf der Mutter Schulter.

„Du bist krank, Mutter? Du hast Sorgen?" fragte sie, aufmerksam in ihr Gesicht blickend.

„Höre mir zu, Eva, ich will dir eine Geschichte aus meinem Leben erzählen. Als ich in deinem Alter war, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, er hieß Adolph. Er war nur eine kurze Zeit in unserem Dorfe, aber die Herzen der Mädchen wandten sich von den bäuerischen Anbetern zu ihm. Schön, jovial und gesellig, wurde er überall gern gesehen. Er saß stundenlang bei mir und las mir unsere Lieblingsautoren vor; wir streiften zusammen durch alle schönen Wald- und Wiesenwege, welche unser Dörfchen umgaben. Meine Eltern wußten nichts Nachtheiliges über ihn und waren gleich mir entzückt über seine hohe Bildung und das unbezeichenbare Interesse, welches er jedem ernsten oder heiteren Gespräch zu verleihen verstand. Mein volles Herz schlug nur für ihn. Eines Nachmittags kam er, um mich zu einem Spaziergang abzuholen. Bei der Begegnung auf dem Kieswege bemerkte ich, daß sein schönes Haar verwirrt

war; mit wankenden Schritten und lallender Zunge näherte er sich; ein Todesschmerz durchzuckte mich, ich wurde ohnmächtig. Während ich mich erholte, war er hinweggegangen, und meine Mutter beugte sich weinend über mich. Ihr weibliches Herz verstand Alles, was in mir vorging. Sie drückte ihre Lippen auf meine Stirn und sagte: ‚Gott stärke dich, mein Kind, das Rechte zu wählen.‘

Ich konnte ihre sorgenvollen Augen, sowie das schmerzlich beredte Gesicht meines ergrauten Vaters nicht ertragen und wollte dem Zauber jener Stimme und jenes Lächelns widerstehen. Er schrieb an mich; ich wagte den Brief nicht zu lesen, denn mein Herz sprach sogar damals noch zu mächtig für seine Rückkehr, ich sandte ihn uneröffnet zurück. Meine Eltern bemühten sich, die Bürde meines Schmerzes zu erleichtern, aber der Duft einer Blume, eine einst gehörte Melodie, ein zitternder Mondstrahl, brachte mir alte Erinnerungen zurück, mit der herben Bitterkeit, welche uns alles Verlorene in einem flüchtigen Moment zeigt. Jedoch meines Vaters ehrwürdige Hand lag segnend auf meinem Haupte, und meiner Mutter Stimme traf engelmild mein Ohr. Die Zeit ging dahin, ich besiegte mich selbst. Dein Vater sah mich und warb um meine Hand, meine Eltern ließen mir freie Wahl — und, liebe Eva, sind wir nicht glücklich?“

„O Mutter,“ sagte Eva sorgenvoll, „hast du Adolph nie wiedergesehen?“

Erinnerst du dich, mein Kind, des Sommerabends, wir saßen unter der Säulenhalle, als ein von langer Wanderung bestaubter Mann die Treppe heraufkam und um ein Abendbrod bat! Erinnerst du dich seines aufgedunsenen, zerstörten Gesichts? Eva, das war Adolph.“

„Jener herabgekommene Mann, Mutter?“ fragte Eva; sie bedeckte ihre Augen mit den Händen, als wolle sie das traurige Bild verbannen.

„Ja, das war Alles, was ihm geblieben von seinem glän-

zenden Wesen, von der schönen Form, die Gott nach seinem Bilde geschaffen. Ich blickte umher in meiner glücklichen Heimath, auf euren edlen Vater, dann auf ihn, und" (sie nahm Evas Hand, berührte den Ring, welchen sie trug), „meine Tochter, das Gebet, einst von meiner Mutter für mich gesprochen, flüstere ich nun in dein Ohr: Gott helfe dir, das Rechte zu wählen."

Wille ist Macht.

„Es ist wirklich ein sehr großes Unglück diese Fälschung des Mr. Grant. Ich weiß nicht was aus Emma werden wird. Ich glaube sie wird ihr Haupt nicht mehr erheben können. Vielleicht erwartet sie in dem gewohnten Verhältniß mit ihren Freunden zu bleiben, aber das ist" —

„Ganz unmöglich," sagte die heitere Mrs. Blair und ordnete ihre Locken. „Der Mensch hat seine Familie mit ins Verderben gezogen, und da sehe ich keine Hülfe."

„Er hat keine Familie außer Emma," antwortete ihre Freundin, „und ich vermuthe, einige wohlthätige Seelen werden sich ihrer annehmen. Jedenfalls geht es uns nichts an.'

Die beiden Freundinnen (?) rüsteten sich zu einem Spaziergange.

Emma Grant glaubte in der That ihr Herz gebrochen bei diesem traurigen Fehltritt ihres Vaters, aber mit ihrer geringen Menschenkenntniß, im Sonnenschein der glücklichen achtzehn Lebensjahre gesammelt, zweifelte sie nicht an der willigen Unterstützung alter Freunde in ihrem Vorhaben Lehrerin zu werden. Einen nach dem andern dieser Sommerfreunde

ersuchte sie um Protection. Einige waren „zu gewissenhaft, um die Tochter eines Fälschers zu empfehlen." Einige sprachen weniger frei, nahmen zu dem alten System ihre Zuflucht: „sie wollten daran denken und sie benachrichtigen," hüteten sich aber wohl eine Zeit für diesen guten Vorsatz zu bestimmen. Andere, deren Gewissen sie sich am liebsten aus den Augen geschafft hätte, riethen ihr sehr gleichgültig, „sie möge auf das Land ziehen und sich in der Familie eines Gutsbesitzers nützlich machen." Wieder Andere umgingen die Frage, indem sie sie bescheiden an einflußreiche Personen verwiesen. Alle wünschten ihr Wohlergehen und meinten, es sei achtungswerth, daß sie für sich selbst arbeiten wollte, aber sie schienen sehr besorgt, es möge doch außerhalb ihres Gesichtskreises geschehen. Tag für Tag kehrte Emma müde mit schmerzenden Füßen heim; ihr Herz wurde entmuthigt und von der Selbstsucht und Niedrigkeit der Menschen überzeugt. In solcher gedrückten Stimmung gedachte sie eines alten Freundes, Mr. Bliß. Sonderbar, daß er ihr nicht früher einfiel. Sie hatte sich oft gastfreundlich mit ihm unterhalten, als er an der Tafel ihres Vaters speiste; er würde sicherlich dem Kinde seines alten, obgleich gefallenen Freundes seinen Einfluß zuwenden. Mit neuem Muth machte sie sich auf den Weg. Sie fand ihn glücklich zu Hause, jedoch wo war das gewohnte Lächeln und der Händedruck der Freundschaft? Mr. Bliß schien wie aus Holz geschnitten, sie sah keine Bewegung seinerseits. Schwer konnte sie das überwältigende Gefühl beherrschen und die Thränen zurückdrängen, als sie ihn an die vielen traulich verlebten Stunden erinnerte und den Zweck ihres Besuches erklärte. Während dessen beschäftigte sich Mr. Bliß mit dem Ordnen einiger Geschäftsbriefe, und seine Miene schien zu sagen: „Wenn Sie keine Dame wären, würde ich nicht zögern, Ihnen die Thüre zu weisen, so aber höre ich zu, das ist Alles, was ich thue."

Gleich manchen Anderen in derselben Angelegenheit kam

er zu der Schlußfolgerung, wenn er sie sogleich gehörig abweise, werde sie nicht wiederkommen. Darum sagte er: „Es ist eine sehr üble Geschichte. Ueber die ehrlose, abscheuliche That Ihres Vaters kann nur eine Meinung herschen. Man darf Sie nicht tadeln, aber Sie können Ihre frühere Stellung nicht mehr einnehmen. Kurz, unter diesen Umständen glaube ich nicht, jetzt Etwas für Sie thun zu können."

Ein dunkelrother Fleck brannte auf Emmas Wangen, als sie nach Hause ging. Ihre leichte Gestalt war hoch aufgerichtet. Ihre Augen flammten, ihre festen, schnellen Schritte bekundeten eine neue Energie. Sie wollte sich durch solche selbstsüchtige Feigheit nicht niederwerfen lassen, sie wollte siegen ohne Menschenhülfe durch ihren eigenen unbeugsamen Entschluß, es mußte ihr gelingen."

„Wille ist Macht," sagte Emma, als sie alle Kräfte an die Erfüllung ihres Vorhabens setzte. Schlug dieses Wort je fehl, wenn der Geist trotz dieser Hindernisse muthig und gottvertrauend war? Nein. Emma stand früh auf und ging spät schlafen. Sie lebte von einer Kruste, entbehrte allen Luxus und oft alle nöthige Bedürfnisse. Ihr Kissen war oft thränennaß, sie fühlte sich übermäßig angestrengt und kraftlos. Das boshafte Lächeln der Uebelrichtenden und die krächzende Prophezeiung der Uebelwollenden kränkten ihr Gefühl. Alle Freunde, welche an ihrem Tische gegessen und getrunken hatten, gingen jetzt auf der anderen Seite vorüber; die gewöhnliche Zahl der guten Seelen stand auf der Mauer, bereit zu rechter Zeit zu Hülfe zu springen, und sie hatte außerhalb ihres Bereiches Stellung genommen. Im Vordergrund stand der gerechte und ehrenhafte Mr. Bliß, welcher sein pharisäisches Kleid nicht durch die Nebeneinanderstellung mit einem bekannten Sünder beschmutzte.

Nach dem Verlaufe eines Jahres erhielt Emma Zöglinge aus den ersten Familien der Stadt, mit deren ganzer Erziehung sie betraut war; in ihrem Hause aufgenommen, genossen

sie nach den Schulstunden die treue Sorgfalt einer Mutter. Die Schule kam in den besten Ruf, Emma konnte den Preis für ihre Dienstleistungen bestimmen.

„Warum senden Sie Ihre Tochter nicht zu meiner Freundin, der Miß Grant?" fragte Mr. Bliß den Senator Hall. „Sie ist meine Portegee, eine angenehme Dame. Bei Eröffnung der Schule kam sie zu mir und bat um Empfehlung, in Folge davon stieg sie wie eine Rakete. Man spricht nur von ihrer Musterschule."

Der herablassende Mr. Bliß! Schade, daß ihm der Unsinn benommen wurde; er sah höchst niedergeschlagen aus, als der elegante Wittwer ihm mit einem Blick der Verachtung erwiderte: „Die Dame, von der Sie sprechen, Mr. Bliß, wird im Laufe dieser Woche meine Gemahlin; in ihrem und in meinem Namen danke ich Ihnen für den liberalen Schutz und die männliche Ermuthigung, welche sie dem hülflosen jungen Mädchen in der Stunde der Noth zuwandten."

Es ist unnöthig hinzuzufügen, wie oft die Einwohner von X., welche es passend gefunden, die Existenz der Miß Emma Grant zu vergessen, im Laufe der folgenden Wochen ihr Gespräch mit den Worten: „Meine Freundin, Frau Senator Hall" begannen.

Ach! Die arme menschliche Natur!

Wie Männer herrschen dürfen.

„Liebe Maria," sagte Heinrich zu seiner jungen Frau, „ich bitte dich, mir einen Gefallen zu erweisen. Du hast eine Freundin, welche mir mißfällt, und ich fühle, daß sie uns Unheil bringen wird. Willst du Frau May um meinetwillen aufgeben, Maria?"

Ein leichter Schatten des Unmuths zog über Marias Gesicht, als sie antwortete: „Wie unverständig, Heinrich. Ist sie nicht eine feine, kluge Weltdame?"

„Sehr richtig, und gerade deßhalb ist ihr ungünstiger Einfluß auf ein so lebhaftes Temperament, wie das Deinige, zu fürchten. Ich spreche im Ernst, Maria, ich wünsche, daß ich dich nie mehr mit ihr zusammen sehe."

„Lieber Heinrich, das geht zu weit. Sei nicht unangenehm. Laß uns von etwas Anderem sprechen. Der alte Onkel Jeff sagt: ‚Wie geht's Geschäft?'" und sie sah muthwillig in sein Gesicht.

Heinrich lächelte nicht.

„Wohlan," sagte die kleine Frau, wandte sich weg und bewegte ungeduldig ihr Füßchen, „ich weiß nicht, wie ich wegen deiner Laune mit ihr brechen soll. Ich habe ihr versprochen, sie heute Abend zu besuchen."

Heinrich antwortete nicht, nach wenigen Minuten befand er sich auf seinem Wege zum Büreau. Maria stand hinter der Gardine und sah ihm auf der Straße nach. Ein unangenehmes, drückendes Gefühl war in ihrem Halse und eine Thräne in ihrem Auge. Heinrich zürnte ihr, sie wußte das. Er war zum ersten Mal seit ihrer Verheirathung weggegangen ohne das zärtliche Lebewohl, mit welchem er gewöhnlich, wenn

auch nur für eine Stunde, von ihr schied. Sie ging unruhig und unglücklich in ihr Schlafzimmer. Es war ein reizendes Boudoir. Die Statuen, Vasen und Bilder hatte er ihr vor und nach der Hochzeit geschenkt, Alles hatte eine Geschichte, eine zärtliche Beziehung zu Heinrich. Das duftige Bouquet hatte er gestern auf dem Heimwege gekauft, weil sie die Blumen liebte. Das Buch, in welchem Beide gestern Abend zusammen gelesen, enthielt ein Blatt, worauf Marias Name in Heinrichs kühner Handschrift stand. Wohin sie sich wandte, fand sie ein Zeichen seiner Liebe. Aber Frau May, sie war so satyrisch! Sie würde sie bespötteln, wenn sie sich von Heinrich beherrschen ließe. Hatte sie nicht gesagt, alle Männer wären Tyrannen? Und dies war Heinrichs erster Anlauf, um sie zu controliren. Nein, sie durfte nicht nachgeben. Sie nahm das schöne Seidenkleid aus dem Schrank und legte ihre Toilettenstücke zurecht, denn sie wollte ausgehen. Sie öffnete das Schmuckkästchen, ein Billet fiel zu ihren Füßen. Sie wußte den Inhalt auswendig; es schlüpfte an ihrem Geburtstage mit dem hübschen Armbande in ihre Hand, aber sie las es wieder. Es war sehr verliebt für einen einjährigen Ehemann, und es war ihr so lieb! Theurer Heinrich! Sie legte das Billet zusammen, setzte sich nieder und faltete die Hände, unglücklich durch eine völlige Unentschlossenheit. Vielleicht hatte Heinrich doch recht in Bezug auf Frau May, und wenn nicht, ein Haar seines Hauptes hatte mehr Werth für sie, als alle Frauen in der Welt. Er hatte ihr noch nie ein unfreundliches Wort gesagt. Er hatte ihr jeden Wunsch erfüllt. Er sorgte so aufmerksam und bekümmert für sie, wenn sie krank war. Konnte sie ihn betrüben? Die Liebe siegte. Das elegante Kleid wurde weggehangen, die Juwelen kehrten in ihr Kästchen zurück, und mit leichtem Herzen setzte sich Maria nieder, um auf ihres Mannes Heimkehr zu warten. Die Lampe brannte noch nicht im Wohnzimmer, als Heinrich die Straße herauf kam. War sie ausgegangen trotz seiner

Worte? Er ging langsam durch das Haus, betrat das dunkle, verlassene Zimmer und warf sich seufzend auf das Sopha.

„Theurer Heinrich!" sagte eine willkommene Stimme an seiner Seite.

„Gott segne dich, Maria," sagte der glückliche Gatte, „du hast mir eine schwere Sorge erspart."

Freundliche Leserinnen, wißt ihr es nicht? Mancher Mann verdient alle Opfer eines liebenden Herzens.

An die Mütter.

Kaiser und Könige lenken die Geschicke der Völker und bestreben sich, wenn sie in Wahrheit ihrer hohen Stellung würdig sein wollen, die Nationen, an deren Spitze sie stehen, weiser, besser und glücklicher zu machen. In den Tempeln der verschiedenen Confessionen wird verkündet, was recht und gut ist, und was der Mensch zu thun und zu lassen hat, auf daß jeder Einzelne und somit die Gesammtheit fortschreite. Die Gelehrten der verschiedenen Fächer grübeln, erforschen und ergründen das noch Unbekannte, fördern täglich neues Wissen zu Tage und vermehren so fortwährend die Summe menschlicher Einsicht und Erkenntniß. In viel tausend Schulen, groß und klein, vornehm und gering, werden Millionen von Kindern unterrichtet, und ihre Lehrer bemühen sich, sie zu braven und rechtschaffenen Menschen zu machen.

Alle die Genannten wirken mit, unserem Geschlechte seine Bildung, seine Cultur zu geben; wer sie aber Alle *weit* übertrifft an intensiver Einwirkung, *das ist die Mutter*; sie, die die ersten Schritte des Kindes lenkt; sie, mit deren Augen es sieht, mit deren Ohr es hört, durch deren Herz es fühlt. Was die Mutter in ihres Kindes Gemüth gelegt, das

tilgen alle späteren Einflüsse so leicht nicht; was sie versäumt, wird dem Erwachsenen nie zum Lebensodem werden. Der Charakter der Zeit geht nicht aus von Hörsälen der Universitäten, sondern von der Familienstube, und weit weniger die Männer der Wissenschaft, die großen Geister der Nation sind es, die unmittelbar auf die Bildung der werdenden Nation wirken, als die Mütter, zu deren Füßen die Kleinen sitzen, auf deren Knie sie sich stützen, nach deren Lippen die Augen blicken, deren Wort das erste Samkorn ist, gelegt in den noch unbebauten Boden.

Das haben die Weisen aller Zeiten und Nationen wohl eingesehen und darum der Erziehung den allerhöchsten Werth beigelegt. Plutarch erzählt uns, daß Cato die ganze Erziehung und den ganzen Unterricht seines Sohnes selbst übernommen und mit unermüdlicher Geduld durchgeführt habe. Er lehrte den Knaben nicht nur Ringen und Schwimmen, Reiten, Fechten und den Wurfspieß schleudern, sondern auch Lesen, Grammatik, Rechtswissenschaft ꝛc., obwohl er unter seinen Sclaven einen sehr gelehrten Griechen hatte. „Denn," sagte er, „so große Kenntnisse soll mein Sohn mir verdanken und nicht einem gekauften Diener." Er verfaßte selbst dem Verständniß des Kindes angepaßte Erzählungen und schrieb sie mit großen, deutlichen Buchstaben nieder, damit sein Sohn sie selbst lesen und sich an den hohen Beispielen edler Männer bilden und erheben könne.

Wohl mag es hie und da noch Einzelne geben, die sich zwar nicht scheuen, ihren Jagdhund zu dressiren und ihr Reitpferd abzurichten, es aber unter ihrer Würde halten, ein Kind zu erziehen und zu unterrichten; die Begriffe von Ehre sind noch nicht allerwärts klar; euch aber, ihr Mütter, wird eine solche Ansicht nicht irre machen. Ihr seid berufen, der kommenden Generation das Gepräge zu geben, — ist ein höherer, ein schönerer Beruf denkbar? Darum freudig ans Werk und unermüdlich ausgehalten bei der Arbeit!

Sorget vor Allem für die körperliche Gesundheit und Frische eurer Kinder und laßt euch dabei nicht beeinflussen durch Eitelkeit, Mode, oder auch die Macht der Gewohnheit. Ist die Tochter so erzogen worden, daß sie als Frau gesund und froh ist, so wird sie das ihrer Mutter herzlich danken; wenn sie aber als Kind gekleidet worden, daß die Vorübergehenden stehen blieben und sprachen: „Sieh einmal das Engelchen! Eine Taille wie ein Bienchen," so wird das dereinst zu ihrem Glücke nicht beitragen und der Mutter auch wenig Dank erwerben.

Gewöhnet eure Kinder an Alles, was gesittet, schön, wohlanständig ist, an Ordnung, Fleiß, Beharrlichkeit und Ausdauer, an Reinlichkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Ihr Ja sei Ja, ihr Nein sei Nein; keine weitere Bekräftigung sei nöthig, oder werde geduldet, eine Verletzung der Wahrheit sei ihnen eine moralische Unmöglichkeit. Lehret sie Selbstbeherrschung, Mäßigkeit, Menschenliebe und Gehorsam. Achtung vor dem Gesetze werde ihnen eingeprägt in frühester Jugend, damit bei keiner Gelegenheit der Gedanke in ihnen aufsteigt: „Kann ich ungesehen, ungestraft dieses oder jenes Gebot verletzen?" Es ist verboten, die Abhänge des Eisenbahn-Dammes zu ersteigen; jeder Knabe hat Lust hinauf zu klettern; der schlecht erzogene sieht sich um, und wenn Niemand in der Nähe ist, steigt er nach seinem Gelüste die Böschung auf und ab; der gut erzogene sieht sich nicht um, denn für ihn ist es gleichgültig, ob ihn Jemand beobachtet, oder nicht; was verboten ist, existirt nicht für ihn. Nicht Furcht vor Strafe hält ihn zurück, sondern die Achtung vor dem Gesetze.

Eure höchste Aufgabe sei es, die Kinder denken und richtig urtheilen zu lehren, ihren Blick zu klären und sie geistig unabhängig und selbstständig zu machen, Alles nach seinem wahren Werthe zu erfassen.

Der Schotte, Lord Calbot, war schon in seinem fünfund-

zwanzigsten Lebensjahr Generallieutenant, Mitglied des Geheimen Rathes, Ritter des Hosenband-Ordens und besaß eine jährliche Revenue von dreißigtausend Pfund Sterling; er war also ein sehr angesehener, einflußreicher Mann und wurde hoch verehrt. Aber er war auch ein klar denkender Kopf und sagte zu sich selbst: „Ja, ich stehe hoch und bin mächtig; aber womit habe ich es verdient? Zum Obersten wurde ich ernannt, da ich noch in der Wiege lag, also ganz ohne mein Zuthun; die Tapferkeit des mir verliehenen Cavallerie-Regiments im Kampfe gegen die Rebellen, und die gute Führung durch meinen Stellvertreter trug mir den Orden und den Rang eines Generallieutenants ein; mein Vermögen habe ich von meinen Voreltern ererbt, die es (rechtmäßig oder unrechtmäßig) zusammengebracht; aber nirgends sehe ich etwas von eigenem Verdienst. Wohlan, ich will versuchen, wie viel ich selbst werth bin." Unter dem Vorwande, seine großen Güter in Amerika inspiciren zu wollen, nahm er unbestimmten Urlaub, übergab Haus und Hof einem zuverlässigen Manne und reiste, mit tausend Thalern in der Tasche, ab — nicht nach Amerika, sondern nach Oestreich.

In Wien ließ er sich vor den Feldmarschall Browne bringen, von welchem er wußte, daß er ein Schottländer war.

„Gnädiger Herr, ich bin ein Schotte und möchte gern unter Ew. Excellenz die Kriegskunst erlernen und unter einem so großen Generale mitkämpfen für die Kaiserin Maria Theresia."

„Gut, mein Sohn; hat Er etwas Vermögen?"

„Das leider nicht, Excellenz; aber ich will mich so aufführen, daß ich würdig werde, welches zu besitzen."

„Bravo! Er gefällt mir! Das ist gut gedacht. Ich nehme Ihn als Korporal in mein Regiment."

„Excellenz, viel tausend Dank; aber ich möchte gern erst dienen lernen, ehe ich selbst befehle; am liebsten fange ich unten an."

„Es leben meine Schottländer! Er kommt in mein Regiment! Handle Er, wie Er spricht, und es wird Ihm gut gehen. Wie heißt Er?“ —

„Livingthon.“ —

Und Livingthon hielt, was er versprochen, und that mehr, als er gelobt. Seine Aufführung war untadelig; seine Bescheidenheit und Dienstfertigkeit machten ihn zum Liebling Aller, die ihn kannten; seine Tapferkeit war mit Ueberlegung und Umsicht gepaart; er stieg von Stufe zu Stufe, und nach vier gefahrvollen und vielbewegten Kriegsjahren war er Oberst. Als er es auch noch bis zum Generallieutenant gebracht hatte, war er zufrieden; nun verdankte er diese Stellung nicht mehr dem Glücke, sondern seinem Verdienste. Er suchte den Feldmarschall Browne wieder auf, stellte sich ihm als Lord Calbot vor und ging bald darauf wieder nach England zurück.

Den griechischen Philosophen Xenophanes (im 6. Jahrh. vor Chr. Geburt) forderte Jemand zum Hazardspiele auf. „Ich spiele nicht Würfel,“ antwortete Xenophanes. — „Du fürchtest zu verlieren,“ war die Entgegnung, „du bist eine feige Memme.“ — „Das bin ich auch,“ erwiderte ruhig der Philosoph, „sobald es Dinge betrifft, deren ich mich schämen müßte.“ Mit Würfeln können auch Kinder spielen; ein Mann von Geist und Herz weiß seine Zeit besser zu verwenden.

Den trefflichen Seneca tadelten gute Freunde, daß er den Vorträgen anderer Philosophen zuhöre, und meinten, er müsse sich schämen. „Glücklich,“ sprach Seneca, „wenn ich mein Alter durch nichts Anderes beschimpfe! Ich habe noch lange nicht ausgelernt, weiser und besser zu werden.“

Wollt ihr aber eure Kinder selbstständig und frei machen, so müßt ihr selbst frei sein und unabhängig von der Parole des Tages und den Modethorheiten der Zeit. Erziehung der Kinder fordert von dem Erzieher eine stete Vervollkommnung seiner selbst. Aber auch darum ist diese nothwendig, weil die

Mutter in allen Dingen dem Kinde ein Beispiel ist, ein Muster sein soll; weil jede Mühe vergebens ist, wenn dem Worte das eigene Thun widerspricht. Man sagt oft: „Kinder sind scharfe Beobachter.“ Ich glaube dies nicht; sie sind im Gegentheil flüchtig und oberflächlich, aber sie sind meist vorurtheilsfrei, und fast immer unerbittliche Richter. Wehe darum der Mutter, welche die Pflichten selbst verletzt, die sie ihren Kindern auferlegt! Glücklich aber preise ich die, welche ihrer Kinder Liebe und Achtung in vollem Maße besitzt! Alles, was sie erlangen und erreichen, bringen sie ihr; jede Ehre, jede Auszeichnung ist ihnen doppelt willkommen, weil die Mutter sich freuen wird; und kein Glück wäre süß, wenn die Mutter es nicht theilen dürfte.

Aber es ist auch keine kleine Aufgabe, Kinder gut zu erziehen! Viele Jahre lang mit stets gleicher Ausdauer beobachten und leiten, ermahnen und stützen, erinnern und helfen; immer strenge und doch immer liebevoll sein; nie müde werden, auch wenn kein Erfolg sichtbar ist; auch die unbedeutendste Kleinigkeit nicht aus den Augen verlieren, für Alles sorgen, — es gibt keinen schwereren Beruf, keine größere Heldenthat. Tausendmal leichter ist es, in der Stunde der Begeisterung eine große That vollführen, ein schweres Opfer bringen, als Tag für Tag und Jahr für Jahr ungezählte kleine Mühen und Lasten ertragen. Leichter ist es, dem feindlichen Geschütze zu trotzen, muthig die Schanze zu stürmen, die Fahne aufzupflanzen und dabei vielleicht den Tod für des Vaterlandes Ehre zu sterben, als Jahrzehnte hindurch Kinder zu hegen und zu pflegen, zu erziehen und zu heilen, zu heben und zu veredeln. Das ist euer Heldenthum, ihr Mütter! Still und anspruchslos füget ihr Steinchen auf Steinchen, bis der Bau vollendet ist. Eure Thätigkeit im Einzelnen ist kaum zu sehen; unscheinbar ist sie und klein, aber sie wirkt in ihrer jahrelangen Uebung das Höchste, das Größte, sie schafft den Geist der Zeit.

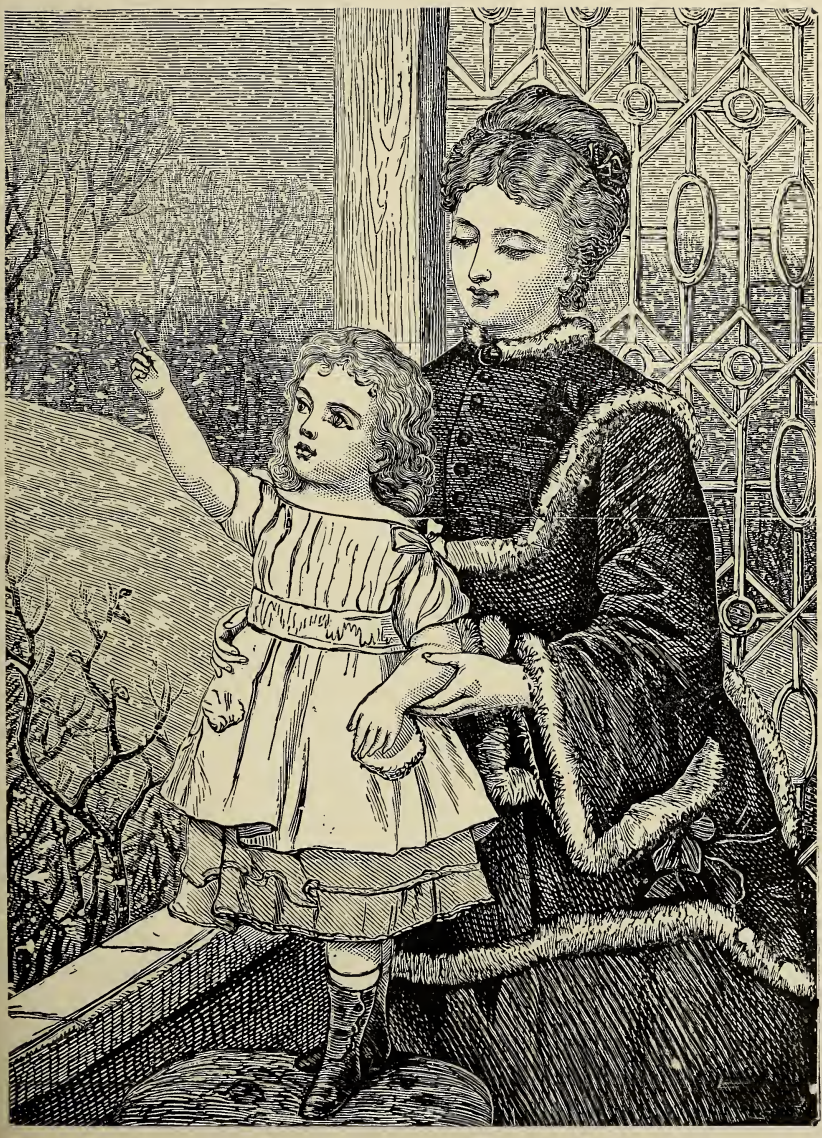
Nicht in Denkmälern von Stein und Erz werden Mutterliebe, Mutterſorge und Mutterarbeit gefeiert, aber im Herzen der Kinder iſt ihr Denkmal errichtet, und was eine Generation Großes und Herrliches leiſtet, baſirt auf ihrer Erziehung, und wenn die Wohlthäter der Menſchheit gekrönt werden ſollen, — der ſchönſte Lorbeer gebührt der Mutter.

Mutter und Kind.

„Es gibt kein ſchönres Glück auf Erden
Als Mutterglück, das rein und zart
Sogar in Kummer und Beſchwerden
Der Freude himmliſch Kleinod wahrt.
Ob Gold, ob Armuth es begleiten,
Iſt es doch immerdar ſich gleich;
Es macht mit ihren Herrlichkeiten
Die Reichſte arm, die Aermſte reich."

Wie das nächtliche Geſtirn vor dem Sonnenlicht, ſo erbleichen alle bisherigen Genüſſe des Weibes vor den freudigen Empfindungen der Mutter. Als Mädchen war ſie froh, als Braut und Gattin an der Seite des Geliebten ſtolz und glücklich, aber jetzt bei der Ankunft des hilfloſen kleinen Weſens iſt ſie nicht nur froh, ſtolz und glücklich, ſondern niegeahnte Wonne und Seligkeit durchwogt ihr höher ſchlagendes Herz.

Ehe noch das mütterliche Auge den Gegenſtand dieſes Wonnegefühls geſehen, wurde er geliebt, und alles in Bereitſchaft geſetzt, um den jungen Weltbürger würdig und mit der Liebe, womit nur eine Mutter lieben kann, zu begrüßen, und jetzt betrachtet ſie das neue Leben als das koſtbarſte Geſchenk des Himmels. Welche entzückende Ausſicht, welche reine Wolluſt, welche Seligkeit auf Erden, in dieſem geliebten Kinde ſich neu leben zu ſehen, der Erde einen nützlichen Bürger, dem



Himmel einen seligen Bewohner zu erziehen, eine kraftvolle Stütze ihres hülflosen Alters und einen fühlbaren Trost in ihren Beschwerden heranwachsen zu sehen. Welch ein reicher Ersatz aller ausgestandenen Schmerzen! Welch ein köstliches Loos, gewürdigt zu sein, den süßen Namen Mutter zu tragen!

Die mannigfaltigen Sorgen, schlaflose Nächte, die Mühe und Arbeit, welche das Kleine mit sich bringt, werden von der entzückten Mutter für nichts angeschlagen, oder durch das erste unbewußte Lächeln holder Unschuld doppelt vergütet.

Die plötzlich wach gewordene Liebe Anderer ist oft von kurzer Dauer. Und wie oft ist dies das Loos der erhabensten und großmüthigsten Seelen! Mag ihr Freundschaftsbund sich immer auf die tugendsamste Zuneigung gründen, sie können den harten Zwang der Verhältnisse nicht aufheben, und so trennen sich manchmal in dieser Welt der Unvollkommenheit die allerzärtlichsten Freundschaftsverbindungen.

Nicht so mit der Liebe, die durch dieses heilige und unverletzliche natürliche Band gestiftet wird. Sie ist keine vorübergehende Leidenschaft, welche, gleich einem Feuer im dürren Reisig, schnell empor lodert und alsbald wieder verlöscht, ihre huldvollen Freuden sind keiner Erschütterung unterworfen. So lange das Kind lebt, lebt die Liebe, bis das treue Herz im Tode bricht und auf Erden nicht mehr lieben kann.

Welche Veränderung hat's gegeben! Gerne vermißt die junge Mutter den trüglichen Schimmer vorüberrauschender Ergötzlichkeiten, um sich ganz der Pflege ihres Säuglings zu widmen, und das stille häusliche Glück zu gründen, das einzige, das es werth ist, von Frauenseelen gesucht und gefunden zu werden. Erst wenn das Kind einige Begriffe bekommt, versüßt ihr sanfter Umgang jede Stunde seines Lebens; ihre herzliche Theilnahme an seinem Schicksal erleichtert ihm jeden Schmerz und läßt eine jede Freude zweifach empfinden. Ihre Gespräche enträthseln ihm die Wunder

der sichtbaren Welt und lenken seinen Sinn frühe auf das Ewige und Unsichtbare im Himmel.

Ihre Gedankenwelt ist nicht mehr die vorige, ihre Sprache ist deutlich, einfach und von der innigsten Zärtlichkeit; sie lebt, arbeitet, wacht, opfert sich ohne Murren ihrem hohen Beruf. Kurzum: ihr Lebensweg hat eine andere Richtung eingeschlagen, das Alte ist vergangen, und auch in diesem Fall ist Alles neu geworden.

Hier kommt die Einwendung: „Was thut das Weib in diesem Allen Sonderliches? Haben nicht die verschiedenen Kreaturen auch denselben Naturtrieb?"

Angenommen das sei der Fall. Wir verringern nicht den Adel der menschlichen Mutterliebe, wenn wir sie Instinkt nennen. So weit dieser geht, ist es ein und dasselbe. Die Thiermutter versorgt und beschützt ihre Jungen. Sie hungert, wenn nöthig, um dieselben zu sättigen, sie stirbt in der Vertheidigung derselben, aber alles nur auf kurze Dauer, bis sie sich selbst helfen können.

Ist dieser Punkt erreicht, so hört die natürliche Anhänglichkeit auf, denn das Vieh hat kein Familienleben, keinen Geist und keine Unsterblichkeit.

Auf diese Thatsachen wird die Mutter eines ewig lebenden Wesens aufmerksam gemacht, und nun kommen wir wie von selbst auf die Frage der mütterlichen Verantwortlichkeit.

An der Wiege, worin ihre Freude und ihre Hoffnung liegt, blickt sie also und vielleicht zum ersten Mal auf ihre Vergangenheit, eine Vergangenheit voller Schwachheiten und Gebrechen. Ihre Seele ist voll Schmerz über sich selbst und voll Hoffnung für ihr Kind, denn hat auch sie gestrauchelt auf dem Weg der Pflicht, soll dieses angehende Leben durch ihre Erfahrung klug werden, soll edler und besser sein, als das ihrige bisher war. Von dem schlummernden Gesichtchen aus durchstreifen ihre Gedanken die Kinderwelt, und fast wie ein Zauberbild schwebt

ihr die Zukunft vor Augen. Jeder muntere Knabe und jedes holde Mädchen sollte zum ehrbaren christlichen Charakter herangebildet werden. Sollte ihr Kind hier zurückstehen? Nein, es soll in die ersten Reihen treten und ihrer Erziehung Ehre machen.

Und wirklich, wie überwältigend ist der Gedanke, daß heute die Staatsmänner, Prediger, Philosophen, Lehrer, Aerzte, Geschäftsleute und Landwirthe der großen Zukunft, von Mutteraugen bewacht und Mutterhänden sorgsam gepflegt, in Millionen Wiegen schlafen!

Alle Vaterlandsliebe und aller Verrath der nächsten fünfzig Jahre wird heute im Mutterschooß gebettet und von Mutterlippen in lächelnder Unschuldsgestalt geküßt. Alle, deren Namen einst im Tempel des Ruhmes und der Ehre leuchten werden; — Alle, die ihr inneres Leben der Welt gleich frischen, sprudelnden Labequellen in ihren Schriften ihren Mitmenschen zur Begeisterung und Bildung bieten; — Alle, die die unentbehrlichen schweren Arbeiten jeder Art zu verrichten haben, lallen jetzt die Sprache der Unmündigkeit. Gerade dieses ist das plastische Material, welches von Frauenhänden, Frauenherzen und Frauenlippen zu Gefäßen der Ehre oder Unehre gestaltet wird. Diese Kinder werden entweder tugendsam oder lasterhaft — entweder charakterfest, wie die Felsen, oder unbeständig, wie das Rohr im Winde.

Es liegt größtentheils in Mutterhänden, ob unsere Gefängnisse mit Verbrechern angefüllt werden, oder ob Bildung, Ehrenhaftigkeit, Charakter und Gottesfurcht in jedem Hause eine geweihte Stätte haben sollen, und ob kein Mutterherz mehr über den Fall des Kindes trauern, bluten und endlich brechen muß.

Die Männer, welche Amerika groß machten, verdankten ihre hohe Stellung vielfach ihren praktischen und christlichen Müttern, und die Männer der Zukunft, welche es groß erhalten und noch einflußreicher machen sollen, weisen auf dieselbe

Quelle als Mittel ihrer moralischen Kraft und Begeisterung hin.

Es wird als allgemeine Regel angenommen, daß das Kind gewöhnlich den Eltern ähnlich wird. Die elterlichen Gesichtszüge, deren Natur, Anlagen, Tugenden, innere und äußere Gebrechen finden sich im Kinde meistens wieder. Gesunde Eltern haben gesunde Kinder. Schwindsüchtige, scrophulöse, unmäßige Eltern übertragen ihrer Nachkommenschaft einen Hang zu denselben Uebeln. Die Eltern, die jeder Wollust fröhnen und jeder bösen Leidenschaft freien Lauf lassen, die anstatt aufwärts, abwärts gehen, die sich dem Widersacher alles Edlen und Guten mit Leib und Seele verschreiben, müssen nicht erwarten, daß ihre Kinder den Merkmalen eines solchen Lebens entgehen.

Joseph Cook erzählt von einer Frau, die in sehr dürftigen Umständen, von schwerer Arbeit gedrückt und entfernt von aller Gelegenheit, ihren Geist auszubilden, lebte, die aber zufällig Lust bekam, ein gewisses poetisches Werk zu lesen. Dieser Drang wurde so stark, daß sie des Abends einen langen Weg unter die Füße nahm und die ganze Nacht hindurch lief, um den Mann einzuholen, der das Buch zu verkaufen hatte. Sie gab ihm ihr lang erspartes, sauer verdientes Geld und kehrte voller Freude in ihre armselige Heimath zurück. Jetzt fing eine neue Epoche ihres Lebens an. Wo sie eine Minute erübrigen konnte, wurde gelesen, und während der Arbeit lebte sie in den Geschichten, welche sie aus dem Buche las. Der Gemüthszustand, in welchen sie durch dieses Buch gesetzt wurde, war schlechterdings unbeschreiblich. Ihre Seele war wie in höhere Kreise emporgehoben; ein Geist der Ruhe und des Friedens beseelte sie und erfüllte ihre Seele mit einer nie geahnten Wonne.

Einen Hauptcharakter des Gedichts bildete eine Jungfrau. Als ein Engel auf Erden wurde dieselbe geschildert, und an diesem idealen Mädchen hatte sie den allergrößten Wohl-

gefallen. Später wurde sie die Mutter eines bildschönen Töchterleins, welches ganz verschieden von ihren andern Kindern war.

Wenn die übrigen Geschwister wild tobten, pflückte das Lieblingsmädchen Blumen und ergötzte sich an den Schönheiten der Natur, und Abends blickte es entzückt oft stundenlang zu dem gestirnten Himmel empor. Sobald es lesen konnte ging ihm ein Buch über Alles, und in seinem Benehmen war es so artig und anständig, als gehöre es einer anderen Klasse der menschlichen Gesellschaft an.

„Meine Prinzessin," rief oft die stolze Mutter, „wie kommt es denn, daß du so ganz eigen liebenswürdig und engelartig bist! Sag mir, Kind, w o hast du es her?"

Weder Mutter noch Kind waren sich der Ursache bewußt, aber — meine Leserin wird es schon errathen und s i c h ' s m e r k e n.

Der Knabe ist mit Rücksicht auf Erziehung eher der Mutter als des Vaters Sohn. Göthe war der treue Sohn seiner talentvollen Mutter, während e r s e i n e m Sohn den Glanz seines Namens, aber nicht seine Geistesgröße hinterlassen konnte. Stilling war der intensive, gefühlvolle, träumerische, hochbegabte Sohn D o r t c h e n s. Nach ihrem frühen Tod klagte oft der verwaiste Knabe dem Vater seine eigenen traurigen und tiefen Gefühle. Vater Wilhelm lächelte und sagte: „Das ist etwas, welches wir Stillinge nicht kennen, das hast du von d e i n e r M u t t e r g e e r b t. Wir sind immer gut Freund mit der Natur, sie mag grün, gelb oder weiß aussehen; wir denken dann das muß so sein, und es gefällt uns. Aber deine Mutter hüpfte und tanzte im Frühling, im Sommer war sie munter und geschäftig, im Anfange des Herbstes fing sie an zu trauern, bis Weihnachten weinte sie, und dann fing sie an zu hoffen und die Tage zu zählen; im März lebte sie schon halb wieder auf." Dann lächelte Wilhelm abermal, schüttelte den Kopf und sagte: „E s s i n d

doch besondere Dinge!" — „Ach," seufzte Heinrich in seinem Herzen, „möchte sie noch leben, sie würde mich am besten verstehen!"

Der weltberühmte Verfasser des „Heimweh," „Scenen aus der Geisterwelt" u. s. w. mußte solcher Herkunft sein.

Heinrich IV. machte seiner mehr als königlichen Mutter viele Ehre, indem er suchte, ihrem Beispiel zu folgen und ein wackerer Fürst wurde.

Letitia Ramolina, die Mutter des ersten Napoleon, säete den Samen großer Thaten in das Herz ihres Sohnes aus, welcher bei dem Soldaten und Eroberer seine Frucht nicht schuldig blieb. Daß seine Heldenthaten nicht immer edle Thaten waren, das war wohl der Mutter nicht auf ihre Rechnung zu schreiben. In der Bibel finden wir Hanna, Elisabeth, Lois und Andere mehr als Beispiele edler Mütter. Kurzum, die Geschichte und die Erfahrung sind voll ähnlicher Beispiele, aber wir lassen es bei diesen bewenden.

Wahr ist es, daß die Anstrengungen der Mutter, um den Geist und das Herz ihres Kindes zu bilden, gewissermaßen unbemerkt bleiben. Man spricht nicht davon auf den Gassen, man predigt es nicht auf den Dächern, und folglich wird der in der Stille des Familienlebens so mächtig wirkende mütterliche Einfluß weder in seiner unvergleichlich weitgreifenden Ausdehnung gefaßt noch gewürdigt. Wer Augen hat zu sehen, der sieht, wie bedeutsam die Eindrücke sind, welche ein Kind in den ersten acht oder zehn Jahren seines Lebens empfängt, und wie dieselben in einem gewissen Grade seine Bestimmung für dieses und das zukünftige Leben entscheiden.

Weil es nun einmal die Aufgabe der Mutter ist, den ersten Lebenskeim zu pflegen und des Kindes erste Schritte zu leiten, so fällt ihr das Andere ebenfalls zu. Frage den zitternden Greis, und er antwortet: „Es gibt keine stärkeren und nachhaltigeren Eindrücke als diejenigen, welche ich in früher Kindheit von meiner Mutter erhielt."

Es gibt allerdings Manches, das unaufhörlich auf die Kinderseele einwirkt, um die gutgemeinten Bemühungen der Mutter zu lähmen; trotzdem kann Vieles geleistet werden, um sie auf die richtige Straße zu lenken und ihr Grundsätze einzuprägen, die sich von Tag zu Tag befestigen.

Das blühende Mädchen tritt in eine Welt voller Versuchungen; und was kann sie vor dem Fall bewahren, als nur dauerhafte, gesunde Grundsätze? Nicht in der Wirklichkeit, sondern in der Einbildung können wir in das trübe Zimmer treten, wo eine zerknirschte Mutter trostlos über die gefallene Tochter weint, und ihre süßesten Hoffnungen zerknickt zu ihren Füßen liegen sieht.

So wie das Glück der Kinder von der Mutter, so hängt auch das Glück der Mutter von den Kindern ab.

Zum Beispiel: Frau R. vernachlässigte die Erziehung ihres Erstgeborenen. Ihre überschwengliche Liebe erlaubte ihr nicht, seine Wünsche zu kreuzen, vielweniger ihn zu strafen. Der Junge merkte dieses und wurde bald ihr unumschränkter Herr. Heute ist er selbstsüchtig, rachsüchtig, heftig, mit einem Wort: die Qual und der Fluch seiner elenden Mutter. In seiner Hülflosigkeit wachte sie über ihn, in Krankheit saß sie trotz ihrer eigenen Hinfälligkeit manche lange Nacht an seinem Bette, als er genas, drückte sie ihn an ihre Brust mit der Erwartung, er werde sie eines Tages belohnen für ihre Hingabe, und jetzt, o schrecklich! ist Verachtung und Haß ihr Theil, und ohne schützende Hand bleibt sie als Wittwe im Jammer sitzen.

Hätte diese Frau mit Weisheit und Treue ihre Pflicht gethan, wäre sie mit festem Willen seinen Begierden und Neigungen zum Bösen entgegen getreten, hätte sie seinen Ungehorsam bestraft, so wäre er ganz wahrscheinlich der Trost und die Stütze ihres gebrechlichen Alters geworden.

Aber die junge Mutter, die den ganzen Umfang ihrer elterlichen Pflicht erkennt, und von der Verantwortlichkeit, die

auf ihr liegt, durchdrungen ist, fragt: „Wie soll ich meine Arbeit in Angriff nehmen, was muß ich thun, um die glückliche Mutter glücklicher Kinder zu werden?"

Gehorsam und Liebe sind die zwei Hauptpfeiler, die das Familienleben tragen, und deßhalb die erste Bedingung bei der Erziehung des Kindes. Es ist das Verhältniß der Ueber- und Unterordnung, auf welchem, gleich einem festen Fundament, die Wohlfahrt einer Familie sowie eines Volkes ruht. Lernt das Kind den Eltern gegenüber Gehorsam, dann wird ihm auch einmal der Gehorsam gegen Ordnung und Gesetz nicht schwer fallen. Hat es daheim mit seinen Geschwistern in Liebe und Frieden gelebt, so wird aus ihm in späteren Jahren ein guter Geschäftsgenosse und Nachbar. Also, in dem kleinen Reich, über welches die Mutter herrscht, liegen die Wurzeln der Kraft und die Wurzeln der Schwäche einer Nation. Griechenland und Rom sind Zeugen, daß das Gedeihen eines Volkes mit dem Familienleben steht und fällt. Die Deutschen, die Engländer und die Israeliten, ja die Chinesen wären nicht, was sie sind im Katalog der Völker, wenn nicht Gehorsam gegen Eltern und Vorgesetzte eine der festen Grundsäulen in ihren socialen Verhältnissen wären.

Das Kind soll Vater und Mutter nicht nur lieben, sondern auch ehren. Es handelt sich hier nicht um die natürliche Anhänglichkeit, welche selbst die unartigsten Kinder in größerem oder kleinerem Maße besitzen, sondern um die Anerkennung einer höheren Autorität. Die Ehrerbietung hat ihren Gegenstand über sich! „Du sollst Vater und Mutter ehren!" Wie sehr wird in der Einschärfung dieses wichtigen Gebotes, auf welchem alle Zucht, alle Sitte und alle Ordnung der Welt ruht, die amerikanische Jugend versäumt! Wie verächtlich wird oft schon von ganz jungen Kindern besonders von und zu der Mutter gesprochen!

Theure Leserin, präge dem ganz kleinen Kinde dieses heilige „Du sollst" tief in die Seele. Sei weise, kurz und

kraftvoll in deinen Befehlen, und dann gewöhne es an unbedingten, ehrfurchtsvollen Gehorsam. Dulde keine Ausreden, keine Nebenwege, keine Wenn und Aber. Mache es aufmerksam auf die bedeutende Verheißung, durch welches dieses Gebot und dieses allein ausgezeichnet ist. Zeige ihm, wie der sichtbare Segen Gottes auf Denen ruht, die es gehalten. Wie verehrt Kaiser Wilhelm heute noch seine edle Mutter, und wie rührend war es, als Georg Washington nach einer Kindheit des Gehorsams noch als Mann und Sieger seiner Mutter die erste Anerkennung und Ehre zollte!

Glaube es: unter dem Regiment der Liebe und des heilsamen Gehorsams bekommt des Kindes Charakter seinen soliden Grund und Boden. Hier befestigt sich das Tau, dessen Fäden ihm festen Halt geben sein Leben lang, hier ist der Anker, welcher das Schifflein in der wilden Brandung nicht umkommen läßt.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß sich nicht alle Kinder gleich sind, und daß ein jedes seine eigene Individualität mit in die Welt bringt. Seine natürlichen Anlagen auszubilden, und seine natürlichen Fehler zu bekämpfen, und wenn möglich zu entwurzeln, ist der wichtigste Theil der Erziehung, und daraus entspringt die Nothwendigkeit, seine Empfindungen zu erforschen und dann die Mittel zu wählen, je nachdem seine Neigungen sich verändern.

Zum Beispiel, ist das Kind zum Zorn gereizt oder starrsinnig, so entferne man es so viel wie möglich von Allem, was seine böse Stimmung vermehren oder verlängern kann, und wenn es einen strafbaren Fehler begeht, soll man diejenige Züchtigung wählen, welche am meisten geeignet ist, die entgegengesetzten Gefühle hervorzubringen. Mit der Ruthe zu strafen ist nur eine unter vielen Methoden und sollte nie in der Uebereilung oder im Zorn angewandt werden. Nur die Strafe ist wohlthuend, die sanft auf das Kind einwirkt und es von der Liebe der züchtigenden Hand überzeugt. Bestrafe nie

dein Kind, es sei denn du bist überzeugt, daß es vorsätzlich gefehlt hat. Wirkliche Fehler werden oft übersehen, und das arme Kleine wird unschuldig gestraft für einen etwaigen Zufall, oder weil es Mama ein wenig plagt, wenn sie übler Laune ist. Hüte dich auch vor einer zu großen Strenge und vor lauten, unanständigen Scheltworten. Eine Mutter sollte sich immer mit Sanftmuth gegen ihre Kinder bezeigen, deren Bemühungen, ihr zu gefallen, anerkennen, ihnen zulächeln, sie liebkosen und auf diese Weise suchen, die Saiten der jungen Herzen zu berühren, daß sie in süßen Tönen erwidern.

Aber verliert durch solches Verfahren die Strafe nicht ihre Wirkung? Nein. Das Kind weiß bald, daß die Mutter nur mit Widerwillen straft, und daß ihm der Gehorsam zuträglicher ist, als das Gegentheil. Auf diese Weise wird das herzliche Vertrauen des Kindes gewonnen, und weil es glaubt, an der Mutter eine treue Freundin und Gesellschafterin zu haben, hat es keine Geheimnisse vor ihr und thut nichts hinter ihrem Rücken. Sorge daher, daß zwischen dir und deinem Kinde Alles klar und offen sei, bleibe sein Orakel, behaupte den oberen Sitz in seinem Herzen.

Aber auch mit Rücksicht auf das gegenseitige Verhältniß der Geschwister hat die Mutter beständig zu thun, denn wenn nicht die rauhen Kanten abgeschliffen und polirt werden, können die verschiedenen Temperamente, die in einer Kinderschar repräsentirt sind, nicht wie sie sollen auf dem Fuß der Gleichberechtigung miteinander zusammenleben.

Man sage dem Knaben, der sich so viel auf seine Stärke und Weisheit zu gut thut, wie viel er der kleinen Schwester sein kann: erst Gespiele, allmälig Freund und zuletzt Beschützer und Berather in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens.

Wie mancher Junge erkennt seine Aufgabe darin, die jüngeren Geschwister zu kommandiren und sich von ihnen bedienen

zu lassen; immer bereit, seinen gebieterischen Geist in rauhen und prahlerischen Reden zu offenbaren. Diese häßliche Tendenz sollte, wenn möglich, im Keime erstickt werden, denn wird sie genährt, so entwickelt sich mit der Zeit der tyrannische Gatte und leidenschaftliche, unverständige Vater. Auch den Mädchen sollte nicht erlaubt sein, beständig über ihre Brüder zu klagen und Alles unausstehlich zu heißen, einfach weil es von Buben herkommt. „Siehe wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen." Und wenn diese liebliche, segensreiche Verbindung in reiferen Jahren ihre Frucht tragen soll, muß man mit der Grundlegung ganz frühe anfangen, und dazu sehen, daß die Geschwisterliebe tiefe und gesunde Wurzeln schlage.

Es werden bei der Erziehung verschiedene Fehler begangen, mit welchen uns die Gewohnheit so vertraut macht, daß wir die Gefahr, in welche uns dieselben stürzen, kaum ihrem Umfang nach bemerken; will daher in der Kürze auf einige hindeuten.

Die Eltern thun wohl, sich über die Schönheiten, Gaben und Fortschritte ihrer Kinder zu unterhalten, geschieht dieses aber in ihrer Gegenwart, so sind die Folgen höchst bedauernswerth. Das kleine Herz schwillt mit Eitelkeit, und der widrige Hochmuth hebt flugs das garstige Haupt empor.

Wenn gleich unvorsichtige Visiten den Kindern des Hauses schmeicheln, sollten die Eltern desto mehr auf der Hut sein, sie vor dieser Klippe zu bewahren, denn wie geschwind ist das zarte Gemüth verdorben und ihre Beurtheilungskraft verfälscht! Man stelle weder die Talente noch die Schwachheiten der Kinder zur Schau.

Die armen Geschöpfe, die immer dem „Mann und der Frau" zeigen müssen, wie sie singen, spielen oder deklamiren können, oder erzählen hören wie stumpfsinnig und dumm sie sich anschicken, sind gewißlich zu bedauern. Von den Eltern und Lehrern hat das Kind allerdings Aufmunterung und

Anerkennung sowie Verweise und Strafe nöthig, allein wenn sie diesen unvorsichtigen Schmeicheleien oder der Verachtung preis gegeben werden, dürfen wir ja nicht erwarten, daß sie eine richtige Ansicht von sich selbst bekommen. Es wäre unweislich, die Kinder immer fortzuschicken, wenn Gesellschaft kommt. Sie sollten mit Nachdruck unterwiesen und dann, wenn thunlich, zu diesem Vortheil berechtigt sein. Auf diese Weise werden sie bescheiden, wenn sie schweigend die Kenntnisse Anderer merken, bekommen gute Manieren und lernen oft mehr am Beispiel als von langen Ermahnungen.

Die Gewohnheit, *Kinder zu betrügen*, hat immer traurige Folgen, denn sie lehrt das Kind die Mutter zu verachten, zerstört die Zartheit des Gewissens und führt zum Betrug. Die Schreckworte, „Der Bauwautz kommt," „Der Lumpenmann holt dich" u. dgl. mehr, bringen nur auf kurze Zeit Frucht, aber als Lohn ihrer Schwachheit verliert die Mutter das köstliche unumschränkte Zutrauen ihres Lieblings, sie ist von ihrer Würde zur gemeinen Lügnerin herabgesunken. Machst du deinem Kind ein Versprechen, so halte es treulich. Wortbruch ist Wortbruch, sei es dem Manne oder dem Kleinen auf deinem Schooße gegenüber.

Und zuletzt *benütze jede Veranlassung*, um den Sinn deines Kindes auf den Schöpfer und seine Werke zu lenken. Die Hügel, die Thäler, die Bäche, die Wälder, die Vögel, das Vieh, der blaue Himmel, der lichte Wolkensaum und der herrliche Sonnen-Auf- und Untergang liefern ein Uebermaß von Stoff zu den schönsten und erbaulichsten Betrachtungen. Es kommen Stunden, wo der Geist für edle, erhabene Gefühle fähig und das Herz für gute Eindrücke offen ist. Die sorgfältige Mutter beobachtet dieses und sucht mit der theuren Kindesseele in Berührung zu kommen; lenkt sie von dem Irdischen auf das Himmlische, und zeigt ihm den Weg in die ewige Heimath, in dem sie es zu dem großen Kinderfreunde führt. Erst dann ist der Muttername im vollen

Sinne heilig, wenn er, mit dem süßen Namen des Erlösers vereinigt, in dem hellen Herzensspiegel ihres Kindes glänzt und seinen strahlenden Wiederschein gibt.

„O blöde Thoren, die am Rechte
Der Mutter rütteln, Buben gleich,
Um einst mit sclavischem Geschlechte
Zu bau'n der Freiheit neues Reich!
Sie sind der Welt und Gottesfeinde,
Und müh'n sich am Spartanenjoch;
Wenn selbst die Hölle sich vereinte —
Die Mutterstärke bräch es doch!"

Aber wer ist hiezu tüchtig?

Die Gattin des verstorbenen Dr. Lyman Beecher war ein stilles, sanftes aber entschiedenes Weib, welche in ihrer Familie gleich dem lindernden Oel auf alle Reibungen einwirkte. Ihr Einfluß machte das Bittere süß, das Rauhe eben und den Schmerz, wenn nicht zur Lust, doch zum heilsamen, bleibenden Segen.

Mit geräuschlosem Schritt ging sie einher, ihr wachendes Auge überall und ihr thätiger Sinn nie müßig. Ihr Haus war ein Muster der Reinlichkeit und Ordnung; ihre Kinder, klein und groß, ganz unter ihrer Controle, und die Sorgen und Geschäfte einer großen Hauswirthschaft schmolzen gleich dem Schnee unter ihren Händen zusammen.

Eines Tages setzte sich eine entmuthigte, todmüde Nachbarin zu ihren Füßen und bat sie dringend, ihr doch das Geheimniß ihres Erfolges zu enträthseln. Mit friedlichem Lächeln antwortete die gute Frau: „Komm, ich will es dir zeigen. Hier," die Thür eines kleinen Zimmers öffnend, „ist mein Geheimniß! Dort auf dem Tisch liegt meine offene Bibel; die ist die Quelle meines Trostes, mein Wegweiser und mein Führer. Und," fuhr sie fort, „wenn ich auf allen Seiten bedrängt bin, wenn die Kinder ungehorsam werden wollen, wenn Krankheit droht oder einkehrt — wenn alle Pläne des Lebens durchkreuzt und zerbrochen scheinen, komme ich noch öfter, als meine sonstige Gewohnheit ist, hieher —

und über meine Bibel gebeugt, nehme ich die heilende, warme, unsichtbare Hand in die meinige, lege mein mattes Haupt auf ein von inniger Liebe glühendes Herz, und von diesem Magnetismus durchdrungen, und von dieser Liebesgluth beseelt, wird mir, wenn ich zurückkomme, alles Schwere außerordentlich leicht."

Theure Leserin, richte auch du deinen Blick nach oben, denn unsere Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Der einzige Trost, der dein Herz aufrecht hält, wenn das Kind deiner Liebe im Sarge liegt, oder sich selbstständig in der Welt umhertreibt, ist das Bewußtsein, daß du treu gewesen, daß du gethan, was du konntest, und daß dein Schöpfer mit dir zufrieden ist.

Einer Mutter Einfluß.

„Also morgen fährt das Schiff, Willy?" sagte ein junger Bauer. „Ich werde dich schmerzlich entbehren."

„Ja, ich muß die Welt sehen. Ich habe in Verzweiflung meine Flügel gegen den Draht meines Käfigs geschlagen; ich kenne jeden Stein und Stumpf in diesem abscheulichen Dorfe. Man sagt, Pfarrer Grey nenne mich einen liederlichen Burschen; schade, daß ich den Namen ohne thatsächliches Vergnügen habe. Hier ist kein Raum, meiner Kette entlang zu laufen, ich will ihm zeigen, was ich auf einem besseren Felde kann." „Wie hast du deinen Vater überredet?" „O, er ist froh, mich los zu werden; er ärgert sich, weil ich das Korn und den Hafer nicht wachsen sehen mag. Wirklich, jeder Vater weiß zu viel und zu wenig über seinen eigenen Sohn. Der Alte hat mich nie verstanden, er erbitterte mein

Gemüth, welches ohnehin nicht das beste ist, erregte alle üblen Gefühle in mir und trieb mich beständig hinweg von dem Punkte, zu dem er mich bringen wollte."

„Und deine Mutter?"

„Da hast du mich! Das ist der einzige edle Theil meines Wesens, die weiche Stelle in meinem Herzen. Sie kam gestern Abend an mein Bett, als sie glaubte, ich sei eingeschlafen, küßte leise meine Stirn und kniete an meiner Seite. Harry, ich bin den ganzen Morgen durch die Felder gegangen, um mir ihr Gebet aus dem Sinne zu schlagen. Der alte Pastor Grey könnte mir ein Jahrtausend vorpredigen, es würde mich nicht mehr bewegen als jenen Stein. Es ist eine göttliche Kraft, wenn Jemand fühlt, was der Mund betet. Ich bin wild und böse, glaube ich, aber ich bin nicht ungläubig, so lange ich meiner Mutter gedenke. Du solltest die Weise sehen, in welcher sie meines Vaters Heftigkeit erträgt; das ist Gnade nicht Natur, Harry, doch laß uns nicht davon sprechen. Ich wünsche nur, mein Abschied von ihr wäre vorüber. Lebe wohl, Harry, du sollst von mir hören, wenn mich die Fische nicht auffressen."

Er verließ seinen Freund und betrat die väterliche Hütte. Seine Mutter ging emsig umher, sie packte alle jene Kleinigkeiten zusammen, an welche nur eine Mutter denkt, im Fall er krank werden sollte, oder bei diesem oder jenem Ereigniß, während der alte Bauer sie brummend unterbrach: „Dummer, vollgepfropfter Junge, verdirbst ihn lächerlich, kommt nie vom Gängelband!" Dann drehte er sich kurz um und befand sich dem eintretenden Willy gegenüber.

„Wohlan, mein Bursche," sagte er, „sieh in deine Seekiste, du findest darin Pfefferkuchen, Medizin, Stopfnadeln, Traktate, Bibeln, Magenbitter, altes Leinen und Opodeldock. Pah, ich war in meinem zehnten Jahre männlicher, als du jetzt bist. Deine Mutter machte einen Narren aus dir, und es war völlig überflüssig, denn dir mangelte stets das, was

man gesunden Verstand nennt. Du brauchst dem Kapitän nicht zu sagen, daß du auf See gehst, weil du nichts verstehst, um auf dem Lande zu bleiben, oder daß du nur zufällig irgend etwas im Leben recht machtest. Jakob Halpin und du, ihr werdet euch so wenig miteinander vertragen, als zwei Kampfhähne. Wenn etwas in dir sitzt, wird es hoffentlich das Salzwasser zum Vorschein bringen. Komm, deine Mutter wartet mit dem Abendessen."

Mrs. Lows Hand zitterte beim Vorsetzen der Tassen. Es war sein letztes Mahl unter diesem Dach für lange Zeit. Mit übervollem Herzen wagte sie nicht zu sprechen. Sie hörte, was sein Vater in Unverstand zu ihm sagte, und wußte aus Erfahrung zu gut, welchen Eindruck es auf seinen heftigen, unüberlegenden Geist machte. Sie konnte nur das Gebet, die Thränen und die Alles tragende Liebe einer Mutter entgegensetzen. In Willys Gegenwart verdammte sie niemals eine Strafrede seines Vaters, sie entschuldigte ihn immer mit der Bemerkung, daß er ihn nicht verstehe, und ihrem Manne gegenüber suchte sie Vater und Sohn in allen Dingen auf besseren Fuß zu stellen. Willy bemerkte die geschwollenen Augenlider seiner Mutter; er sah die von ihm bevorzugten kleinen Kuchen, sie war geschäftig gewesen, sie für ihn zu bereiten, und er aß und trank, ohne einen Bissen zu schmecken, während er zum hundertsten Male von seinem Vater hörte, was dieser als junger Mann gethan.

„Gerade eine halbe Stunde vor deiner Abreise, Willy," sagte sein Vater, „geh nach oben und sieh, ob du etwas vergessen hast." Er hatte stets diese Kammer sein eigen genannt. Wie viele Nächte lag er hier und hörte den Regen auf das niedrige Dach plätschern, wie viele Morgen erwachte er beim Gesang des Rothkehlchens im Apfelbaum unter seinem Fenster. Hier sah er sein Bett mit schneeweißer Decke, seine Bücher und tausend kleine Annehmlichkeiten von der Hand seiner Mutter. Er wandte sich um, sie stand neben ihm, ihre

Arme umschlangen seinen Hals. „Gott, behüte meinen Sohn," war Alles, was sie hervorbringen konnte. Er kniete an ihrer Seite, und von seinen eigenwilligen Lippen kam das weinende Gebet: „O Gott, erhalte meine Mutter, daß ich sie hier wiedersehen möge."

O, nach vielen Tagen, als seine Stimme nicht mehr unter dem elterlichen Dach gehört wurde, wie heilig erschien diese Stelle ihr, die ihn geboren hatte. Hoffnung war für den Knaben da! Er erkannte den Gott seiner Mutter. An dieser unsichtbaren seidenen Schnur hielt sie den Wanderer, obgleich das Meer ihn von ihr schied. Briefe an Mrs. Low kamen — zuerst zu bestimmten Zeiten, dann unregelmäßiger; sie schilderten nur die glänzenden Seiten des Seelebens, denn Wilhelm war stolz, und er wußte, daß sein Vater die Briefe lese. Die Versuchungen der Matrosen im Hafen blieben ihm nicht unbekannt. Jeden Becher, den die Sirene Freude ihm vorhielt, leerte er bis zum letzten Tropfen, aber es gab Augenblicke in seinem wildesten Rausch, wo eine Stimme ihm den Segen zuflüsterte: „Gott, behüte meinen Sohn," dann sank seine geballte Hand nieder, und ein Fluch erstarb auf seinen Lippen. Angeekelt von sich selbst ging er in die Einsamkeit, und dort vernahm er die leise, quälende Mahnung noch mächtiger.

„Ihr seid ein Unbekannter in dieser Gegend?" fragte ein plumper Bauer einen sonnverbrannten Reisenden. „Ihr seht aus, als wäret Ihr in fremden Ländern gewesen."

„Sehe ich so aus?" erwiderte Willy. „Wer wohnt in dem kleinen Hause am Hügel?" „Der alte Low, ein schlimmer Kunde. Ein Wort und ein Schlag sind eins bei ihm. Seine Frau hatte ein schweres Leben, sie war so sanft, so gut und litt viel unter seinen üblen Launen. Sie ertrug Alles, bis der Junge hinwegging, doch dann war sie gebeugt, wie eine Weide im Sturm, und ihr Herz brach. Doktor Stuff konnte

ihr nicht helfen, weil sie keine Nachricht von ihrem Sohne erhielt. Heute Nachmittag trägt man sie zu Grabe."

Der arme Willy hörte nichts mehr, sondern schwankte nach der Thüre. Ohne Anklopfen ging er in das Zimmer und befand sich mit der Todten allein. Bittere Wahrheit! Stumm waren die Lippen, welche ihn bewillkommnen sollten; die Arme, welche ihn umschlingen sollten, waren friedlich gekreuzt über dem Herzen, das so treu für ihn geschlagen. Das Gewissen that seine Pflicht. Lange Jahre des wilden Uebermuthes brachten ihre Bilder vor seine Seele; neben der theuren Leiche that er ein Gelübde, und ein Engel schrieb es in das Buch des Lebens.

„Deine Mutter sollte diesen Tag erlebt haben," sagte weinend ein alter Mann, welcher auf den Arm des Geistlichen gestützt zum Kirchhof ging.

„Gott hat es wohl gemacht, mein lieber Vater, es ist Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, und einer der seligen Geister schlägt seine Harfe in **vollerem** Jubel über den Verlorenen, der wiedergefunden."

Die Stiefmutter.

Nur ein Jahr war vergangen, seitdem das Herz gebrochen, welches Jahre lang für Walter Lee geschlagen, und nun führte Walter wieder ein junges schönes Wesen in sein verwittwetes Haus. Weder Vater noch Mutter, Bruder noch Schwester begehrten Theil an dem Herzen, welches er geworben und gewonnen hatte. Keine Kosten und Mühen waren gescheut, um das Haus zu ihrem Empfange zu schmücken. Alte Familienstücke, an welche sich

liebe Erinnerungen knüpften, waren hinweggeräumt, um den auserlesensten Anordnungen des Tapazierers Raum zu machen. Kein Bild, dessen süße, traurige Augen ihm mit stummem Vorwurfe folgten, blieb an der Wand. Alles war frisch und entzückend, wie die neugeborene Freude, welche sein Herz erfüllte.

„Meine theure Edith," sagte er, ihr das Haar zärtlich aus der Stirn streichend, „kein Schatten sollte auf deinen Pfad fallen, aber ich habe Nelly vergebens zu bewegen gesucht, dich zu bewillkommnen, wie du es verdienst. Sie soll dich nicht ärgern, sie muß im Kinderzimmer bleiben, bis sie sich meinen Wünschen fügt."

„O nein," erwiderte die junge Stiefmutter besorgt, „ich denke, ich verstehe sie, laß mich zu ihr gehen, lieber Walter," und sie eilte aus dem Zimmer.

Walter sah ihr voll Zärtlichkeit nach. Der Raum schien sich zu verdunkeln, als die Thüre sich hinter ihr schloß. Fast unbewußt streckte er seine Hand nach einem Buche aus, welches in der Nähe lag. Ein Streifen Papier flog aus den Blättern, wie ein weißbeschwingter Bote. Der freudige Gesichtsausdruck verwandelte sich in Trauer, als er las. Es war die Handschrift der Mutter seines Kindes, und die Worte lauteten:

„O, sterben und vergessen sein! Dieses warme Herz kalt, diese Glieder regungslos, diese Lippen Staub! Die Sonne wird aufgehen und niedersinken, Blumen blühen, das Mondlicht spielt auf den Blättern und Bäumen meiner theuren Heimath, fröhliches Lachen klingt im vergnügten Kreise, und ich bin nicht da. Das Unkraut stört die Blumen an meinem Grabstein, meine goldene Haarlocke liegt vergessen in der Briefmappe. Die Sonne des Glückes nimmt zu schnell den Thautropfen des Schmerzes hinweg. Die Cypresse wurde mit Orangenblüthen vertauscht. O nein, vergiß mich nicht ganz. Schließe zuweilen deine Augen und erinnere dich des

Angesichtes, welches einst Sonnenschein in dein Haus brachte, fühle wieder die Berührung der liebenden Arme, der Lippen, welche dir ohne Worte sagten, wie lieb du mir warst. Walter, vergiß mich nicht ganz! Aus Nellys klaren Augen laß ihrer Mutter Seele zu dir sprechen. Maria Lee."

Warme Thränen fielen auf das Blatt, als Walter es zusammen legte. Er sammelte sich und schlich dann leise zu der Thüre des Kinderzimmers, sie war halbgeöffnet. Ein liebliches blondes Kind von fünf Jahren stand in der Mitte der Stube. Ihr kleines Gesicht war halb in den Locken verborgen. Sie hielt ihre mit Spielsachen angefüllte Schürze ängstlich fest zusammen.

„Nein, du bist nicht meine Mama," sagte das Kind, „ich wünsche meine eigene todte Mama, und ich bin betrübt, daß Papa dich hierhergebracht."

„O, sage das nicht," antwortete die junge Stiefmutter, „nenne mich nicht Mama, wenn es dich betrübt, mein Liebling. Ich bin ganz Willens, daß du deine eigene Mama am meisten lieben sollst."

Nelly sah froh erstaunt auf.

„Ich hatte auch eine liebe Mama, einen guten Papa," fuhr Edith fort, „und Brüder und Schwestern, welche so fröhlich waren, aber sie starben alle; oft ist mein Herz sehr traurig. Jetzt habe ich Niemand, der mich liebt, als deinen Papa und dich!

Nellys Augen wurden feucht, sie nahm die kleinen Andenken und Spielsachen eins nach dem andern aus ihrer Schürze und sagte: „Wirst du dies nicht wegnehmen und das und das, was meine Mama mir gab?"

„Nein, gewiß nicht, liebe Nelly."

„Wirst du mich auf Papas Kniee klettern lassen, wie ich es gewöhnt war? Darf ich meine Wange an die seinige legen, ihn küssen und so lieb haben, wie ich nur kann?"

„Ja, ja, mein Liebling."

Walter Lee hörte nichts mehr, sein Herz war voll. Was? Marias Kind bat bei der Fremden um Raum im Vaterherzen! Im plötzlichen Aufspringen der neuen Liebesfluth hatte er die Rechte der hülflosen Kleinen vergessen? Gott verhüte es! „Aus Nellys klaren Augen laß ihrer Mutter Seele zu dir sprechen.“ So geschah es. Walter begegnete jetzt seiner jungen Frau mit zurückhaltender Zärtlichkeit, Nellys liebendes Herz schlug dicht an dem seinigen, er war wieder „ihr theurer Papa.“ Nein, er hatte nicht „ganz vergessen.“

Gastfreundschaft.

Die Pflicht der Gastfreundschaft und die Heiligkeit des Gastrechts gehören zu den ältesten Ueberlieferungen menschlicher Sitten und Gebräuche. Schon bei Homer finden wir neben der allgemeinen Gastfreiheit auch die Gastfreundschaft; jedem Einkehrenden tönte die freundliche Begrüßung entgegen: „Freude dir, Gast, sei herzlich willkommen!“

Anders freilich ist es großentheils heutzutage. Vielfach ist behauptet worden, seitdem man zu Gaste lade, sei die Gastfreundschaft seltener geworden, und leider liegt viel Wahres darin, denn unsere Art von Geselligkeit hat sich gar weit von der unserer Altvordern entfernt und ist durch die immer mehr wachsenden Ansprüche an materielle Genüsse sehr erschwert worden. Daß es kein Gewinn ist, den Schwerpunkt der Geselligkeit in die Tafelfreuden zu legen, ist wohl unleugbar, und es wäre ein dankenswerthes Verdienst hochgebildeter Kreise, wieder zu der alten Einfachheit in der Bewirthung zurückzukehren, da gerade sie ihre Gäste mit höheren und nachhaltigeren Genüssen zu regaliren im Stande sind.

Der Empfang und die Bewirthung von Gästen im eigenen Hause, wo die Hausfrau selbst oder gleichzeitig deren Tochter die Rolle der Wirthin übernimmt, ist gewissermaßen der Prüfstein häuslicher Tüchtigkeit und persönlicher Liebenswürdigkeit. Sollen sich die Gäste wohlbefinden und das Gefühl der Behaglichkeit und nicht das der Störung gewohnter häuslicher Verhältnisse haben, soll wirklich das ganze Arrangement anmuthen, so muß die Wirthin eine gewisse Sicherheit und Gewandtheit an den Tag legen, die fern ist von aller ängstlichen Zerstreutheit und unruhvollen Geschäftigkeit.

Die Bewirthung — und wäre sie auch noch so einfach — soll vorher reiflich überlegt und überdacht sein; Alles muß in Bereitschaft gehalten, die Dienerschaft genau instruirt sein, damit es im letzten Augenblick an nichts fehle, und die Wirthin die Gäste mit der Ruhe und Freudigkeit, die allein umsichtig getroffenen Anordnungen entspringt, zur festgesetzten Stunde erwarten kann.

Wenn ihr als Gastgeberin das materielle Wohlbefinden ihrer Gäste angelegen sein muß, so soll ihr doch nicht weniger die geistige Unterhaltung und Anregung am Herzen liegen. Sie muß Auge und Ohr überall haben und liebenswürdig und aufmerksam in jeder Hinsicht sein. Den fürsorglichen, geschäftigen Marthasinn darf sie nicht verabsäumen, aber der Mariageist, der für alles Schöne und Edle glüht, muß ihr nicht weniger eignen, damit sie alle Pflichten einer Wirthin erfülle und sich den Dank ihrer Gäste erwerbe.

Die Zusammensetzung einer wirklich unterhaltenden Gesellschaft ist keineswegs leicht und will mit feinem Sinn und Takt beobachtet sein. Göthe behauptet, die angenehmsten Cirkel seien die, welche nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über die Zahl der Musen wären.

Das Behagliche und Gemüthliche einer Gesellschaft beruht nicht zum kleinsten Theil in der äußeren Einrichtung. Damit keine Seite davon verabsäumt werde laß mich dir einige Fin-

gerzeige geben: Laß es dir angelegen sein, deine Anordnungen in einer dem Auge wohlgefälligen Weise auszuführen, und dadurch den der Frau angeborenen ästhätischen Sinn zu bethätigen. Ein sauber gedeckter Tisch hat etwas appetitlich Einladendes und läßt die Einfachheit des Mahls vergessen: „Gut servirt ist halb gespeist." Die Tafel muß fest aufstehen und nicht wackelig sein: „Wo der Tisch wackelt ist der Mann nicht Herr im Hause." Zähle genau die zu erwartenden Gäste — das Fehlen der Couverts für einen hat etwas Beleidigendes. Blühende Pflanzen und Bouquets in Vasen geben der Tafel ein festlich geschmücktes Aussehen und sollten nie vermißt werden. Helle, aber nicht grell blendende Beleuchtung, wie richtige Temperatur, welche die Gäste weder Kälte noch Hitze empfinden läßt, sind ein Haupterforderniß zu allseitiger Behaglichkeit; sie tragen mehr zur Anregung der Geselligkeit und zur Erhöhung der Stimmung bei, als man glauben sollte.

„Unschöne Schüsseln, sie verleiden
Auch den allerschönsten Bissen;
Zierlich gib und gib bescheiden,
Und der Gast wird nichts vermissen."

Die Bedienung sei aufmerksam und sauber und geschehe möglichst geräuschlos. Eine ganz genaue Richtschnur für Anordnen und Serviren bei Tafel zu geben, ist hier weder der Ort noch der Raum; es variirt auch auf die mannigfaltigste Weise von der kalten einfachen Bewirthung, bis zu den verschwenderischsten Diners und Soupers. Die Hauptsache ist und bleibt immer, daß die Gastfreundschaft sich mehr in freundlichem Empfang, angenehmer Unterhaltung und behaglicher Gemüthlichkeit ausspricht, als in überreich von Delicatessen strotzender Tafel, wenngleich selbst die einfachste Bewirthung immerhin reichlich sein muß. Nicht *was* du gibst, — zwar lecker und appetitlich muß Alles sein, was auf deine Tafel kommt, — vielmehr *wie* du darreichst, ist maßgebend. Man muß herausfühlen, daß du *gern* gibst, und nicht etwa

dabei auf die Idee gerathen, als sei deine Einladung nur ein gezwungenes Nachkommen deiner geselligen Verpflichtungen.

Das wiederholte Nöthigen oder Vorlegen, nachdem der Gast gedankt hat, ist zudringlich oder kleinstädtisch; ein freundliches Anbieten genügt. Jeder, der sich nur einigermaßen in Gesellschaften zu bewegen versteht, weiß, daß man sich nach Belieben und so lange es einem schmeckt, zulangen darf. Eben so unpassend ist es, seine eigene Küche zu loben oder das Gebotene fortwährend zu entschuldigen; das bescheiden klingen sollende „Vorliebnehmen mit der einfachen Küche" ist oft das Gegentheil von Bescheidenheit und fordert nur den Gast zu Lobspenden und Danksagungen heraus.

Da aber Gastfreundschaft eigentlich die feinste Form der Wohlthätigkeit und zugleich Bestätigung und Befestigung des Vertrauens zwischen befreundeten Seelen ist, so sollte sie immerdar mit feinem sittlichem Takte gegeben, sowie empfangen werden. Undankbares Hinnehmen gastfreundlichen Genusses, übles Nachreden und Kritisiren des Gebotenen und Erwiesenen ist deshalb Entweihung der Gastfreundschaft, und ein wahrhaft Gebildeter dürfte sich niemals solchen Fehler zu Schulden kommen lassen!

Die Freude der Bildung.

Ich habe Familien gesehen, welche die wichtigsten Elemente des Glückes besaßen, und dennoch hinzusiechen schienen. Es fehlte, ich weiß nicht woran; der Blutumlauf war zu langsam, eine Art Mattigkeit lastete auf Allen. Woher kam das? Es fehlte an den Ideen.

Die Familie hat Ideen nöthig; ihr Glück bedarf der Nahrung. Ohne die Freuden der Bildung erleiden selbst die

des Herzens eine wirkliche Verarmung. Man verbinde viel Zärtlichkeit mit viel Geist, wenn man aber die tägliche Nahrung, welche der Geist erfordert, beschränkt, wird man schließlich bei einem leeren Geschwätz ankommen. Wenn man nichts weiß, nichts lernt, sich für nichts interessirt, verfällt man dem geistigen Unvermögen, welches mit der Bosheit verwandt ist. Ein Hauptmittel dagegen ist, sich zu entwickeln, sich zu unterrichten. Unsere Familien-Unterhaltungen verklären sich wie ein Wunder, sobald wir anfangen, gute Bücher zu lesen und uns für alles Edle zu interessiren.

O, welche gemüthliche Abende bringt man dann zu! Statt sich abzusondern, kommt man zusammen. Die Stunde der gemeinsamen Lectüre wird ungeduldig erwartet; es wird ein Augenblick der Freude sein. Nicht verschlingt ein Jeder für sich in seinem Winkel ein Buch oder eine Zeitschrift, sondern ein Jeder erfreut sich daran, gemeinschaftlich zu lesen, gemeinschaftlich zu genießen, gemeinschaftlich die in dem Buche aufgeworfenen Fragen zu erörtern, endlich einen Tag der Arbeit durch ein gemüthliches Beisammensein zu beschließen, dessen Reiz und Lieblichkeit nichts anderes ersetzen kann. Man vergleiche damit die Abende, die entweder in einer gleichgültigen Gesellschaft oder mit zweifelhaften Freunden hingebracht werden.

Wollt ihr euch auch gern dicht um euren Herd zusammendrängen, die Alten ergötzen, die Jungen fesseln, so wendet dieses Mittel an; ich stehe euch für seine Wirkung. Die Kinder selbst sehnen sich leidenschaftlich nach der Stunde, wo man ihnen endlich erlauben wird, sich rund um den Vorlesetisch zu setzen, und sie werden nicht mehr gerade in dem Augenblick zu Bett geschickt, wenn dieses große tägliche Familienfest anfangen soll.

Damit dieses Fest sei, was es sein soll, damit die Abend-

Lectüre einen Halt gewinne und ein Brauch werde, muß man verstehen, gute Bücher auszuwählen.

Und was ist denn ein gutes Buch? Vor allem ist es ein Buch, welches man ohne Verlegenheit vor Frau und Kindern lesen kann, ein Buch, welches nicht die Einbildungskraft verunreinigt und nicht das Herz erkältet. Das ist die negative Seite der Frage; ich hebe sie nicht weiter hervor, weil bei einem solchen Gegenstande wenig Worte genügen, um verstanden zu werden. Wir wollen blos dies sagen: Wenn wir unsere Lectüre nicht mit der ängstlichsten Sorgfalt auswählten, würden wir ein unendliches Uebel anrichten, dann wäre es besser, wir hätten ein solches gemeinschaftliches Lesen in der Familie nicht eingeführt. Gewisse Gifte wirken langsam, aber darum nicht weniger. Gewisse Ideen, gewisse Bilder tödten die Seele nicht gleich vom ersten Tage an, aber sie bleiben, sie erscheinen wieder, sie vereinigen sich mit anderen Versuchungen und führen einen tiefen Fall herbei. Es gibt gewisse Spöttereien in Betreff des Glaubens, welche uns nur leicht gestreift zu haben scheinen, und welche wir vielleicht ein Jahr, zehn Jahre später wiederfinden werden; das Gift ist durchgedrungen, der Glaube ist allmälig, Stück für Stück geschwunden, durch eine verborgene Zweifelsucht zersetzt, von der wir nicht einmal Kenntniß gehabt haben.

Nebst den verderblichen Büchern haltet auch die langweiligen Bücher recht fern von euch. In der lichthellen Stunde, welche die Familie für sich aufspart, hat sie die Absicht, sich zu erheitern; ich füge hinzu, daß sie das Recht dazu hat. Sie will sich nicht einer gelehrten Untersuchung hingeben. Belehrende Bücher können sehr anziehend sein, und sie haben dann ein doppeltes Verdienst. Erbauliche Bücher können eine hinreißende Lectüre sein, und die sie schreiben, sind wirkliche Wohlthäter der Familie. Wie dankbar ist sie auch denen, welche sie zu einem herzhaften Lachen bringen, ja eine anständige Ausgelassenheit

hervorrufen, und einer guten, geistreichen Gesellschaft Fröhlichkeit verleihen.

Ich habe die langweiligen Bücher in die Acht gethan; ein gleiches möchte ich mit den mittelmäßigen thun. Die Mittelmäßigkeit ist glücklicherweise nicht immer langweilig, und gewisse Erfolge bezeugen dies. Wenn wir für uns allein langweilige oder mittelmäßige Bücher lesen, so ist das unsere Sache; es ist möglich, daß sie uns in den Kreis unserer Untersuchungen zurückführen, und außerdem von einem einsamen Leser in Eile durchlaufen, erträglich werden. Nur laßt uns nicht unserer Familie die Qual bereiten, solche farblose Bücher vorzulesen, auf welche Niemand hört, selbst der nicht, der das Buch in der Hand hält, und dessen Geist anderswo ist. Das sei genug zur Kennzeichnung eines Brauches, welcher, von Zuchtlosen geübt, ein großer Mißbrauch ist.

Wenden wir uns an die großen Geister, mit ihnen werden wir uns keine falsche Rechnung machen. Wie wohl fühlt man sich in dieser auserlesenen Gesellschaft! Wie stärkt uns der Strom gesunder und einfacher Gedanken!

Und man denke nur nicht, daß das Verzeichniß der guten Bücher schnell erschöpft sein müsse. Nachdem wir die schlechten, die langweiligen und die mittelmäßigen ausgeschlossen haben, wird uns ein sehr beruhigender Vorrath von nützlichen und unterhaltenden Werken übrig bleiben. Zwischen dem, was mustergültig und dem, was mittelmäßig ist, gibt es immer noch zahlreiche Stufen. Es gibt so viel ausgezeichnete Bücher zu lesen, daß wir in unserem Lande in zwanzig oder dreißig Jahren nicht bis ans Ende gekommen sind. Ich glaube fast, daß wir nie bis dahin kommen werden.

Allerdings haben wir das Verfahren erwählt, welches ich mir anzuempfehlen erlaube, seien wir nicht allzu wählerisch. Dies ist von Wichtigkeit. Wenn man wählerisch ist, alles nicht ganz untadelige abweist, nur geniale Werke zuläßt, wenn man, nicht zufrieden die Verkehrtheit, die Mittelmäßigkeit und

die Langeweile fern zu halten, auch an anziehenden Büchern etwas auszusetzen hat, weil sie nicht alle Verdienste auf einmal in sich vereinigen: dann hat man es selbst verschuldet, wenn die Abendlectüre bald ganz aufhört, oder wenn sie, was nicht viel besser ist, unter allgemeinem Mißmuth fortgesetzt wird.

„Unglücklich ist, wer allzu wählerisch,
Er ist mit nichts zufrieden."

La Fontaine hat nur zu sehr recht. Die Familien, unter denen sich solche „Wählerische" befinden, haben die Aufgabe, sie so schnell wie möglich zu weniger hochfliegenden Gedanken zurückzuführen. Und zwar ist das beste Mittel zum Zweck ganz einfach, sich nicht zu sehr bei den Einwürfen aufzuhalten, dem kritischen Geiste zu widerstehen, ihn in dem mitfühlenden und kindlich bewundernden Geiste untergehen zu lassen; man genieße viel, man belustige sich herzlich und beunruhige sich nicht. Eine gute Regierung verlacht die Opposition; eine gute Familie, in der ein recht frisches Leben herrscht, treibt ihre Rebellen zu Paaren. In solch einer Umgebung werden die verschrobenen und verkünstelten Naturen sichtlich zur Einfachheit zurückgeführt werden; die Wahrheit, der gesunde Sinn und die Freude üben ihren heilsam ansteckenden Einfluß aus.

Es ist eine Thatsache, daß die abendliche Lectüre niemals eingeführt und festgehalten ist, ohne einen verschiedenartigen Widerstand hervorzurufen.

Die Einen lieben keine regelmäßigen Gewohnheiten. Dagegen, daß man von Zeit zu Zeit liest, wenn man unter sich ist, wenn ein neues Werk die Neugierde reizt, haben sie gar nichts einzuwenden; aber man lege sich ja kein Joch auf, man belästige nicht Freunde, welche kommen und eine andere Unterhaltung wünschen. Sie lieben das Unzusammenhängende; es mißfällt ihnen nicht, mit dem ersten Besten über ganz nichtige Dinge zu plaudern und zum hundertsten Male dieselbe Neuigkeit oder dieselbe politische Ansicht zu wiederholen.

Andere sind im Prinzip Anhänger des Lesens, nur verursacht ihnen jede Lectüre im Besonderen einen fast unüberwindlichen Widerwillen.

Und so geht es immer und überall zu. Was ist daraus zu schließen? Daß die Lectüre des Abends unthunlich ist? Sicherlich nicht. Wir wollen daraus nur den Schluß ziehen, daß sie, wie alles Gute, hienieden eine Anstrengung fordert. Hier bietet sich eine Gelegenheit, sich etwas gefallen zu lassen, seine Neigung zum Opfer zu bringen, sich zu verleugnen, an Andere zu denken; das ist die Aufgabe der Familie

Anstand in unserer Haltung.

So einfach und leicht es auf den ersten Blick erscheint, eine gute Haltung zu beobachten, so erfordert es doch einige Aufmerksamkeit von unserer Seite, dieselbe in allen Verhältnissen zu behaupten. Unsere Haltung darf nie unedel sein, sondern stets würdevoll, ohne Anmaßung, und mit allen unseren Verhältnissen im Einklang. Hiezu gehört hauptsächlich eine große Aufmerksamkeit auf sich selbst und ein gewisses Selbstvertrauen, welches aber nie in Ueberschätzung unserer Eigenschaften ausarten darf. Wichtiger, als Viele glauben, ist eine gute Haltung um so mehr, als man von dieser äußeren Eigenschaft mit Recht zum großen Theil auf unsere inneren schließt.

Unstatthaft sind: heftige Körperbewegungen, ein zu schneller Gang, öfteres zurückwerfen des Kopfes, das Händefechten, Verzerrungen des Gesichts, unbändiges Lachen, ein unbescheidenes Anstarren derjenigen Person, mit welcher man spricht, Zupfen an den Knöpfen oder Kleidern, gespreizte Haltung des Unterkörpers, das Schaukeln auf dem Stuhle, beständiges

Achselzucken, das Händereiben, fortgesetztes Wühlen in den Haaren, eine zu merkliche und ängstliche Schonung der Kleidungsstücke, Verbergen der Hände in den Taschen, Daumenmühlen (ein sehr abgeschmacktes Fingerspiel mancher Personen), Betasten fremder Gegenstände in den Wohnungen Anderer, unzweckmäßiges Tragen des Stockes oder Schirmes, trippelnder, schwankender Gang, Einstemmen der Arme in die Seiten, das Klingeln mit Geldstücken in der Tasche. (Dabei möchte ich gleich die ordinäre Sitte erwähnen, das Geld, wie die Kellner es thun, in die Beinkleidtaschen statt in einem Portemonnaie zu tragen.) Kauen an den Nägeln, eine schiefe, entweder zu sehr nach außen oder nach innen gekehrte Stellung der Füße 2c.

Zur Erlangung einer für das Auge angenehmen Abrundung der Körperbewegungen ist die Vermeidung alles Steifen und Unnatürlichen unerläßlich. Man hat gesagt, von der Haltung eines Mannes lasse sich ziemlich genau auf seinen Charakter schließen. Wenn dieses, wie ich sicher annehmen darf, wahr ist, so kann es uns durchaus nicht gleichgültig sein, wie unsere Haltung beschaffen ist.

Obgleich der Gedanke, seine Mienen willkürlich nach dem Erforderniß des Augenblicks zu gestalten, etwas Beengendes enthält, so gebieten es doch mitunter die Umstände: Verachtung, Zorn, Eifersucht, Haß 2c. nicht durch die Gesichtszüge bemerkbar werden zu lassen. Wir müssen nothwendig unsere Mienen wenigstens einigermaßen in unserer Gewalt haben, wenn wir nicht anstoßen wollen. Sehr wichtig ist es, unsere Mienen zu beherrschen auch deßhalb, weil das Gesicht das Erste und Hauptsächlichste ist, wonach ein Mensch beurtheilt wird. Wenn uns auch die Natur mit einem weniger schönen Gesichte begabt hat, so liegt es doch an uns, Häßliches und Entstellendes uns abzugewöhnen. Hierbei ist es nothwendig, den Spiegel im Nothfalle zu Rathe zu ziehen, welcher uns

allein lehren kann, Untugenden, wie z. B. das Naſenrümpfen, das Manchen zur Gewohnheit geworden, Einziehen der Mundwinkel ꝛc. zu vermeiden.

Nun noch einige Worte über den Gang: derſelbe iſt am ſchönſten, wenn er aufrecht iſt, aber ohne Affektation und Stolz. Beim Gehen iſt darauf zu achten, daß man nicht zu hart auftritt und Ungezwungenheit zu erreichen ſtrebt. Die Füße ſind möglichſt nach auswärts zu ſetzen. Was die mehr oder minder ſchnelle Bewegung beim Gehen betrifft, ſo iſt anzurathen, lieber einen etwas ſchnelleren Gang anzunehmen, als ſich eine mühſame und ſchwerfällige Gangart anzugewöhnen. Ferner hat man darauf zu achten, daß man ſich beim Gehen eine gewiſſe Würde aneigne, welche aber gleichzeitig mit unſerem Stande im Einklang ſteht.

Verhalten älteren Personen gegenüber.

Wenn ſich der Anſtand des jugendlichen Alters im geſelligen Umgang ganz beſonders durch Beſcheidenheit zu erkennen gibt, ſo iſt es doppelte Pflicht für die Jugend, in ihrem Umgange mit älteren Perſonen ein beſcheidenes Weſen an den Tag zu legen.

Zu vielen nützlichen Einſichten kann man durch bloßes Nachdenken gelangen: aber es gibt unendlich Vieles, was nur durch lange Erfahrung, durch vielfältiges Beobachten erlernt werden kann. Aus dieſem Grunde werden ſelbſt ſolche junge Perſonen, welche viel Talent und manche ſchöne Kennt-

nisse besitzen, dem erfahrenen Alter, auch dann, wenn diesem manche andere Kenntniß oder Fertigkeit abgehen sollte, welche sie zu erlangen Gelegenheit hatten, ihre Aufmerksamkeit nicht versagen. Durch den Umgang mit erfahrenen Alten können junge Leute nicht nur von manchen märchenhaften, unpraktischen und überspannten Ideen oder Träumereien, welche nur bloße Gespinnste einer lebhaften Einbildungskraft sind, zurückgebracht werden, sie können auch von dem, an schätzbaren Erfahrungen reichen Alter oft lernen, viele Dinge von dem wahren Gesichtspunkt aus anzusehen.

Das anständige Verhalten der Jugend gegen das Alter wird sich daher nicht nur durch Aeußerung der schuldigen Ehrfurcht überhaupt und durch zuvorkommende, gefällige Dienstfertigkeit, sondern auch ins besondere durch eine lernbegierige Aufmerksamkeit, welche man den Mittheilungen und Rathschlägen der Alten widmet, an den Tag legen.

Daß zu den ehrwürdigsten älteren Personen vor allen die Eltern gehören, ist selbstredend. Außer den täglichen Beweisen der Liebe und Ehrfurcht, die wir denselben schulden, gibt es noch andere ganz besondere, wozu uns unsere Liebe antreiben muß. Zu gewissen Zeiten, z. E. am Geburts-, Namens- und Neujahrstage sollten wir ihnen herzliche Glückwünsche, wohl auch sinnreiche kleine Geschenke bringen. Kein Alter befreit von dieser zarten Aufmerksamkeit.

Lebt man entfernt von seinen Eltern, so schreibe man ihnen bei jeder passenden Gelegenheit; auch muß der Brief stets das Gepräge kindlich-frommer Liebe und Anhänglichkeit tragen; am Schlusse des Briefes aber fasse man besonders die Gefühle der Ehrerbietung und Liebe zusammen, von denen man gegen die Seinigen beseelt ist.

Unmanierlichkeiten.

Eine gewisse Gattung unanständiger Gesichtsgeberden sind unter dem Namen Grimassen bekannt. Schon das natürliche Gefühl des Schicklichen erklärt diese Geberden, die keiner näheren Beschreibung bedürfen, für unanständig. Auch braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß es unschicklich sei, sich im Beisein Anderer ein Stückchen vorzupfeifen oder vorzutrillern, laut zu seufzen, zu gähnen ohne die Hand vor den Mund zu halten, oder gar mit Geräusch zu gähnen, mit der Nase zu schnüffeln oder zu schnubbern. Eine üble Angewohnheit der letzteren Art kann leicht eine ekelerregende Erscheinung veranlassen.

Unter gewissen Umständen kann sogar durch Geberden, welche an sich durchaus nicht unschicklich sind, der Anstand verletzt werden. So ist z. B. ein schnelles Umsehen, ein Hinblicken nach einem Andern, an sich nicht unanständig; wenn uns aber z. E. Jemand auf eine Person in irgend einer Rücksicht aufmerksam gemacht hat, auch wenn man von uns nur wissen will, wer sie sei, und wir sehen sogleich oder zeigen nach der fraglichen Person hin, so kann dies sehr leicht auffallen und muß daher als unanständig erscheinen.

Zu den verwerflichen Gewohnheiten gehört auch ferner:

1) An den Nägeln zu kauen, wenn man mit Jemand spricht, oder in Gesellschaft Anderer sich die Nägel zu reinigen.

2) Sich oft in die Lippen zu beißen.

3) In der Gesellschaft zu pfeifen.

4) Mit den Fingern oder auch mit den Füßen zu trommeln, denn es verursacht leicht Verdacht, als wenn man in Gesellschaft Langeweile hätte, und sich dafür zum Zeitvertreibe eine kleine Unterhaltung machen wolle.

5) Sich auf dem Stuhle hin und her zu wiegen, ist nicht nur unschicklich, sondern auch schädlich; erstens kann es dem Eigenthümer der Stühle nicht angenehm sein, seine Möbeln ruiniren zu sehen, zweitens kann man, wenn man sich in Gedanken hin und her wiegt, leicht das Uebergewicht verlieren, hintenüberstürzen und sich am Kopfe sowohl wie auch im Kreuze sehr beschädigen.

6) Die Füße beim Sitzen gerade vor sich herauszustrecken, oder dieselben kreuzweise übereinander zu legen. Eben so unschicklich ist es, mit zu weit ausgespreizten Beinen auf dem Stuhle oder Sopha zu sitzen.

7) Mit den Fingern auf diejenige Person zeigen, von welcher man mit Jemandem spricht. Befindet man sich in einer großen Versammlung und wünscht den Namen einer uns bekannten Person zu erfahren, so kann man sich darüber, auch ohne mit dem Finger nach derselbigen zu deuten, etwa auf folgende Art erkundigen: „Wer ist die Dame (der Herr) in der zweiten Reihe, mit dem grünen Kleide und dem weißen Hute?" ꝛc.

8) Unnöthiges Geräusch in einer Gesellschaft zu machen, z. E. mit den Stühlen rücken, sich laut zu räuspern, hartes Auftreten in Stiefeln und dgl.

9) Ueberflüssige Bewegungen und Geberden. Es gibt Viele, welche, wenn sie etwas bekräftigen oder betheuern wollen, die Augen verdrehen oder den Mund verzerren. Dieses ist eine unanständige und dumme Angewohnheit, welche nicht nur sehr auffällt, sondern den Anwesenden auch Stoff zum Lachen gibt. Viele gibt es, welche unter dem Sprechen mit Anderen mit den Händen gestikuliren, die Hände bald auf die Schultern, bald auf die Hände des ihnen Gegenüberstehenden legen, ja nicht selten an dessen Knöpfen und Knopflöchern spielen und den Damen an den Schleifen und Bändern drehen.

10) Ueberlaut lachen und sich dabei drehen, wenden,

krümmen und auf seine oder Anderer Schenkel schlagen, daß es klatscht.

11) Jemandem Etwas heimlich ins Ohr sagen und eine andere Person dabei ansehen und dazu lachen. Keine Gewohnheit ist auffallender, als diese, aber auch keine mehr einer nachtheiligen Auslegung unterworfen; denn sehr oft geschieht es, daß Jemand zu einer Freundin oder einem Freunde hingeht, und der- oder demselben vielleicht ganz gleichgültige Dinge ins Ohr sagt und die daneben- oder gerade gegenüberstehende Person ansieht und dabei zufällig, unwillig, unwillkürlich lacht. Das Anblicken dieser dritten Person kommt vielleicht nur daher, weil man ungewiß ist, ob sie es wohl hören könne, was man der zweiten Person ins Ohr sagt, das Lachen aber, weil man dem Freunde oder der Freundin etwas Komisches gesagt hat. Allein die angeschaute dritte Person kann es aufnehmen, als wenn die Rede von ihr sei und sich dadurch — und nicht mit Unrecht — beleidigt fühlen. Hat man daher Jemandem etwas heimlich mitzutheilen, so ruft man die Person bei Seite, oder, wenn auch das nicht wohl angeht, so vermeide man wenigstens, vor, bei und während der heimlichen Mittheilung Jemand anderes dabei anzusehen, noch weniger aber zu lachen.

12) Jemanden, der eben im Gespräche ist, durch unbedeutendes Dareinreden zu unterbrechen. Nie muß man Leute stören, welche im Gespräche miteinander begriffen sind; ist die Mittheilung eine solche, welche durchaus keinen Aufschub erleiden darf, so ist es nöthig, sich zuvor höflich zu entschuldigen, etwa auf folgende Art: „Verzeihen Sie, daß ich es wage, Sie zu unterbrechen, allein ich habe etwas mit dieser Dame (diesem Herrn) zu sprechen, was keinen Aufschub leidet" ꝛc.

13) Zu nahe an Personen hintreten, welche heimlich oder vertraut miteinander sprechen. Diese Unanständigkeit muß man sehr vermeiden, denn sie sieht aus, als wenn man dergleichen Personen behorchen wolle. Wenn man bereits aber

neben zwei solchen Personen steht oder sitzt, so geht man einige Schritte von ihnen hinweg, oder wendet sich an den nächsten Nachbar und fängt mit demselben irgend ein, wenn auch nur gleichgültiges Gespräch an; hat man aber keinen Nachbar zur Seite, so steht man auf oder macht sich wenigstens eine Beschäftigung, durch welche das Ohr von dem Sprechenden abgewendet wird.

14) Ebenso unschicklich ist es, wenn man in Gesellschaft immer nur herumschleicht, um zu hören. Zwar darf man zu jeder Person in der Gesellschaft gehen und mit derselben ein Gespräch anknüpfen, nur darf es nicht den Anschein haben, als wenn man nur horchen wolle.

15) Sich mit dem Ellenbogen oder auch mit der Hand auf die Lehne des Stuhls zu legen, auf welchem schon Jemand sitzt. Dieses geschieht z. E. gewöhnlich, wenn man Lesenden zuschauen will. Dadurch wird man denselben äußerst lästig; manchen Personen wird dadurch warm und ängstlich. Man muß sich daher wohl hüten, auf diese Weise nicht zudringlich zu werden.

16) Eine ähnliche Zudringlichkeit ist, wenn man in Gesellschaft allzunahe an die Personen herantritt, mit denen man zu sprechen hat. Wenigstens einen halben Schritt weit muß man von denselben entfernt bleiben.

17) In Gesellschaft ohne weitere Veranlassung zum Fenster hinaus zu sehen. Dieses verräth, daß man Langeweile habe und ist besonders unschicklich, wenn es so geschieht, daß man die beiden Arme in die Fensterbrüstung legt, worauf der ganze obere Körper ruht, und dann der Rücktheil des Körpers der Gesellschaft zur Schau gegeben wird. Eine höchst unanständige Stellung.

18) In Gesellschaft sich vor Jemanden so stellen, daß man dieser Person gerade den Rücken zuwendet.

19) Beim Stehen in Gesellschaft einen oder beide Arme in die Seite zu stemmen; denn man macht sich dadurch gerade

noch einmal so breit, steht überall im Wege, und Andere kommen in Gefahr, sich an den fremden Ellenbogen zu stoßen.

20) Mißbrauch des Ehrenwortes. Es ist leider sehr oft der Fall, daß Menschen beim Gespräch bei jeder Gelegenheit ihre Ehre verpfänden, und wenn die Sache noch so unbedeutend ist, ja sogar, wenn sie oft nicht einmal von der Gewißheit ihrer Behauptung überzeugt sind, immer heißt es bei ihnen: „Auf meine Ehre!" „Ich kann Sie auf meine Ehre versichern!" „Es ist auf meine Ehre wahr!" u. s. f. Und wie oft ist die Behauptung unwahr! Da wäre dann die Ehre weggeworfen, verloren. — Und, was bleibt dem Menschen noch, der seine Ehre verloren hat? — Darum hüte sich jeder vor solcher Angewohnheit und setze seine Ehre nicht so leichtsinnig aufs Spiel. Nur bei wichtigen Fällen, und zwar bei solchen, wo man bestimmt weiß, daß sich eine gewisse Sache so und so und nicht anders verhält, bei Fällen, wo man sich für einen Rechtschaffenen verbürgt, und als Bürgschaft kein anderes Pfand hat, als seine Ehre, kann genannte Art von Betheurung erlaubt sein. Es ließe sich noch viel über diesen wichtigen Punkt sagen, aber ich hoffe, daß dieses Wenige, was ich hier darüber gesagt habe, hinreichend sein, und daher Jeder so vernünftig handeln werde, seine Ehre, das kostbarste Pfand eines rechtschaffenen Menschen, nicht um jede Kleinigkeit, die oft kaum der Rede werth ist, gleichsam zu verschleudern.

21) Sich sogar fluchende Betheurungen zu erlauben. Dies ist ein Fehler, welchen sich junge Leute sehr oft zu Schulden kommen lassen, der aber gewiß mit Recht in jeder gebildeten, gesitteten Gesellschaft verabscheut wird. Will z. E. ein junger Mann etwas recht bekräftigen, so heißt es oft: „Gott straf' mich!" „Beim Himmel!" und andere schlimmere Ausdrücke, welche man in einem Buche nicht gerne niederschreibt. Dergleichen pöbelhafte Betheurungen zeigen bald, weß Geistes Kind der Sprecher ist. Ist es nicht vernünftiger und anständiger, man sagt, um etwas zu bekräftigen oder zu betheuern:

„Verzeihen Sie, ich weiß sicher, die Sache verhält sich so und nicht anders"? Findet man dessenungeachtet Widerspruch, so sei man bescheiden und suche nicht hartnäckig seine Meinung zu behaupten, besonders älteren und angeseheneren Personen gegenüber. Bescheidenes Zurücktreten ist die schönste Tugend junger Leute.

Zufriedenheit mit unserem Stande.

Eine sehr gewöhnliche, oft aber geheimgehaltene Quelle des bürgerlichen Leidens und des häuslichen Uebels ist das Mißvergnügen vieler Menschen mit ihrer Lage, in welche sie, vermöge ihres Berufs und Standes, gebracht sind. — Einige nehmen zwar öffentlich eine sehr zufriedene Miene an, um ihre geheime Schwäche nicht vor den Leuten zu zeigen, um ihren Stolz nicht demüthigen zu lassen; aber im Herzen denken sie anders; bei ihren vertrauten Freunden verwünschen sie eben das, was sie gegen Andere als Klugheit hochpreisen. Sie sehnen sich mit Ungeduld nach einem anderen Zustande und finden ihre Lage oft unerträglich.

Es gibt wieder Andere, die noch in ihrem Leben mit keiner Lage zufrieden waren, in der sie sich befanden. In jedem Verhältniß erblicken sie ungeahnte Unannehmlichkeiten, wodurch ihnen dasselbe verleidet war. Bald hatten sie Verdruß an der Art der Geschäfte, die ihnen aufgetragen waren; bald Verdruß an den Menschen, mit welchen sie in ihren Verbindungen leben mußten. Sie fanden nie, was sie suchten, und suchten, was sie nie finden konnten, nemlich Gemüthsruhe, bewirkt durch ihre äußeren Umstände. — Wir hören solche Menschen beständig

klagen; sie werden mürrisch, sobald sie an ihre Lage denken. Sie trachten immer nach andern Verhältnissen; sie wechseln ihren Stand, so oft sie es können; unternehmen vielerlei Dinge; werden des neuen Zustandes bald wieder überdrüssig, und kommen am Ende zu nichts.

Sie suchen ihr Glück überall, nur nicht da, wo es gesucht werden muß: im Innern eines guten Herzens. Sie möchten die ganze Welt verbessern, welche für sie nichts taugt. Warum fangen sie die Verbesserung nicht bei sich selbst an? Warum vergessen sie über das Unmögliche, welches sie begehren, das Mögliche, was sie vollbringen könnten?

Der Unzufriedene ist der Selbstmörder seiner eigenen Glückseligkeit. Er vergißt das Gute unter seinen Händen über das Bessere in der Ferne. Ihn quält der immerwährende Durst, weil sein Eigensinn die Quelle verschmäht, welche zu seinen Füßen rinnt. Er zerstört mit unbesonnener Blindheit den Himmel seiner Gegenwart; seine Thorheit wird ihm selbst eine Last und Andern ein Spott.

Es gibt in der Welt kein Glück ohne Zufriedenheit; Zufriedenheit aber ist das Glück selbst. Willst du in deinem Stande vollkommen glücklich werden, lerne mit demselben zufrieden sein.

Die Zufriedenheit mit unserem Stande, mit unserer äußerlichen Lage, besteht in der Genügsamkeit mit den Vortheilen und Annehmlichkeiten, welche wir daraus empfangen; in der herrschenden Ueberzeugung, daß wir durch Fleiß und Sparsamkeit hinlänglich erübrigen können, unser Leben auf eine anständige Art zu erhalten; in der Ueberzeugung, daß nicht ein größerer Glanz, ein höheres Ansehen, ein ansehnlicheres Vermögen, sondern die vollkommenste Erfüllung unserer Berufspflichten uns die Achtung der besseren Menschen erwirbt in der Ueberzeugung, daß jeder Stand seine Widerwärtigkeiten hat, und wir dieselben durch eigene Kraft vermindern können, wenn wir mit Klugheit, mit Schonung Anderer, mit Verträglichkeit leben wollen.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß wir unseren Stand nicht verbessern sollen, wenn wir es auf eine anständige Weise können; oder, daß wir Aemter, Ehren, einträglicheren Verdienst ausschlagen sollen, wenn sich die Gelegenheit freundlich anbietet; oder daß wir uns keine Mühe geben sollen, unseren Wohlstand, unser Ansehen, unseren Wirkungskreis zu vergrößern. Denn das hieße die gerechten Mittel verschmähen, wodurch wir sowohl Andern, als uns selbst größeren Nutzen stiften, und Andern und uns auf mannigfaltigere Weise Wohlsein bereiten können. Aber um der besseren Mittel willen, die wir noch nicht haben, die geringeren verachten und nicht gebrauchen, in deren Besitz wir wirklich sind, das heißt Thorheit.

Woher aber kommt es, daß so viele Menschen ungenügsam mit dem sind, was ihnen Gottes Gnade verliehen hat? Und besonders, warum sind heutigen Tages so viele mit ihrer äußerlichen Lage oder mit ihrem Stande unzufrieden?

Nicht selten ist daran schon das Vorurtheil und der Eigensinn der Eltern oder Derer schuld, welche junge Leute zu einem Stande zwingen, zu welchem dieselben weder die gehörigen Anlagen noch Neigung haben. Eltern und Erzieher stehen bei den Kindern an Gottes Statt; ihre Pflicht ist, Diejenigen, welche ihrer Fürsorge anvertraut sind, in eine solche Lage zu bringen, daß sie einst sich ohne Hülfe Anderer ihre Bedürfnisse erwerben können. Aber darum ist es Pflicht, daß man die Fähigkeiten, die Eigenschaften und Neigungen eines Kindes mit zarter Vorsicht wohl prüfe, ehe der Entschluß genommen wird, welcher über das Schicksal des ganzen Lebens entscheidet. Zwar ist die Jugend nicht im Stande, sich selbst ihren künftigen Beruf zu erwählen; sie hat weder Erfahrung genug, noch urtheilt sie über ihre eigenen Kräfte immer richtig. Zwar fehlt es auch den besten Eltern oft an Mitteln und Gelegenheit, Kinder einem Beruf zu widmen, für welchen dieselben vorzügliche Geschicklichkeit und Vorliebe zeigen. Allein es ist schon genug gethan, wenn junge Leute wenigstens in keine Lage

hineingezwungen werden, gegen welche sie die offenbarste Abneigung und durchaus keine Anlage beweisen, darin einst glücklich zu werden.

Inzwischen fehlt es leider nicht an Personen, welche ein Opfer des Eigensinns, oder der Eitelkeit, oder des Eigennutzes ihrer Eltern und Versorger geworden sind. Ihr Schicksal ist nun für immer entschieden, und ist es gleich nicht nach ihren Wünschen, so sollen sie doch mit Ergebung und Muth dasselbe nehmen, tragen und aufs Beste benutzen.

„Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last."

Die Gewohnheit versöhnt uns auch mit dem, was uns anfangs unerträglich schien, und jeder Stand, jeder Beruf hat seine besonderen Reize und Vorzüge. Was nun nicht unser Hauptgeschäft sein kann und darf, das darf vielleicht unsere einsamen Nebenstunden versüßen. Unser Verdienst ist um so größer, je mehr wir uns selbst überwinden, je wohlthätiger, nützlicher und musterhafter wir auch in der Lage sind, die unseren Neigungen nicht entspricht. Und der du über das Wenige treu warst und auch das schlechte Loos, was dir zugefallen ist, weise anzuwenden wußtest, sei froh, Gott wird dich erheben, deinen Kräften wird ein besserer Wirkungskreis angewiesen werden.

Eine andere und weit gemeinere Ursache zur Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Stande ist verborgener Stolz und Ehrgeiz, dem nichts genug ist. Also nicht ihr Stand, sondern ihre eigene Fehlerhaftigkeit macht sie unglücklich. Die Blödsinnigen! Statt diese von sich zu schleudern, möchten sie nur ihre bürgerliche Lage verändern. Und ständen sie auf einem Thron, die Natter der Eitelkeit würde sie auch dort verwunden.

Vielleicht kränkt es dich, verkannt und zurückgesetzt zu sein;

vielleicht sagt dir dein Selbstgefühl, du habest mehr Geschicklichkeiten, mehr Kenntnisse, mehr Erfahrung, mehr Verdienst, als mancher Andere, der dir vom Glück vorgezogen ist. Wohlan, dies kann Wahrheit sein. Aber bist du der Einzige, welchen das Glück vernachlässigt? — Hast du überall den rechten Weg eingeschlagen, um dein Glück zu verbessern? — Bist du in deinem Stand der Beste, der Ausgezeichnetste? — Ist dein Ehrgeiz, mit welchem du Andere beneidest, auch in der That ehrenvoll für dich?

Wenn du das Bessere nicht erhalten konntest, warum bist du unzufrieden mit dem Guten, was dir wirklich schon in deiner Lage zu Theil geworden ist? Wenn dich ein rühmlicher Ehrgeiz beseelt, so sei froh, der Erste, der Vorzüglichste in deinem Beruf, statt ein Mittelmäßiger, oder vielleicht der Letzte in einem anderen zu sein! Wenn dein Selbstgefühl dich nicht betrügt, so preise dein Glück, daß du einer besseren Lage würdig bist, die du nicht hast, und beneide nicht Den, welcher dir vorgezogen ist, ohne des Vorzugs würdig zu sein. Wisse, es schlägt manches königliche Herz unter dem schlechtesten Gewand, und manchen niedrigen Menschen deckt der Purpur der Hoheit. Aber vor dem besseren Theil der Welt und in Gottes Augen gilt der Mensch nach dem, was er werth ist durch sein Inneres, nicht nach seinem Kleid und Rang. Liebe deinen Stand und mache ihn durch deine Kenntnisse, durch deine Verdienste ehrenvoll; der Stand muß dich nicht ehren.

Wieder Andere sind mit ihrem Stande unzufrieden, weil sie darin keine Aussicht haben, großes Vermögen einzusammeln. Sie wünschen Reichthum, um sich gute Tage zu machen, um Aufsehen erregen zu können. Wie ungenügsam! Dennoch lebtest du bisher, und mehr soll dein Stand nicht sein, als dir Mittel an die Hand zu geben, dich und die Deinigen zu erhalten. Gott hat uns Alle zum Glück berufen, aber nicht allen gleiche Mittel gegeben. Er war es, der Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, Herren und Knechte schuf, auf daß sie

sich unter einander dienen. Wenn Andere reicher sind als du, sind sie darum auch glücklicher? Wenn Andere reicher sind als du, bist du nicht auch wiederum reicher als viele Andere, die im tiefsten Elende schmachten? Kannst du es selber wollen, daß ein Mensch so vermögend sei, als der andere? Und warum begehrst du nur für dich den Vorzug und nicht für alle Anderen, die noch weniger haben, als du? Bist du dieses Vorzugs würdiger, als die Uebrigen?

Wohl kann der Fall eintreten, daß dein Erwerb geringer wird, ungeachtet du gern arbeitest. Krieg und Theurung können dir schaden, doch der Arbeitsame verdirbt nie. Wenn du in bösen Zeiten nicht genug hast, so war es deine Schuld, daß du in den guten Tagen nicht für die schlechten sparest. Du büßest jetzt nur für deinen Leichtsinn. Wenn du nicht genug hattest, war vielleicht dein Aufwand schuld. Du wolltest es Andern gleich thun, oder mehr thun, als sie. Nicht dein Stand, sondern dein Mangel an Sparsamkeit und häuslicher Ordnung richtete dich zu Grunde. Aber die guten, wie die bösen Tage kommen von Gott dem Herrn. Liebe ihn, und er wird dich froh machen. Lerne genügsam sein, und du wirst reich sein und selbst noch das nicht Alles verbrauchen, was dir dein Stand und Beruf erwirbt.

Mancher ist mit seiner äußeren Lage unzufrieden, weil sie ihn mit Personen in Berührung setzt, die ihm durch ihre Denkart verhaßt werden. Sie verbittern ihm das Leben durch ihre Lieblosigkeit, durch ihre Launen, durch ihren Stolz, durch ihren Haß. Es mag sein. Doch du, der du unter diesen Umständen klagest, sei auch gerecht gegen die Vortheile, welche eben dieser dein Stand dir gewährt. Vergiß es nicht, daß er dir so viele angenehme Bekanntschaften erwarb, die du ohne ihn nicht gewonnen hättest; daß er dir so manchen Freund, so manche Freundin gewonnen, die du ohnedem nie gekannt haben würdest. Siehe, so wird das Uebel immer wieder mit dem Guten ausgeglichen.

Und endlich sei redlich gegen dich selbst und gegen die, welche dir zuwider sind: hast du auch schon Alles gethan, um ihre Feindschaft von dir abzuwenden? Hast du schon den Versuch gemacht, sie mit Großmuth zu besiegen? Bist du nicht vielleicht selbst durch dein Betragen Ursache von ihrer Kälte, zu ihrem unfreundlichen Verfahren gegen dich? Bist du es, o so klage deine Thorheit, deine Schwäche, dein Herz an, nicht deine Lage. Du selbst hast dir das Unangenehme in deinen Verhältnissen bereitet. Es hängt ja nur von dir ab, Alles zu verändern und mit Klugheit den Dornen auszuweichen, welche die Rosen begleiten. Kannst du es nicht hier, du wirst es auch in keiner andern Lage des Lebens können.

Ueberhaupt ist es der allgemeine Fehler der Menschen, daß sie nicht genug überzeugt sind, daß jeder Stand, jeder Beruf, jede Lage des Lebens ihr Gutes wie ihr Böses haben; daß wir immer nur die schimmernde Außenseite dessen, was wir wünschen, nicht aber die verborgenen Mängel in Betracht ziehen; daß wir ebenso von andern beneidet werden, die das Verdrießliche unserer Lage nicht kennen, wie wir Andere beneiden, deren geheime Lasten aber uns nicht drücken.

Der Mensch hat auf Erden keinen größeren Verfolger als sich selbst. Kein anderer Feind kann uns so viel Schmerzen zufügen, als wir uns selbst, durch unsere thörichten Neigungen, durch unsere heimlichen Laster, oder durch die Fehler, welche wir vor Andern zur Schau tragen.

Sehet den Menschen, welchem sein Stand nicht genügt, den sein Beruf verdrießt, der seine Lage verwünscht; wie plagt er sich in der Stille mit tausend Plagen, ohne daß ihn seiner Thorheit willen Jemand bemitleiden möchte! Er hat nicht Muth genug, seiner selbst Herr zu werden, und den Fehler der Unzufriedenheit abzuwerfen; darum ist er unglücklich, und er ist es durch seine eigene Thorheit.

Fortschritt.

Es ist ein mächtiges Zauberwort, das uns hier entgegenklingt. Für Viele ist es das Bekenntniß ihres Glaubens, die Summa ihres Wissens, die Stimme ihres Gewissens, der erste und letzte Gedanke ihrer Bildung. Was dem Fortschritt gemäß ist, ist bei ihnen gut; was gegen den Fortschritt ist, das ist verwerflich. Der Fortschritt ist ein Heiligthum, das sie aufs eifersüchtigste hüten; wehe dem, der es antastet! Ganz mit Recht. Denn der Fortschritt ist eines der edelsten Güter der Menschheit; ja ein Privilegium, das in der ganzen geschaffenen Welt blos dem Menschen zukommt. Darum wird auch Jeder, der sein Herz auf dem rechten Fleck hat, aufs entschiedenste für den Fortschritt sein und den Rückschritt als eine Schändung der Menschennatur und Menschenwürde verurtheilen. Gruß und Handschlag deßhalb jedem Fortschrittsmann!

Jedoch, was nennst du Fortschritt? Begrüßest du mit diesem Ehrennamen alles, was neu ist, alles, wenn auch dadurch eine bisherige Ordnung auf den Kopf gestellt wird, wenn es deine Zeitung als einen Fortschritt anpreist? Doch wohl nicht, denn eben als fortgeschrittener Mann vermagst du doch selbst zu prüfen und zu urtheilen und wirst nicht riskiren, daß dir ein X für ein U gemacht, etwas Neues als Fortschritt angepriesen wird, während es thatsächlich ein Rückschritt ist. Oder verstehst du unter Fortschritt, daß man allmälig aufhört, den Menschen unter eine höhere Autorität zu stellen, daß allmälig für Jeden die Freiheit errungen wird, zu thun, was er will, und zu leben, wie er mag? Das ist doch wohl nicht anzunehmen, denn du bist ja ein Vater und hältst selbst etwas auf deine Autorität gegenüber deinen Kindern und möchtest um Alles

in der Welt nicht deine Kinder dahin fortschreiten sehen, daß sie dir den Gehorsam kündigen. Oder du bist ein Arbeitsherr, seufzest schwer darunter, daß deine Gesellen und Lehrjungen in der Loslösung von der Autorität schon so weit fortgeschritten sind und möchtest um Alles in der Welt nicht, daß es so weiter ginge, versicherst vielmehr täglich, so dürfe es nicht fortgehen und verbittest dir daher weiteren Fortschritt in dieser Richtung. Oder möchtest du etwa den Fortschritt beschränken auf die Loslösung der Menschen von denjenigen Autoritäten, welche einen kirchlichen Charakter tragen? Ja, so denkt mancher gesinnungstüchtige Fortschrittsmann. Gar Manchem wird, wenn er nur den Namen Gott, Religion hört, gar rückschrittlich zu Muth, und die Kirche vollends — ja das ist der verkörperte Rückschritt, das leidige Hinderniß alles wahren Fortschritts. Darum weg damit! Je weniger Religion, desto mehr Fortschritt! Nun, wenn es dir auch so zu Muthe ist, so wollen wir das vorläufig auf sich beruhen lassen. Einstweilen vergiß nur nicht, daß die Autoritäten in der Welt organisch miteinander zusammenhängen und solidarisch miteinander verbunden sind, dergestalt, daß, wenn du von Fortschritts wegen das Gebundensein an eine göttliche Autorität glücklich aus der Welt hinausgeschafft hast, das losgelassene Geschlecht sicherlich dahin „fortschreiten" wird, daß es auch die amtliche, richterliche, geschäftliche und elterliche Autorität der göttlichen nachschickt. Denn im Ziehen seiner Consequenzen ist der Fortschritt unerbittlich; es gibt eine Logik der Thatsachen, die sich durch keine Interessen und durch keine äußeren Machtmittel aufhalten läßt.

Um so nöthiger ist es aber, daß wir uns darüber verständigen, was eigentlich Fortschritt ist. Der Mensch ist's, der fortschreiten soll. Er allein kann es ja, weil er allein Geist ist, und zwar nicht fertiger, vollendeter, sondern entwickelungsfähiger Geist.

Welches sind aber die verschiedenen Gebiete, innerhalb

deren der Fortschritt sich zu bethätigen hat? Das, was fortschreitet, ist, wie oben gezeigt, der menschliche Geist. Alles Uebrige, was da lebt, bewegt sich zwar im Kreis, bleibt aber in der Hauptsache auf demselben Punkte. Nur der Menschengeist ist im Stande, sich aus dem Kreislauf heraus zu arbeiten und vorwärts zu schreiten, weil er nicht ins Naturgesetz hineingebunden ist. Darum ist auch dasjenige Gebiet, auf welchem zunächst der Geist seine Fortschrittskraft zu bethätigen hat, kein anderes als der Geist selbst. Lerne dich selbst kennen! Das ist ein Hauptelement des Fortschritts. Daß der menschliche Geist sich über sich selbst immer klarer werde, sich selbst verstehe, sich in seinem eigenthümlichen Wesen, in seiner Unterschiedenheit von der Natur erfasse, sich seines Ursprungs und Ziels, seiner Aufgabe und seiner Kraft bewußt werde, das ist ein weites Feld des Fortschritts auf Jahrhunderte und Jahrtausende, und Alles das ist als Fortschritt zu begrüßen, was den menschlichen Geist zu solcher Vertiefung in sich selbst, zu klarem Bewußtsein über sein Wesen, sein Woher und Wohin führt. Denn der Grundsatz: „Das echt Menschliche ist es, was fortschreiten soll," ist zwar rasch aufgestellt und ausgesprochen; aber was das echt Menschliche ist im Gegensatz zu dem Widermenschlichen, das wahrhafte Menschenbild im Gegensatz gegen das Zerrbild, das kann doch nur dadurch gefunden werden, daß der Geist hinabsteigt in seine Tiefen, auf den Herzschlag seines eigenen Lebens horcht, sein eigenes Athmen, Suchen und Sehnen belauscht, den eigenen tiefsten Lebenswurzeln nachgräbt und darauf achtet, wohin die Linien weisen, welche ihm eingegraben, und von denen auch die Geschichte der Menschheit Zeugniß gibt. Das macht die Griechen zu einem Volk des Fortschritts, daß sie über des Geistes Wesen und Art, über sein Suchen und Ahnen, wie es sich namentlich in der Idee des Schönen ausspricht, nachgesonnen, und was sie gefunden, im Lehrsatz oder Lied ausgesprochen, in Stein gemeißelt, in ihrem öffentlichen Leben darzustellen versucht

haben. Das macht die Römer zu einem Volke des Fortschritts, daß sie in der Idee des Rechts ein Bedürfniß des Menschengeistes erkannten, dasselbe pflegten und als Ausdruck desselben ein musterhaftes Staatswesen schufen. Aber bei keinem andern Volke finden wir doch eine solche Einkehr des Geistes bei sich selbst, eine solche Klarheit über seinen Ursprung, seine Aufgaben, eine solche Vertiefung in sein innerstes Fragen und Suchen, wie bei dem Volk des alten Testaments. Da ist das ursprünglich und echt Menschliche ebenfalls erfaßt, aber gleich in seinem Mittelpunkt, nemlich in seiner Beziehung zu Gott, um die sich alles andere dreht, und um so klarer und schärfer ist das wahrhaft Menschliche hier erfaßt, je klarer zugleich der Einblick ist in das Widermenschliche, dem Ideal entgegengesetzte, das Böse. Darum ist auch Israel ein Volk des sittlich-religiösen Fortschritts wie kein anderes; darum konnte auch aus diesem Volk der größte Fortschritt hervorgehen, der in der Orientirung des Menschengeistes über sich selbst jemals gemacht worden ist, der Mann, der nicht blos den menschlichen Geist in seinen tiefsten Tiefen, in seinem ursprünglichen göttlichen Wesen verstand, sondern auch das reine Menschheitsideal in seiner Person leibhaftig darstellte und in seinem Lebensbild Dasjenige verwirklichte, auf was alle die Linien, die unserem Geistesleben ursprünglich eingegraben sind, hinzielen, indem er das Gute, das Wahre, das Harmonische, die Einheit mit Gott in sich verkörperte.

Je tiefer nun der menschliche Geist in seinem Grundwesen sich erfaßt, desto mehr wird es ihm auch gelingen, sich die richtigen Formen zu schaffen, innerhalb deren er dieses sein eigenthümliches Wesen immer vollkommener ausdrücken und zur Darstellung bringen kann; es werden, je mehr der Geist im Verständniß seiner selbst fortschreitet, desto mehr auch Fortschritte im socialen, politischen Leben und den verwandten Lebensgebieten erzielt werden. So oft im Volksleben wieder eine Seite des nationalen Geistes zur Entfaltung und Dar-

stellung kommt, so oft in der Gesetzgebung, im Verfassungsleben ein Schritt geschieht, in Folge dessen Gesetz und Verfassung besser, richtiger als vorher den nationalen Geist zum Ausdruck bringen, so oft eine Schranke fällt, welche denselben in der Darstellung und Entfaltung seiner eigensten Art hemmte, so oft ist auch ein Fortschritt zu verzeichnen, dessen man sich freuen darf. Nur vergesse man auch nicht, daß im Volksleben neben dem Geist und im Gegensatz gegen ihn ein geistwidriges Element besteht, daß es neben der Volksart auch eine Volksunart gibt, die nicht fortschreiten, sondern zurückschreiten soll. Der wahre Fortschritt auf diesem Gebiet kann darum nicht darin bestehen, daß unbesehen Schranken niedergerissen und Kräfte entfesselt werden, — das könnte unter Umständen ausschließlich oder wenigstens dem Löwenantheil nach der Volksunart zu gute kommen, auf Kosten der Volksart.

Das der Menschheit eingeschaffene Geistesleben aber wächst und entwickelt sich ja nicht rein aus sich selbst heraus, sondern durch die Berührung mit Solchem, was ihm als ein Anderes gegenüber steht. Der Geist steht in einem bestimmten Verhältniß zu der ihn umgebenden Natur, zur Welt, und damit thut sich uns ein weiteres großes Gebiet des Fortschritts auf. Indem der menschliche Geist als das Höhere der Natur gegenübertritt, ist sein Streben darauf gerichtet, sich der Natur zu bemächtigen, daß sie nicht mehr als Schranke ihm gegenüberstehe, sondern von ihm verwendet und angeeignet werden könne. Und das ist nicht blos sein Streben, sondern es ist auch wirklich und thatsächlich seine Aufgabe, daher wir alles Dasjenige mit Freuden als Fortschritt begrüßen, wodurch diese Aneignung und Verwendung der Natur und ihrer Kräfte durch den Geist gefördert wird. Nur wollen wir uns sogleich darüber klar werden, daß der Glaube an Fortschritte auch auf diesem Gebiet durchaus den Glauben an eine einheitliche Weltordnung und Weltregierung zur Voraussetzung hat. Denn der Geist kann ja nicht in die Natur eindringen und ist nicht im Stande, sie

sich anzueignen, wenn nicht beide gegenseitig einander entsprechen und aufeinander eingerichtet sind, und dieses wiederum ist blos dann möglich, wenn beide aus einer und derselben schöpferischen Quelle stammen und in einer und derselben regierenden Hand zusammen laufen. Es ist nun aber dieses Aneignen und Verwenden der Natur von Seiten des Menschengeistes ein Verschiedenartiges. Da wir nirgends in der Natur todten Stoff sehen, da wir vielmehr überall schon irgendwie beseelten, geistig bearbeiteten, von bestimmten Gesetzen beherrschten und durchdrungenen Stoff wahrnehmen, so ist es Aufgabe des Geistes, seine Herrschaft über die Natur zunächst dadurch zu bethätigen, daß er diesen Spuren geistiger Potenzen, die in der Natur sich finden, nachgeht, und das Geistartige aus dem Stoff herausfindet und herauszieht. Hat somit der Geist in der Natur etwas ihm Verwandtes erkannt, so kann er entweder, wie dies im Gebiet der Kunst geschieht, das, was die Natur ihm bietet, verwenden zur Darstellung seiner selbst, seines Wesens, seiner Kräfte, seines Strebens und Besitzens, oder er kann, wie dies in der Wissenschaft geschieht, suchen, jenes Geistartige in der Natur für sich erkenntnißmäßig zu fassen, auszusprechen, und so die Gesetze ergründen, welche in der Natur wirken und den Naturerscheinungen sich darstellen. So benützt z. B. der Künstler den Steinblock, um eine geistige Idee in demselben und durch denselben darzustellen, während der Mann der Wissenschaft den Gesetzen seiner Bildung und Entstehung nachgeht und ihm seinen Platz unter den übrigen Gesteinen ordnungsmäßig anweist; beide aber bethätigen in ihrer Operation die Herrschaft des Geistes über die Natur. Und je mehr der Geist dazu gelangt, künstlerisch in Dem, was die Natur bietet, sein eigenes Leben allseitig darzustellen, je mehr er wissenschaftlich in das Innere der Natur eindringt und ihre Gesetze ergründet, ihre Kräfte mit Namen nennt, desto mehr können in der Geschichte der Menschheit wirkliche Fortschritte verzeichnet

werden. Aber der Menschengeist ist auch damit noch nicht fertig. Nicht blos wissenschaftlich und künstlerisch soll er die Natur beherrschen, sondern auch mechanisch ihre Kräfte sich dienstbar machen zur Erreichung seiner Zwecke, zur Lösung seiner Aufgaben, zur reicheren Entfaltung seiner Kräfte und eben damit wieder zur vollkommeneren Entwickelung seines eigenthümlichen Wesens. Wo es deshalb gelingt, eine Naturkraft zu fassen und in einer neuen Form den Zwecken des Geistes dienstbar zu machen, da ist ein wirklicher Fortschritt in der menschlichen Entwickelung erzielt, den wir mit Freuden begrüßen.

Jene gewaltigen Bauten der alten Egypter, durch welche mächtige Steinmassen der Stempel zweckthätiger, vernünftiger Geistesarbeit aufgedrückt ist, sie bezeichnen einen großen Fortschritt in der Geschichte der menschlichen Geistesentwickelung, wie andererseits die durchgeistigten Steinmassen einer gothischen Kirche im Vergleich mit jenen Pyramiden den Fortschrikt des menschlichen Geistes in der Beherrschung und Benützung stofflicher Massen deutlich verzeichnen. Wenn der Hellene den rohen Marmorblock so benützt und bearbeitet, daß zuletzt aus dem Marmor ein menschliches Angesicht uns entgegen schaut, in welchem ruhige Geistesmajestät, schneidendes Seelenweh, holdselige Lieblichkeit, siegbewußter Triumph, feine Klugheit überraschend ausgeprägt sind, so zeigt sich eben hierin das Hellenenvolk als Volk künstlerischen Fortschritts, weil ihm mehr als anderen gelungen ist, den spröden Stoff für die Selbstdarstellung des Geistes zu verwerthen. So ist unstreitig auch die Gegenwart in raschem Fortschreiten begriffen, weniger auf dem Gebiet der Kunst, entschiedener auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Erforschung der Naturgesetze und Naturkräfte, ganz besonders aber in der Fertigkeit, altbekannte oder neuentdeckte Kräfte der Natur in den Dienst der Menschheit hereinzuziehen.

Wenn nun ein Jeder darauf bedacht wäre, seine Kräfte im

Dienste der Menschheit, zur Beglückung seines Nächsten zu verwerthen, so wäre dieses ein großer Fortschritt im wahren Sinne des Wortes zu nennen, welcher nicht nur die Verhältnisse im Allgemeinen höchst glücklich gestalten, sondern der auch einem jeden Einzelnen zu Gute kommen würde.

Blumenpflege im Zimmer.

Wenn der rauhe Winter unseres Klimas das Blumenleben im Freien zerstört, wenn eine starre Schneedecke alle Vegetation in eisigen Bann schlägt, halten wir Frühling und Sommer im Hause fest und wenden den zarteren Zimmergewächsen unsere ganze Sorgfalt und Liebe zu, indem wir ihr Gedeihen mit verständnißvollem Interesse überwachen.

Die Pflege der Zimmerpflanzen ist mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden und bedarf günstiges Tages- und Sonnenlicht, Schattengebung, wenn nöthig, richtige Temperatur, Vermeidung von Staub, Zug und Rauch, Gasausdünstung und — wie Manche behaupten — eine glückliche Hand. Das Geheimniß aber, durch welches diese „glückliche Hand" die Blumen zeitigt und zur Entfaltung bringt, ist lediglich eine sorglich-aufmerksame und liebevoll-pflegende Hand, denn alle Bedingung für ein naturgemäßes Gedeihen und Entwickeln müssen erfüllt und zum Theil künstlich hervorgebracht werden.

Nicht allein, daß Pflanzen einen schönen Zimmerschmuck bilden, sie dienen auch wesentlich zur Verbesserung und Reinigung der Luft. Man wähle deshalb nicht blühende und stark riechende, sondern schnell wachsende, besonders kletternde Blattpflanzen. Die Gewächse saugen die für den Menschen schädlichen Gase ein — wie Kohlensäure, Amoniak — und geben das

für den Menschen nützliche Gas — Sauerstoff — aus und sind so gleichsam die natürlichen Ventilatoren unserer bewohnten Räume.

Jede Pflanzengattung fordert, je nach ihrer Individualität, eine andere Behandlung; sie soll hauptsächlich darin bestehen, daß sie ihre einmal angewiesene, passende Stellung, die am gedeihlichsten nach der Südost- oder Südwest-, niemals nach der Nordseite sein muß — möglichst selten mit einer anderen vertausche, und daß sie zu rechter Zeit und tüchtig, durch und durch, mit verschlagenem Regen- oder Flußwasser begossen werde. Ist die Pflanze durch Versäumniß einmal ganz welk geworden, so bespritze man recht die Blätter, um später dann langsam den Wurzelballen zu begießen. Nie darf das Wasser von niedrigerer Temperatur sein, als die äußere Luft. Wärmeres Wasser treibt schneller zum Blühen; frisches, welches Mensch und Thier erquickt, ist Pflanzen durchaus nicht zuträglich. Unter das Flußwasser kann man von Zeit zu Zeit eine schwache Leimlösung mischen; etwa ein Loth Leim auf drei Quart Wasser; auch ist solches, womit das Fleisch abgewaschen, sehr nahrhaft für die Gewächse. Der Zeitpunkt des Gießens gibt sich durch Trockenwerden der Oberfläche kund, ebenfalls durch Anklopfen der Töpfe; klingt's hell, muß gegossen werden, klingt's dumpf, ist noch reichlich Nässe vorhanden. Oefteres Obenhingießen macht die Saugwurzeln faulen und läßt die Hauptwurzeln verschmachten. Nie gieße man in der Sonnenhitze, am gedeihlichsten des Abends. In der Blüthe verlangt die Pflanze mehr Feuchtigkeit, in ihrer Entwickelung aber, und wenn die Blüthe zurückgeht, weniger. Kranke Pflanzen müssen sehr knapp, Fettpflanzen trockener gehalten werden, als Holzpflanzen.

Besser gedeihen die Blumen, wenn viele neben einander gestellt werden. Eine einzelne Reihe am Fenster verkümmert leicht und siecht; auf einem breiten Fensterbrette jedoch, wo zwei bis drei Reihen Töpfe Platz finden, schützen sie sich mehr

gegenseitig vor dem Austrocknen der Blätter. Da die Blätter gewissermaßen die Lungen der Pflanzen sind, wodurch sie Feuchtigkeit und Nahrung aus- und einathmen, so muß man, um ihr Gedeihen zu befördern, namentlich bei hellem Wetter, mit einem nassen Schwamm die zarten Gefäße der Blätter vom Staube reinigen, sie mit einer Bürste früh und Abends bespritzen, oder warme Wasserdämfe unter ihre Kronen bringen und sie gelegentlich einem tüchtigen Regen aussetzen. Auch ist es gerathen, die Töpfe in weite Untersetzer auf Thon- oder Holzwürfel zu stellen. Damit die Erde des Topfes porös bleibe und sich keine harte Oberfläche bilde, thut man wohl, sie mit einem gabelartigen Instrument aufzulockern. Die Anwesenheit von verderblichen Regenwürmern gibt sich durch die zusammengeballte Erdoberfläche kund; sie sind durch einen Aufguß von Wasser über frische Nußblätter, zu entfernen.

Das Umsetzen der Pflanzen geschieht, wenn sie ihr Hauptstadium, die Blüthe, überschritten haben, also etwa zu Johanni oder im Herbst. Man verfährt folgendermaßen: Die Pflanze wird behutsam aus dem alten Topf genommen, und die überflüssigen Faserwurzeln, welche den Ballen überziehen, werden abgeschnitten. Darauf kratzt man die meiste alte, versäuerte Erde ab und taucht den Ballen, wenn er sehr ausgetrocknet sein sollte, ins Wasser, bis er gehörig gesättigt ist. Vor dem Einpflanzen macht man der Größe der Pflanzen entsprechende Töpfe zurecht. Gebrauchte Töpfe sind den neuen vorzuziehen. Das Uebertragen der Blumenstöcke in glacirte elegante Porcellantöpfe ist gewöhnlich von großem Nachtheil für die Pflanzen. Man legt einen Scherben über das Loch am Boden und füllt sie zur Hälfte mit Erde. (Orangen und Geranien in eine Mischung von Rasen-, Garten- und Haideerde; Myrthen, Camelien und Hortensien in reine Haideerde; Verbenen und fette Pflanzen in reine Gartenerde.) Dann stellt man die Pflanze in die Mitte des Topfes und füllt diesen vollends

mit Erde an, bis zu einem Zoll unter dem Rande desselben, und drückt sie leicht an.

Kaffeesatz, als Blumendünger, ist nicht nur ein guter Nährstoff, er hält auch, unter die Pflanzenerde vermischt, diese locker; obenhin gestreut verhütet er zu schnelles Austrocknen. Gepulverte Kohle, leicht auf die Oberfläche der Erde gestreut, soll die rothe Farbe der Blumen, namentlich bei Rosen und Petunien, erhöhen. Uebrigens verhütet auch Kohle das Sauerwerden der Erde. Als bestes und erfolgreichstes künstliches Düngungsmittel für Topfpflanzen wird die Knop'sche Lösung empfohlen. Man kauft sie unter diesem Namen bei manchen deutschen Apothekern. Mit Wasser verdünnt, in bestimmten Zeiträumen zum Begießen der Pflanzen benutzt, erzielt sie staunenswerthe Erfolge; namentlich Fuchsien, Rosen, Pelargonien zwingt sie zu größter Ueppigkeit und prachtvollstem Blüthenflor. Eine einzige Blume aber, der man erlaubt zu reifen und Samen anzusetzen, erschöpft die Kraft der Pflanze mehr, als ein Dutzend neuer Knospen es thut; man schneide daher, so viel als möglich, die Blüthen ab, ehe sie welken.

Gar oft macht man die niederschlagende Erfahrung, daß eben gekaufte Blumenstöcke, die einen frischen und strahlenden Farbenschmelz hatten, binnen Kurzem welk, farblos und matt auf dem Blumentisch trauern. Abgesehen davon, daß die Zimmer der zum Gedeihen nöthigen Temperatur, der Luft und des Lichtes, aber namentlich der Feuchtigkeit entbehren, so liegt hier oft ein Betrug zu Grunde. Die Gärtner setzen häufig Pflanzen, wie Nelken, Fuchsien, Pelargonien, Rosen, Petunien, Astern aus dem freien Lande über Nacht in Töpfe, die wir für festgewurzelte Exemplare theuer bezahlen müssen. Man thut daher gut, sich beim Einkauf die Pflanzen austopfen zu lassen; das Wurzelgeflecht zeigt deutlich, ob diese im Topf groß gezogen, oder erst übergepflanzt sind. Jedenfalls gieße man solche frisch eingesetzten Blumen sehr vorsichtig, oder besprenge sie lieber häufiger von oben.

Abgeschnittene Blumen lassen sich am malerischsten in ein Körbchen mit Blecheinsatz garniren, der mit feuchtem Küchensand angefüllt wird. Die Blumen halten sich darin viel länger, als in mit Wasser gefüllten Vasen. Sollen sie aber in diesen Gefäßen ihre Frische und den Farbenschmelz behalten, so wechsle man alle Morgen mit dem Wasser, schneide täglich einen Zoll die Stiele und jedes sichtbar werdende welke Blatt ab und streue unter das Wasser, als Präservativ gegen Fäulniß, Salz, Holzkohlenstaub oder salpetersaures Natron. Auf diese Weise kann man sich wohl vierzehn Tage lang ihrer vollen Schönheit erfreuen. Künstlich gebundene Bouquets, deren Blumen keine langen Stiele haben, conserviren sich Tage lang, wenn sie unter Glasglocken gestellt werden, nachdem sie leicht mit frischem Wasser besprengt worden sind.

Hyazinthen und Tulpenzwiebeln legt man im Herbst in reichlich mit Sand vermischte Gartenerde, oder setzt sie in Gläser, die mit Wasser angefüllt sind, das nach dem Verdunsten immer nachgefüllt werden muß. Maiblümchen und Crocus gedeihen schon im blos feuchten Moos. Während der ersten Zeit ihres Wachsthums müssen sie möglichst fern vom Licht in mäßiger Temperatur und nicht zu feucht gehalten werden, sonst treiben sie fahle und gelbe Blätter, ohne die Kraft zu besitzen, Blüthen zu zeitigen. Die abgeblühten Zwiebeln bedürfen keiner weiteren Pflege; die Blätter vergehen nach und nach und sterben endlich ganz ab. An den diesjährig angetriebenen Zwiebeln würde man, das nächste Jahr, in den Topf gesetzt, keine besondere Freude erleben; man pflanze sie deshalb ins freie Land, wo sie noch immer eine mäßige Blüthentraube hervorzubringen im Stande sind.

Naturſinn.

„Du haſt deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet,
Wohin mein gläubiges Auge ſchaut,
Dich, Herr und Vater! es findet!
Deine ewige herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tauſend Geſtirne der Nacht,
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unſer, der du biſt im Himmel!"

Wer nicht offnen Auges, empfänglichen Geiſtes und dankbaren Herzens durch Gottes ſchöne Natur wandelt, wer nicht aus dem beengenden Hauſe hinauseilt, neue Kräfte und Anregung aus dem unverſiegbaren Borne der Schöpfung, der überall in Fluren und Auen, im Thal und auf den Höhen quillt, zu trinken — der iſt und bleibt in ſeiner eigentlichen Heimath, der Natur, ein Fremdling!

Die Natur iſt das Buch, auf deſſen Millionen Seiten mit glühenden Farben und lebendigen Formen Gottes Größe und Allmacht leuchtend verzeichnet ſteht. Kraft und Liebe, Weisheit und Herrlichkeit wohnen in ihr; ſie geben ihr Leben und Schönheit, Sprache und hohe Bedeutung. Wem das Verſtändniß dafür durch Herz und Geiſt erſchloſſen wurde, wen die Weihe aufmerkſamen Achtens überkommen, wer von den Erſcheinungen der Natur auf ein höheres Weſen ſchließen lernt, der wird voll Anbetung in die Worte des Pſalmiſten einſtimmen: „Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und ſo viel; du haſt ſie alle weislich geordnet, und die Erde iſt voll deiner Güte!"

Die Stimmungen der Menſchenſeele finden ja alle ihr Gleichniß in der Natur. Wie jede Himmelsgegend andere Menſchen bildet, ſo läßt jede Jahreszeit andere Saiten in uns widertönen. Der Kreislauf der zwölf Monde, der ſich

in den fliehenden Jahreszeiten vollzieht, erhält uns mit ſeinen unabänderlichen Ereigniſſen in einem wohlthätigen Gleichgewichte, und das Erwachen des Frühlings, die Lebensfülle des Sommers, das Entſchlummern des Herbſtes, der Tod des Winters regen die mannigfachſten Empfindungen in unſerer Seele an:

„Ewig zerſtört, erzeugt ſich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein ſtilles Geſetz lenkt der Verwandlungen Spiel!"

Wenn nach langem, bangem Winterſchweigen endlich der erſehnte Frühling naht, wenn Lebenskräfte und Säfte ſich zu rühren und zu ſteigen beginnen, wenn Millionen Keime und Knospen, vom Kuſſe des Mai's geweckt, Blätter und Blüthen treiben, wenn, ihrer Eiſesbande ledig, Ströme und Bäche wieder zu Thale eilen, wenn tauſendfältiges Leben und Weben der Inſektenwelt ſich regt, wenn Lieder aus der Bruſt befiederter Sänger ſchallen, dann regt ſich auch in unſerer Seele neues Leben, verjüngtes Hoffen! Faſt dünkt es uns, als ſeien rings um uns her Wunder geſchehen. Von den leiſen Regungen der ſcheinbar erſtorbenen Natur bis zu der Machtäußerung der goldenen Sonnenſtrahlen, von den erſten Flügelſchlägen der jubelvoll aufſteigenden Lerche bis zu der bunten Vielgeſtaltigkeit des regſten Frühlingslebens—welche unendliche farben- und formenreiche Stufenleiter des Werdens und der Entwickelung bis zur ſtrahlendſten Schönheit! Voll und reich zieht der holde Frühling ein, die Herrſchaft des gräulichen Winters iſt vorüber, Jubel und Glanz und neues Grün überall auf Weg und Stegen—wo gäbe es ein Menſchenherz, das ſich ſolchem Segen nicht hoffnungsfreudig erſchlöſſe?

„Hinaus denn, meine Seele,
In voller Luſt hinaus!
Verkünde, ruf, erzähle
Und kling und ſing es aus!
Du biſt von Lerchenart,
Nach oben will dein Leben;
Laß fliegen, klingen, ſchweben,
Die frohe Himmelfahrt!"

Auch du, der du von Gram und Sorgen darnieder gebeugt biſt, der du kein Auge und Ohr haben magſt für Lenzesglück und Lenzesſegen, verſchließe ihm deine bange Seele nicht, öffne ihm die Thore deines Herzens und glaube: auch für dich iſt's Frühling worden, auch dich ſoll er beglücken, auch dir wird er troſtreich werden!

„Die lauen Lüfte ſind erwacht!
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſei nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden!"

Flüchte dich mit deinen Thränen in die Waldeinſamkeit; die Natur iſt eine gar mächtige Tröſterin. In ihrer Erhabenheit und Größe zeigt ſie dir den Schöpfer, und bei ihm wirſt du deinen Frieden wieder finden, wenn du unter dem Wechſel des Weltlebens zu tragen und zu klagen haſt. Das Toſen des lauten menſchlichen Treibens dringt nicht in dieſe ſtille Welt des Blühens und Lebens. Tritt in die geweihten Schatten, empfinde den hohen Ernſt, die geweihte Ruhe, den wunderbar beſänftigenden Zauber auf dein Gemüth und fühle Gottes Odem, der durch die Wipfel der Bäume ſegnend zieht:

„Wenn du ein tiefes Leid erfahren,
Tiefſchmerzlich, unergründlich bang,
Dann flüchte aus der Menſchen Schaaren,
Zum Walde richte deinen Gang.
Die Felſen und die Bäume wiſſen
Ein Wort zu ſagen auch von Schmerz,
Der Sturm, der Blitz hat oft zerriſſen
Die Felſenbruſt, des Waldes Herz.
Sie werden dir kein Troſtwort ſagen,
Wie hülfereich die Menſchen thun,
Doch wird ihr Echo mit dir klagen
Und wieder ſchweigend mit dir ruhn."

Jede der verſchiedenen Jahres- wie Tageszeiten in der Natur hat ihre eigenthümlichen Reize und Freuden, jede gibt dir Stoff zu mannigfaltigſter Beobachtung; wenn du nur zu hören und zu ſehen verſtehſt. Wie herzerhebend wirkt ein

Morgengang hinaus ins Freie! Ins Freie, jenes vielbedeutſame Wort, von dem Humboldt bemerkt, daß es allein in unſerer Sprache den Inbegriff des Unbegrenzten und Unendlichen in der Natur ausſpreche. Hinaus zu wandern aus der athembeklemmenden Enge des Zimmers macht weiter die Bruſt, heller den Geiſt, leichter alle Sorgen, ſtimmt verſöhnlicher gegen das Ungemach des Lebens. Und dieſer Segen bleibt in uns den ganzen Tag als leiſer Nachklang zurück, und lebhaft empfinden wir die Worte des Dichters:

„Ich fühle mich wie neu geſchaffen,
Wo iſt die Sorge nun und Noth?
Was geſtern noch mich wollt' erſchlaffen,
Ich ſchäm' mich des im Morgenroth!"

Und was der Tag mit ſeinen glänzenden Lichtern, ſeinem tauſendfältigen Rühren und Regen nicht bei dir vermocht, dem milden Abendroth, der ſtillen, geheimnißvollen Nacht weicht all dein Herzeleid, und die Millionen geſtirnten Welten thauen dir Frieden herab. Iſt's doch, als ob man die Geiſtertritte des Ewigen hörte, wie er ſichtbar wandelt in ſeiner Schöpfung; der Geiſt nimmt Flügel und ſtrebt hinauf über die Sterne, aufwärts nach der ewigen Heimath in unausſprechlicher Sehnſucht!

„Sterne
In des Himmels Ferne!
Die mit Strahlen beſſrer Welt
Ihr die Erdendämmrung hellt;
Schaun nicht Geiſteraugen
Von euch erdenwärts,
Daß ſie Frieden hauchen
Ins umwölkte Herz?

Sterne
In des Himmels Ferne
Träumt ſich auch in jenem Raum
Eines Lebens flüchtger Traum?
Hebt Entzücken, Wonne,
Trauer, Wehmuth, Schmerz,
Jenſeit unſrer Sonne
Auch ein fühlend Herz?

Sterne
In des Himmels Ferne!
Bis mein Geiſt den Fittig hebt,
Und zu eurem Frieden ſchwebt,
Hang an euch mein Sehnen!
Hoffend, glaubensvoll!
O ihr holden, ſchönen,
Könnt ihr täuſchen wohl?"

Wenn du dich nun den erhebenden oder lieblichen Eindrücken der Natur im Großen und Ganzen hingibſt, ſo laß ſie auch auf Geiſt und Herz im Kleinen und Einzelnen wirken. Die Natur verbirgt ſich nicht hinter dichte Schleier, ihre Schöpfungen liegen vor Aller Augen; wer ſich ihr hingibt, dem entſpringt eine Quelle ungekannter Freuden, dem lohnt ſie tauſendfältig!

Schön iſt der Felſenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain mit Gold bemalt;
Schön iſt der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke ſtrahlt!
Schön iſt der Wieſe Grün, des Thals Geſträuch,
Des Hügels Blumenkleid;
Der Erlenbach, der ſchilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überſchneit.

Gewöhne dich an ein *unterſcheidendes Schauen*, denn ohne Verſtand und Bewußtſein keine leuchtende, klingende und duftende Welt! Mach dich vertraut mit den Naturwiſſenſchaften, ſoweit es dir Zeit und Gelegenheit vergönnt. Sie ſind ſo bedeutungsvoll für alle Verhältniſſe des Lebens geworden, daß wer ſich nur irgend zu den Gebildeten rechnen will, davon Kenntniß nehmen muß. Und welche Genüſſe entgehen dem Nichtwiſſenden im Vergleich zu dem Eingeweihten! Es ſoll hier nicht davon die Rede ſein, daß du dich in tiefe wiſſenſchaftliche Studien einläſſeſt, aber was durch populäre Schriften uns leichter zugänglich und begreiflich gemacht, das ſuche dir anzueignen. Erſt wenn die Schuppen der Unwiſſenheit von deinem Auge gefallen, wirſt du die erhabenen Werke und die Größe des Schöpfers wahrhaft bewundern können. Ja, ſtaunen wirſt du über das Gewaltige und doch Wandelbare in der Erde Veſten. Erfahren wirſt du, daß der innerſte Kern unſeres Planeten zu flüſſiger Maſſe durch ein Centralfeuer geſchmolzen, deſſen Daſein wir durch die wohlthätige Wirkung der Erdwärme empfinden, und von deſſen Thätigkeit die Vulkane laut reden, die heißen Quellen lebendig Zeugniß ſind. Feuer und Waſſer ſind mächtige Hebel, aber

auch gewaltige Zerſtörer; was ſie erſchufen, ſie vernichten es wieder und — wenn auch in Epochen von Millionen Jahren — immer neue Gebilde erfährt die Oberfläche unſerer Weltkugel, denn nichts hat Beſtand als Er, der Schöpfer, der über Allem in ewiger Unwandelbarkeit thront, Er, vor dem tauſend Jahre ſind wie ein Tag.

„Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln,
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill;
Das Ewge regt ſich fort in Allem,
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will."

Lerne die Vögel, aller Menſchen Lieblinge, in ihrem Geſang nicht allein hören, ſondern auch unterſcheiden; beobachte die geflügelte Welt der Inſekten und vor Allem: blicke tiefer in den Kelch der Blüthen und Blumen. Was kann es wohl Anziehenderes geben, als das Studium der Kinder Floras? Nimm Antheil an ihren Lebensbedingungen, und zwar nicht nur an ihrem Blühen, auch an dem Entſtehen und Vergehen, und du wirſt keins der tauſend Blumenleben, ſelbſt das unſcheinbarſte nicht, zu unbedeutend für deine Beobachtung halten. Lerne ihre Namen kennen; ganz anderes Intereſſe haben wir für die Menſchen, die uns aus Tauſenden heraus vorgeſtellt und nahe getreten ſind, deren Verhältniſſe wir kennen, als für ſolche, die uns fremd ſind und für uns in der Maſſe aufgehen. Ebenſo wirſt du auch mit ganz anderen Augen die Pflanze betrachten, deren Namen, Familiencharakter, Lebensbedingung, Eigenthümlichkeiten und Daſeinszweck du kennſt. Nicht blos die Erde zu ſchmücken, rief ſie der Himmel aus der Tiefe zum Sonnenlicht herauf, auch ſie hat ihren weiſen Lebenszweck, ſie muß wachſen, blühen, Früchte bringen und vergehen, um im Leben oder Sterben, je nach beſtimmten Geſetzen Menſchen oder Thieren dienſtbar zu ſein. Die Pflanze gehört eben auch zu der großen, unzerreißbaren Kette der

Schöpfung, in der alles Erschaffene als ein dienendes Glied einzugreifen berufen ist.

Gar viel gebildete, sogenannte Naturenthusiasten schweifen durch Wald und Wiese und Feld, freuen sich der herrlichen, üppigen Baumblüthe und des wogenden, ährenstrotzenden Feldes, wissen aber weder die Laubbäume noch Nadelhölzer zu unterscheiden, übersehen die lieblichsten „Unkräuter" am Wege als solche und urtheilen summarisch über „das Getreidefeld", gleichviel zu welchem Zweck die Produkte im Haushalte der Natur und des Menschen dienen müssen. Solch ein Unkundiger mag es wohl auch gewesen sein, dem die beschämende Antwort auf seine mehr als naiven Fragen aus dem Munde eines schlichten Landmannes wurde: „Ihr versteht wohl alles, nur eins nicht: Die Sprache, die unser Herrgott spricht!"

Mahnung an Stubenhocker.

Ohne tägliche gehörige Bewegung kann man nicht gesund bleiben. Das ist eine freilich nicht neue Bemerkung, denn schon Aristoteles lehrte: „Das Leben besteht in der Bewegung;" und Horaz erklärte: „Willst du nicht laufen als Gesunder, als Wassersüchtiger mußt du!" Im ganzen Innern des Organismus herrscht unaufhörliche rasche Bewegung, das Herz schlägt unermüdlich, mit 28 Schlägen hat es die ganze Blutmasse, circa 15 Pfund, durch den großen Kreislauf (durch den Körper) und durch den kleinen (die Lungen), getrieben; die Lungen arbeiten ohne Unterlaß wie eine Dampfmaschine, die Gedärme winden sich, ihren Inhalt forttreibend, in steter Bewegung, und selbst das Gehirn hat eine doppelte Bewegung, mit jedem Athemzuge

und mit jedem Pulsschlage. Wenn nun, wie es ja bei der sitzenden Lebensweise unzähliger Menschen der Fall ist, die äußere Bewegung ganz und gar fehlt, so entsteht ein verderbliches Mißverhältniß zwischen der äußeren Ruhe und dem innerlichen Tumult. Nach dem allgemeinen Gesetze, daß die Organe des Körpers durch Nichtgebrauch erschlaffen und schlecht ernährt werden, leidet ganz besonders das Muskelsystem durch passives Verhalten, und bei seiner Masse und der großen Wichtigkeit für den Organismus ist sein Leiden oft für das Leben verhängnißvoll. Dies ist der Grund, weshalb Aerzte ihren Kranken von „sitzender Lebensweise" so laut und dringend eine regelmäßige Bewegung in freier Luft anrathen. Diesem Rathe wird nun meistentheils durch Spazierengehen entsprochen; leider aber sehr oft ohne irgend einen merklichen Nutzen. Die meisten, die, ihrer Gesundheit wegen, um sich die vorgeschriebene Bewegung zu machen, täglich eine gewisse Strecke Weges zurücklegen, werden es selbst erfahren haben, wie langweilig und unangenehm ein solcher zielloser Spaziergang ist, der der eignen Neigung zuwider nur um der bloßen Bewegung willen unternommen wird. Der Grund davon ist dieser: Die Muskelthätigkeit bedarf zunächst einer seelischen, vom Gehirn vermittelten Anregung und wird in ihrer vollen Kraft und Wirksamkeit nur durch die energische Fortdauer dieser Nervenaction unterhalten und dirigirt; unvollkommen und schwierig wird sie, wenn der Geist erschlafft oder anderweitig beschäftigt ist. Das lustige, lebhafte Spiel mit seinen tausendfältigen Bewegungen, welches für die Kinder und überhaupt für die Jungen sämmtlicher Thiere so charakteristisch und wohlthätig ist, läßt schon erkennen, wie die Natur geradezu verlangt, daß Lebhaftigkeit des Geistes die Quelle der Muskelthätigkeit sein und mit ihr verbunden bleiben muß; wogegen aufgezwungene Bewegung der für den Organismus wohlthätigen Folgen größtentheils entbehrt. Dies ist der Grund, weshalb ein aus allgemeinen Grundsätzen unternommener

zielloser Spaziergang so wenig leistet, im Verhältniß zu derselben Bewegung, welche einem Zwecke dient, auf dessen Erreichung der Geist gespannt ist; wie dies bei der Gärtnerei, der Jagd, kurz bei allen denjenigen Thätigkeiten der Fall ist, bei denen der Geist interessirt, der Körper in kräftiger Bewegung bleibt.

Wie mächtig der Nerveneinfluß ist, geht am schlagendsten daraus hervor, daß mitunter kräftige Erregung durch Leidenschaft gelähmten Gliedern urplötzlich Leben und Kraft verleiht, und daß selbst im Stadium völliger Erschöpfung eine heftige Aufregung die verlornen Kräfte neu belebt.

Als das französische Heer, halb verhungert und erfroren, muthlos und verzweifelt auf den russischen Schneefeldern langsam sich fortschleppte, da durfte nur der Donner feindlicher Geschütze hörbar werden, um den zum Tode erschöpften Kriegern mit der erwachenden Kampflust auch neue Kraft zu verleihen. War der Feind zurückgeschlagen, trat freilich die frühere Schwäche verdoppelt wieder ein.

Betrachten wir nun näher, worin eigentlich der Nutzen der Körperbewegung besteht. Zunächst befördert sie unmittelbar durch die Zusammenziehung der Muskeln und den Druck auf die in denselben verlaufenden Blutgefäße die Circulation des Blutes, und wirkt dadurch auch auf die großen Gefäßstämme wohlthätig zurück. Ebenso wird durch die äußere Bewegung die innere Bewegung des Darmcanals unterstützt, und dadurch die Verdauung unmittelbar befördert; wogegen Personen von sitzender Lebensweise, welche dieser Unterstützung entbehren, meist an Verstopfung leiden. Der mittelbare Nutzen der Bewegung ist aber weit größer. Durch die thierische Leistung der Bewegung wird eine Menge Stoff verbraucht, welcher dem Blute entzogen wird und durch Nahrungsaufnahme wieder ersetzt werden muß. Dadurch aber wird der Appetit rege erhalten und der Schlaf tiefer.

Bezüglich der Tageszeit, in welcher ausgiebige Bewegungen mit größtem Nutzen vorzunehmen sind, gilt als Hauptregel: daß die Stunden unmittelbar nach der Mahlzeit dazu am wenigsten taugen. Denn in ihnen ist die Lebenskraft — um mich dieses verpönten Wortes zu bedienen — anderweitig, und zwar mit dem wichtigen Geschäfte der Verdauung vollauf beschäftigt. Aber schwächliche Personen haben sich anderseits auch davor zu hüten, daß sie sich durch anstrengende Bewegungen erschöpfen, was am leichtesten geschieht, wenn sie die Bewegung bis kurz vor der Mahlzeit verschieben. In solchem Falle muß unmittelbar vor derselben eine Ruhepause gemacht werden, damit das Gleichgewicht in den Organen sich wieder herstelle; — wie man auch den Pferden nach erschöpfender Arbeit erst eine Ruhepause gönnen muß, ehe sie gefüttert werden.

Wir gehen nun zu der wichtigen Frage über: welche Arten von Muskelbewegung für die Gesundheit die zuträglichsten seien und besprechen hierbei das Gehen, Reiten, die passive Bewegung des Fahrens, das Schwimmen, Fechten, Turnen, Lautlesen und Singen.

Vor allem haben wir hier an die Jugend zu denken. Denn die Heilsamkeit der lebhaften Körperbewegung lehrt uns schon ein Blick auf den Körperzustand der Knaben im Vergleich mit den Mädchen. Von 40 Schulmädchen findet man vielleicht kaum 5—8, deren Wirbelsäule ganz gerade ist, die der übrigen weicht von der normalen Linie bald seitlich, bald nach vorn oder hinten ab; während dies unter ebenso viel Knaben kaum bei 3 oder 4 stattfindet. Man wundert sich nun vielleicht, daß unter den vorstehenden Bewegungsarten das Turnen nicht obenan, sondern nur zuletzt und nebenbei angeführt ist. Dies ist aber mit Bedacht geschehen, denn das Turnen ist nichts als ein oft genug schädliches Surrogat für die eigentliche und natürliche Bewegung der Jugend: das Spielen. Denn das freie Spielen in freier Luft hat den

durch nichts zu ersetzenden Vorzug, daß es nicht nur die mannigfaltigsten Muskelthätigkeiten veranlaßt, sondern auch den Geist in steter, meist heiterer Spannung erhält, da die Bewegung nicht Zweck, sondern immer nur Mittel zum Zweck bleibt und hinter letzterem gänzlich zurücktritt.

Das Turnen ist nützlich, wie jede Bewegung im Freien, aber wie gesagt, ein Surrogat für das Spiel in Wäldern und Feldern, wobei es zu springen und zu laufen, zu ringen und zu schreien genug gibt; es ist recht nützlich, um auf beschränktem Raum in der Stadt möglichst viele Knaben auf einmal körperlich zu beschäftigen; und der dabei stattfindende Zwang recht geeignet, um stubenhockende Knaben zu energischer Bewegung anzuhalten — aber weiter nichts. Es aber auch für Mädchen einzuführen, hat seine sehr bedenklichen Seiten. Denn, wenn nicht das s. g. „Mädchenturnen" auf eine bloße Spielerei, die allerdings ebenso wenig schadet als nützt, herausläuft, sondern wirklich turnerische Uebung der Muskeln beabsichtigt, wenn z. B. Reck- und Barrenübungen gemacht, oder gar geklettert werden sollte, so ist es schädlich. Es verwildert die Mädchen, macht sie unweiblich, und verdirbt, durch die einseitige Ausbildung gewisser Muskelgruppen, die Harmonie der weiblichen Gestalt. So bewirkt es leicht hohe, runde Schultern, männliche Entwickelung der Oberarme, kurzen Hals, und, in Folge oft wiederholter Anstrengungen, Verzerrungen der Gesichtszüge. Ganz besonders aber ist gegen die Reckübungen zu sprechen, bei denen die Kinder sich meist an einem in der Thüröffnung befestigten, dicken Stabe festhalten und hin und her schwingen. Die Gelenke werden dadurch zur Ungebühr ausgedehnt, was für viele derselben zu großen Uebelständen Anlaß geben kann. Laßt sie doch Ball oder Reifen spielen, die lieben Mädchen — es ist ja an Gesellschaftsspielen im Freien kein Mangel. Die Töchter Athens und Spartas turnten nicht und hatten edle Körperformen, Kraft und Anmuth in ihren Bewegungen. Schon der berühmteste Arzt

des Alterthums, Galen, spricht sich mit herbem Tadel über den Unfug aus, der bereits damals auf den Gymnasien und Turnplätzen mit den Kraftübungen und den athletischen Kunststücken getrieben wurde.

Ich habe nunmehr noch eine kleine physiologische Abschweifung zu machen und zu erklären, weshalb bei allen heftigeren Bewegungen, bei denen die unteren Gliedmaßen allein betheiligt zu sein scheinen, z. B. beim Laufen und Bergsteigen, dennoch nicht sowohl diese, als vielmehr die Brust hauptsächlich ermüdet, welche doch hier nur einfach getragen zu werden scheint. Es kommt dies daher, daß die von den Muskeln der untern Gliedmaßen geleistete Kraft herrührt von der Verzehrung der verbrennlichen (kohlenstoffhaltigen) Theile des Bluts — ähnlich wie in den Dampfmaschinen die Verbrennung der Kohlen Kraft erzeugt. Diese krafterzeugende Verbrennung findet nun durch das Athmen in den Lungen statt, und je mehr Kraft von den Muskeln geleistet wird, um so kräftiger und häufiger müssen die Lungen athmen. Deshalb verbietet sich bei engbrüstigen Personen das Laufen und namentlich das Bergsteigen bald von selbst. Solchen Personen ist, ebenso wie Unterleibsleidenden, das Reiten eine wohlthätige Bewegung, insofern bei letzteren die Erschütterung der Baucheingeweide oft heilsam wirkt.

Das Tanzen wird ebenfalls als kräftige Bewegung, von Manchen, als der Gesundheit förderlich anempfohlen; wenn man jedoch bedenkt, daß dasselbe von beiden Geschlechtern meistens in überfüllten Lokalen, in einer durch Ausdünstungen zahlreicher transpirirender Menschen verderbten Luft, zu später Nachtzeit und bis zur Erschöpfung getrieben wird, so sieht man sich schon aus Gesundheits-Rücksichten genöthigt, dem modernen Tanz entschieden zu widersprechen, denn nicht selten haben sich Leute lebenslängliches Siechthum und frühen Tod statt blühender Gesundheit auf dem Tanzboden geholt.

Als eine der trefflichsten Uebungen für die Arm- und

Brustmuskeln ist das Fechten und Handteln zu betrachten, wenn gleich letzteres als eben nur mechanisches Treiben des stimulirenden geistigen Antriebes, ebenso wie das mechanische Turnen entbehrt.

Aber zu den vorzüglichsten Körperübungen haben wir noch eine Thätigkeit zu zählen, die von unseren Gymnasten fast ganz übergangen zu werden pflegt: eine Thätigkeit, die zugleich mit dem edelsten geistigen Vergnügen verbunden und selbst von gebrechlichen Personen mit größtem Nutzen getrieben werden kann. Ich meine das Lautlesen und das Singen. Daß zu beiden ein nicht geringer Grad körperlicher Kraftaufwendung gehört, das wußte schon Salomo, als er einst ausrief: „Viel Predigen macht den Leib müde!" Vor allem sind es die Brust-, die Rückenmuskeln und das Zwerchfell, welche beim Sprechen in unaufhörlicher, lebendiger Thätigkeit sind, und das Formiren der Laute, das Undiuliren und Moduliren der Stimme stärkt in höchst energischer Weise die complicirten Stimmorgane. Ja, die Thätigkeit und Bewegung der Athemmuskeln theilt sich auch den Baucheingeweiden mit, die dadurch eine wohlthätige Anregung empfangen, und wirkt bekanntlich bei lautem Sprechen und rhetorischer Lenkung der Stimme körperlich so ermüdend, daß der Schweiß ausbricht. Dafür, daß sie nicht über die Gebühr, namentlich von schwächlichen Personen, getrieben werden, bürgt ein zur Warnung eintretendes trockenes oder wehes Gefühl, welches sich im Kehlkopf einstellt und der Fortsetzung solcher Uebung ein Ende gebieten muß.

Verhältungen.

Jeder organische Körper, Pflanze wie Thier, ist von einem mehr oder weniger festen Gewebe, der Haut, umschlossen, welches bei den Pflanzen im allgemeinen nur den Zweck hat, die inneren Theile vor feindlichen Einflüssen der Außenwelt zu schützen. Bei den Thieren kommen noch weitere wichtige Zwecke hinzu. Zunächst bildet nemlich die Haut eine höchst elastische Verbindung sämmtlicher Körpertheile; sodann ist sie, weil sie der Außenwelt unmittelbar zugekehrt ist, der Sitz des Gefühls und Tastsinnes, welcher der Seele Kenntniß gibt von der physikalischen und mechanischen Beschaffenheit der den Leib berührenden Körper der Außenwelt; und endlich ist sie wegen ihres ungemeinen Gefäß- und Nervenreichthums eines der wichtigsten Aussonderungsorgane. Namentlich in letzterer Beziehung ist ihre normale und ungestörte Thätigkeit von höchster Wichtigkeit für die Gesundheit. Denn zunächst wird sie dadurch zum Regulator der thierischen Wärme, andererseits tritt sie in Folge dieser Thätigkeit in lebhafte Wechselwirkung mit den anderen Aussonderungsorganen des Körpers, namentlich den Lungen, den Nieren und der Leber. Um dies anschaulich zu machen, denken wir uns z. B. eine Tischgesellschaft, die bei feuchtkaltem Wetter es sich im warmen Zimmer bei opulentem Mahle wohl sein läßt. Die Hitze des Zimmers, die lebhafte Unterhaltung, die Speisen steigern die Hautthätigkeit, indem sie ein reichliches Zuströmen des Blutes gegen die Oberfläche fördern, wogegen die inneren Aussonderungsorgane vergleichsweise ruhen. So wie nun die Gesellschaft aufbricht und sich ins Freie begibt, so tritt urplötzlich eine Umkehrung dieses Verhältnisses ein; die Abkühlung der Oberfläche unterbricht die gesteigerte Hautthätig-

keit, und die Blutströmung richtet sich gegen die inneren abscheidenden Organe, namentlich die Nieren, die dann oft in einigen Minuten mehr absondern, als in Stunden vorher. Wo nun einzelne dieser Organe schwach sind, können sie durch einen derartigen Stoß ernstlich verletzt werden.

Die Absonderungen der Haut bestehen der Hauptsache nach aus Wasser, Salzen und Fett, sowie Fettsäuren, wobei noch besonders zu bemerken ist, daß das Wasser in der Regel in Dampfform, also unmerklich, und nur unter gewissen Umständen in tropfbar-flüssiger Gestalt als Schweiß abgeschieden wird. Die Menge dieses unmerklich abgesonderten Wassers beträgt bei dem Erwachsenen täglich durchschnittlich 2½ bis 3 Pfund, also weit über ein Quart, somit etwa den fünfzigsten Theil des Körpergewichts; wogegen durch die Lungen in gleicher Zeit nur etwa ein Pfund Wasser ausgeschieden wird, durch die Nieren etwa zwei bis drei Pfund. Es wird einleuchten, daß ein in so eminenter Weise für die Säftemischung thätiges Organ in seiner Function nicht ohne erhebliche Nachtheile für die Gesundheit gestört werden darf.

So ist zu erweisen, daß ein großer Theil der Neugeborenen in Folge der mangelhaften Erwärmung abstirbt. Immer noch spukt der Irrthum, daß Kinder eine ganz besonders starke Wärmebildungskraft besitzen, wogegen direkte Messungen längst nachgewiesen haben, daß bei allen warmblütigen Geschöpfen diese Kraft am schwächsten ist kurz nach der Geburt, und sich allmälig mit zunehmendem Alter steigert. Es zeigt sich, daß die Leibestemperatur eines neugeborenen Kindes um 1½° R. geringer ist, als die des Erwachsenen, und daß sie sich träger und langsamer ersetzt. In Frankreich verlangt das Gesetz, daß die neugeborenen Kinder in den ersten Lebenstagen auf die Mairie gebracht werden, um dem Maire bei der Einregistrirung vorgestellt zu werden. Hier lehrt nun die Statistik, daß die Sterblichkeit der Kinder nach der Geburt am größten ist in denjenigen Orten, die zerstreut auseinander gebaut,

und deren Einwohner daher in weiten Entfernungen von der Mairie wohnen, am geringsten aber da, wo diese inmitten einer gedrängt wohnenden Einwohnerschaft liegt. Aber freilich soll damit nicht gesagt sein, daß man nun in der Erwärmung der Kinder nicht zu viel thun könne. Das Einhüllen der Kinder in zahllose Falten wollener Stoffe, oder gar in Pelz, sowie die übermäßige Erhitzung der Zimmer, stellen ebenfalls Krankheitsursachen dar.

In der Jugend ist die Haut, bei immer noch großer Zartheit, wegen der Lebendigkeit des Blutumlaufs fähiger, schroffere Temperaturwechsel zu ertragen, und können daher in diesem Alter kalte Bäder bereits mit Nutzen ertragen werden. Ist aber, wie dies nicht selten der Fall, die Hautthätigkeit schwach, das Organ schlaff, und folgt dem Reize des Bades nicht eine kräftige Reaction mit vermehrter Röthe und Wärmegefühl, tritt vielmehr darnach ein noch so unbedeutendes Frösteln und Unbehaglichkeit ein, so schaden kalte Bäder unvermeidlich. Die Hartnäckigkeit mancher pedantischer Eltern, die Natur durch Gewöhnung an das kalte Wasser zu zwingen, hat so manchen Kindern das Leben gekostet, indem durch dergleichen Experimente der Grund zu Gehirnkrankheiten gelegt wird, in denen die Opfer solcher Grundsätze entweder unmittelbar oder bei sonst unbedeutenden Veranlassungen zu Grunde gehen. Aehnliches ist in Betreff der Bekleidung zu beachten. Die Nachbeter Rousseaus, welche den möglichst nackten Zustand des Menschen bei ihren Kindern als den der Natur am nächsten kommenden erstreben und dieselben wenigstens mit nackten Beinen umherlaufen lassen, vergessen, daß — der Natur gemäß leben, nichts anderes ist, als sich nach ihr, als nach Klima und Jahreszeit richten. Gewiß wird der Grund zu späterer Lungenschwindsucht in den meisten Fällen durch Nichtbeachtung dieser einfachen Regel gelegt: daß die Bekleidung stets der Art sein muß, daß nie das stete Gefühl eines leichten Frierens aufkommen darf. Viele jugendliche Personen, namentlich Mädchen,

verbringen oft Tage, ja Wochen, ohne jemals die angenehme, frische Gluth und Wärme einer gesunden Haut zu empfinden, klagen vielmehr über kalte Füße und allgemeines Frösteln. Diese Symptome sind die Vorläufer von den dann folgenden häufigen Katarrhen und Husten, welche der beständige Rückstau des Bluts nach den inneren Organen demnächst hervorbringt. Die weibliche Kleidung hat, selbst wenn sie vom zweckmäßigsten Stoffe ist, einen Fehler, den ich hier kurz andeuten will. Er besteht in dem festen Anschlusse der Taille. In Folge dessen sitzt das Kleid am oberen Theil des Körpers so fest, „wie angegossen" an, so daß das freie Spiel zwischen Haut und Bekleidung, welches die erstere durch die stete zarte Reibung der letzteren bei jeder Bewegung des Köpers höchst wohlthätig anregt, gänzlich verhindert ist. Dadurch wird die Haut zum Nachtheile ihrer Thätigkeit weniger erregt, als dies bei loserem Sitze des Kleides geschehen würde. Dies führt zugleich zur Erklärung der Thatsache, daß das Tragen feiner Wollenzeuge auf bloßer Haut in vielen Fällen, namentlich bei Schwäche der Athemwerkzeuge, so ungemein wohlthätig ist. Ihr Nutzen ist ein doppelter. Einmal wirken sie durch unaufhörliche gelinde Reizung der Haut, die dadurch zu vermehrter Thätigkeit angetrieben wird; sodann durch ihr elastisches Anschließen an den Körper, wobei die Ausdünstung unablässig in Dampfform entweicht; wogegen die locker aufliegenden leinenen Stoffe sich mit dem tropfbar ausbrechenden Schweiße benetzen, und somit der die nasse Haut treffende Zugwind viel leichter zu Erkältungen Anlaß gibt. Diese Thatsachen sind bekannt genug, werden aber viel zu wenig beachtet, oder gar aus dem nichtigen Vorwande abgelehnt: man wolle sich nicht frühzeitig verwöhnen. Abgesehen davon, daß eine der Jahreszeit angemessene Bekleidung nie eine Verwöhnung genannt werden kann, ist hierauf zu erwidern: daß ein dicker erhitzender Wollenpanzer auf bloßer Haut keineswegs anzurathen ist, vielmehr eine Bekleidung von dünnem und leichtem

Wollenstoff. Die überraschende Wirkung dieses einfachen Mittels als Verhütung von Erkältungen will ich noch durch folgendes merkwürdige Beispiel erhärten. Der Seecapitain Murray von dem englischen Kriegsschiffe „Valorous" war zwei Jahre hindurch unter den Eisbergen Grönlands stationirt gewesen und sodann unmittelbar mit seinem Schiffe nach dem mexikanischen Golf, — aus der kältesten in die heißeste Zone commandirt worden. Sofort ordnete er für jeden Mann zwei Extraflanellhemden an und versicherte sich durch anbefohlene tägliche Inspection, daß diese Hemden auch wirklich getragen wurden. Die Mannschaft betrug 150 Mann. Er besuchte fast jede Insel, jeden Hafen dieser Meeresgegend und kehrte nach Jahresfrist nach England zurück, ohne einen Mann verloren, ja ohne einen Kranken an Bord zu haben. Als er während neun Wochen vor Veracruz vor Anker lag, erkrankte von seinem Schiffe nicht ein Mann, wiewohl von den zahlreichen, mit ihm dort zugleich liegenden Schiffen ein jedes 20—50 Mann in gleicher Zeit verlor, und seine Leute in stetem Verkehr mit den inficirten Schiffen verblieben.

Wie nothwendig für die Gesundheit der Haut deren stete Anregung und Reizung ist, beweist ja unter anderem schon die bei den Pferden bekannte Erfahrung, daß täglich sorgfältiges Striegeln fast so nothwendig wie regelmäßiges Füttern für deren Gesundheit ist. Die ununterbrochene Thätigkeit der Haut läßt nemlich mit der Zeit nothwendig einen Theil der in flüssiger Gestalt abgesonderten Substanzen auf ihrer Oberfläche zurück, woselbst diese sich mit den abgestorbenen Zellen der Epidermis und der fettigen Absonderungen der s. g. Talgdrüsen verbinden, und somit eine dünne Schicht von Unreinigkeiten bildet, die regelmäßig entfernt werden muß. Dies geschieht zwar hauptsächlich durch die obenerwähnte stete Reibung der Haut gegen die Bekleidung, doch nicht in hinreichendem Maße. Es müssen daher noch andere Mittel zu Hülfe genommen werden. Dieselben bestehen entweder in der

trockenen Beseitigung der abgestorbenen Hautoberfläche, durch Reiben mit den sogenannten Fleischbürsten oder in Bädern. Für den Winter sind unter allen Umständen die lauwarmen Bäder den kalten (Schauer- oder Regenbädern) vorzuziehen. Daß letztere von robusten Individuen, deren Verdauung, Blutbildung und demzufolge wärmeerzeugende Kraft ganz besonders rege ist, mit Nutzen gebraucht werden, soll nicht geleugnet werden, wohl aber, daß dergleichen Ausnahmen dem Volke als Regel aufgebürdet werden dürften. Es ist daher ebenso falsch, wenn man behauptet: kalte Bäder wirkten stärkend, als es falsch ist, wenn man den lauen Bädern eine schwächende Wirkung zuschreiben will. Gemißbraucht kann alles werden, auch die Bäder. Allgemeine Regel ist, daß warme Bäder nicht unmittelbar nach der Mahlzeit genommen werden, und daß man sich ein bis zwei Stunden nach dem Bade anstrengender Bewegungen enthalte.

Gefahren der Kinderwelt.

Kaum sind die noch völlig unselbstständigen ersten Lebensmonate vorüber, und der junge Weltbürger hat einen leisen Begriff davon erhalten, was er eigentlich mit seinen kleinen Händchen beginnen soll, als er mit ihnen bereits alles, was in ihren Bereich kommt, dem Mündchen zuzuführen versucht, — sowohl um diesem treuen Freunde, vermittelst dessen er bisher allein seine kleinen Freuden genossen hat, womöglich einen neuen Genuß zu bereiten, als auch zugleich, um so durch den einzigen Sinn, den er bisher, aber auch um desto eifriger, ausgebildet hat, den Geschmackssinn, den Werth des neu Errungenen zu prüfen.— Da aber

natürlich dem armen Schelme alles das am begehrenswerthesten erscheint, was durch seinen äußeren Glanz den kleinen Augen am meisten imponirt, so beginnen bereits jetzt die ersten, oft recht herben Enttäuschungen an ihn heranzutreten, es beginnt eben das Leben, ihn in seine erste Schule zu nehmen.

Kaum jedoch sind noch einige Monate vorübergeeilt, als bereits die bisherigen einfachen Genüsse den Wünschen des kleinen Herzens nicht mehr völlig zu genügen vermögen; schon raffinirter werdend in seinen Ansprüchen an die Freuden des Lebens, beginnt er jetzt mit dem Versuche, auch einmal das kleine Näschen, oder gar das Ohr an seinen Unterhaltungen theilnehmen zu lassen, indem er nun allerhand ihm dazu passend scheinende Gegenstände mit oft wirklich großem Geschick in demselben unterzubringen bestrebt ist.

Während man nun zunächst selbstredend alles das von dem kleinen Nascher fern halten wird, was beim Saugen durch seine chemische Beschaffenheit schon, z. B. durch seine Farbe, giftig oder doch schädlich wirken würde, während man ferner ebenso alles Scharfe und Spitze aus seinem Bereiche entfernen wird, muß man doch dem urtheilslosen Kleinen nicht weniger streng alle die Dinge sorglichst entziehen, welche klein genug sind, um in dem Munde, in der Nase oder in den Ohren Platz finden zu können. Für die letzteren sind es vornehmlich kleine Bohnen, Erbsen, Perlen, kleine Steinchen, welche mit Vorliebe von den Kindern zu diesen Experimenten benutzt werden, während hingegen der Gefahr des Verschlucktwerdens auch größere Gegenstände ausgesetzt sind, so Geldmünzen, kleine Kugeln, Knochenstücke u. s. w.

Ist nun aber demnach das üble Ereigniß eingetreten, und irgend ein Gegenstand, um damit zu beginnen, in den äußeren Gehörgang hineingebracht worden, so verzichte man sofort auf jeden, auch den leisesten Versuch, den eingedrungenen Körper, wenn es auch scheinen sollte, als sei derselbe

ohne jede Schwierigkeit zu fassen, hervorzuholen. Diese Versuche drängen fast ohne Ausnahme den Gegenstand nur tiefer in das Ohr hinein. Ja es kann sogar durch ungeschickte Versuche des Laien der Fall eintreten, daß der eingedrungene Körper durch das Trommelfell bis in das mittlere Ohr getrieben wird, woselbst dann der nun sehr schwer noch zu erreichende Gegenstand heftige Entzündung, Taubheit, ja selbst eine Fortsetzung der Entzündung auf das Gehirn hervorrufen kann.

Man sende vielmehr sofort zum Arzte, dem es dann, ist der Gegenstand überhaupt leicht zu erreichen, sehr schnell gelingen wird, denselben mit geübter sicherer Hand und den dazu geeigneten Instrumenten zu Tage zu fördern. Ist jedoch ein Erfassen des Eingedrungenen nicht ohne weiteres ausführbar, so kommen wir dennoch in fast allen Fällen durch ein äußerst einfaches Experiment zum Ziele, indem wir einen warmen Wasserstrahl anhaltend in das Ohr leiten; — das Wasser sammelt sich alsdann zwischen dem Trommelfell und dem eingedrungenen Körper an und schwemmt so denselben ohne jede Beschwerde wieder hinaus. Nur in ganz seltenen Fällen bei tief und sehr fest sitzenden Körpern kommt man auf diese Weise nicht zum Ziele, und muß man alsdann mit besonders dazu construirten Instrumenten dieselben zu entfernen suchen.

Genau in derselben Weise verwerflich ist jeder Versuch der Selbsthülfe, wenn ein fremder Körper in die Nase des Kindes Eingang gefunden hat. Auch hier wird durch die Bemühungen des Laien, welche fast stets ein weiteres Zurückweichen zur Folge haben, die Sache nur verschlimmert; — ja, es kann sogar der Fall eintreten, daß ein kleiner Gegenstand, welcher den Nasengang ohne erheblichen Widerstand zu passiren im Stande ist, wenn er einmal durch ungeschickte Versuche tiefer in denselben zurückgedrängt worden, beim Aufziehen von Luft durch die hintere Nasenöffnung in den Schlund geräth und alsdann, zumal das Kind bei diesen Versuchen stets heftig

zu schreien pflegt, während einer der hierdurch entstehenden tiefen Einathmungen in die Luftröhre gerissen wird. Ein entsetzliches Ereigniß, welches, wenn nicht schleunigste Hülfe in der Nähe, den augenblicklichen Tod durch Erstickung zur Folge haben kann.

Am zahlreichsten indessen und ernstesten sind die Gefahren, welche dem Kinde von den Dingen drohen, die unvorsichtiger Weise in den Mund desselben gerathen sind. Werden sie von den Kindern hinuntergeschluckt, so gelangen dieselben zwar vielfach, wenn sie nicht zu groß, oder besonders spitzig oder eckig sind, unbelästigt in den Magen und bringen alsdann, vorausgesetzt natürlich, daß sie sich chemisch indifferent verhalten, nicht häufig mehr in ihrem weiteren Verlaufe durch den Körper gefährliche Zustände zu Wege. Andererseits aber bleiben die dazu geeigneten Gegenstände nicht selten auf ihrer Bahn zum Magen im Schlunde oder in der Speiseröhre stecken, so vornehmlich Nadeln, Fischgräten, ein scharfer Knochen, ein größeres Geldstück; — selbst eßbare Gegenstände, wenn sie unverkleinert hinuntergeschluckt werden, eine Kartoffel, ein Bonbon, setzen sich nicht selten im Schlunde, oder weiter unten in den engeren Theilen der Speiseröhre fest.

Während man natürlich in allen den Fällen, wo man einen derartigen Zufall vermuthen kann, — die Kinder, welche sich sehr beengt fühlen, husten und würgen anhaltend, dabei klagen sie über einen bestimmten Schmerz im Halse, während das Schlucken ganz oder theilweise behindert ist, — sogleich zum Arzte senden wird, muß man jedoch stets da sofort selbsthandelnd auftreten, wo drohende Erstickungserscheinungen den Vorfall begleiten. Man greife alsdann dem Kinde entschlossen mit dem rechten Zeigefinger tief in den Schlund, indem ein größerer Körper sehr leicht bereits hier sich festgesetzt haben kann, und daselbst die Luftröhre comprimirt oder den Kehlkopfsdeckel luftdicht zupreßt. Leicht wird es dann gelingen, den noch erreichbaren Gegenstand zu entfernen. Anderenfalls werden

durch dieses Manoeuvre heftige Würgebewegungen hervorgerufen, welche nicht selten auch den bereits tiefer sitzenden Gegenstand wieder zu Tage befördern.

Noch sei bemerkt, daß in dem Falle, wo ein schmelzbarer, unschädlicher Körper, z. B. ein Stück Zucker, ein Bonbon ꝛc. in der Speiseröhre stecken geblieben, derselbe durch das Trinken von Wasser baldigst sich verkleinert und alsdann in den Magen hinuntergelangen kann. Im übrigen jedoch verzichte man lieber bis zur Ankunft des Arztes auf jeden Versuch, dem geschehenen Unfalle abzuhelfen; — selbst das Hinunterschlucken von Brod, welches freilich häufig zum Ziele führt, ist, unrichtig angewandt, nicht ohne seine Bedenken. Einentheils würden durch das Brod, falls dasselbe über dem festsitzenden Gegenstande haften bleibt, die Beschwerden nur erheblich vermehrt werden, anderentheils aber auch durch das Andringen desselben die Spitzen und Zacken eines Körpers nur noch tiefer in die Häute der Speiseröhre eingebohrt werden können.

Doch Schlimmeres kann sich ereignen!

Ist nemlich der in den Mund des Kindes gerathene Körper so klein, daß er in der sehr engen Luftröhre desselben Platz findet, so kann es geschehen, daß derselbe, anstatt beim Hinunterschlucken über den Kehldeckel hinweg in die Speiseröhre zu gelangen, in den Kehlkopf selbst hinunterfällt, welches, wie schon erwähnt, besonders leicht dann eintreten kann, wenn beim Sprechen, beim Lachen oder Weinen ein heftiger Luftstrom in den geöffneten Kehlkopf stattfindet, hervorgerufen durch die den lauten Tönen vorhergehenden tiefen Einathmungen.

Wenn daher das Einnehmen kleiner Gegenstände in den Mund stets die höchsten Gefahren bedingt, so begreift es sich, von welchen nicht minder schlimmen Folgen es begleitet sein kann, wenn man dem unverständigen Kinde Obst zu essen gestattet mit steinigtem Kerne, ohne daß derselbe zuvor daraus entfernt worden; so vor allem die beliebte Kinderfrucht, die Kirsche, zumal die Kleinen nicht selten mit dem Fleische des

Obstes auch den Kern, und zwar häufig Stein für Stein, hinunterzuschlucken pflegen. Gefährlicher aber, wie alles andere, ist es, wenn die Kinder spielend Erbsen, kleine Steinchen oder dergleichen in die Höhe werfen, um dieselben dann mit dem Munde wieder aufzufangen. Bequemer kann man nicht leicht einem fremden Körper den Eintritt in die Luftröhre gestatten, als bei diesem Auffangen mit rückwärts gebeugtem Kopfe.

Ist aber das Entsetzliche geschehen, ist ein fremder Körper in die Luftröhre eingedrungen, dann sind die Leiden furchtbar, welche dem armen Kinde bevorstehen, und häufig genug — wenn nicht eine energische ärztliche Hülfe in der Nähe — ein schnelles, aber fürchterliches Ende die unausbleibliche Folge!

Es war im Hochsommer des Jahres 1847, als eines Mittags nach dem Essen im elterlichen Hause die Lieblingsfrucht der jungen Welt, eine große Schüssel voll prächtiger Kirschen, auf den Tisch gesetzt wurde, der wir dann auch alle, nachdem von der Mutter das Signal zum Angriffe gegeben worden, eine möglichst hohe Ehre zu erzeigen uns bestrebten. Am trefflichsten aber mundeten dieselben meinem kleinen, fünfjährigen Bruder, der — noch entsinne ich mich jeder Einzelheit des schrecklichen Tages, als seien erst Wochen über ihn dahingegangen — gerade mir gegenüber Platz genommen hatte. Indem bemerkte ich, auf die Uhr sehend, wie der Zeiger derselben sogleich bereits die Zahl zwei erreicht hatte, worauf ich mich an meinen älteren Bruder, der damals mit mir zusammen das Gymnasium besuchte, mit der Bemerkung wandte, daß es hohe Zeit für uns werde, in die Schule zu gehen. Das aber gefiel meinem Gegenüber, dem armen Schelm, ganz unübertrefflich, ja, er wollte sich ausschütten vor Lachen bei dem Gedanken, wie er sogleich, wenn wir fortgegangen seien, die ganze Schüssel Kirschen allein mit der Mama verzehren wolle.

Mit einem Male jedoch verstummte sein fröhliches Lachen,

und während seine Augen immer mehr sich erweiterten — noch sehe ich das schreckliche Bild auf das lebendigste vor mir —starrte er mit dem Ausdrucke einer von Secunde zu Secunde sich steigernden Angst zu mir herüber.

Betroffen, ohne indeß das Fürchterliche nur zu ahnen, welches jetzt sich ereignen sollte, blickte ich ihn an.

Schon begann sein Gesicht immer lebhafter sich zu röthen, immer unheimlicher wurde der Ausdruck einer inneren Seelenangst in allen seinen Zügen.

Da, mit einem Male, springt der Kleine in die Höhe, aber mit solch krampfhafter Gewalt, daß er mit einem Satze oben auf dem Stuhle ist;—das Gesicht dunkel geröthet, beide Arme weit von sich gestreckt — ein Bild der verzweifeltsten Angst, steht er da!

Dies alles war das Werk nicht einer halben Minute.

Nun erst blickte mein Vater, welcher seitwärts von dem Kleinen saß, durch unser aller Blicke, die erschreckt auf dem Kinde ruhten, aufmerksam gemacht, von der Mutter her zu dem Knaben hinüber. Aber auch im selbigen Momente aufspringend, ruft er, während das lebhafteste Entsetzen auf seinem Gesicht sich malte, die Schreckensworte:

„Das Kind hat einen Stein in der Luftröhre!" Dann ergreift er den Kleinen und, ihn vornüber haltend, schiebt er tief den Finger in seinen Mund, um ihn so zum Brechen zu reizen. Wohl folgen einige Würgebewegungen, aber vergebens! Der Stein blieb an der verhängnißvollen Stelle, während der Zustand des Kleinen in erschreckendster Weise von Augenblick zu Augenblick sich steigert. — Dann noch einige Versuche, in überstürzender Eile ausgeführt, aber alles, alles vergebens!

Nun eilt er mit dem Kleinen, dessen Gesichtsfarbe bereits fast dunkelblau geworden, und der jetzt nur noch zuckend die kleinen Glieder bewegt, die Treppe hinauf, seinem Zimmer zu, während er dem Kutscher zuruft, ihm zu folgen.

Oben angelangt, legt der Vater das Kind auf den Tisch, mit einem Winke dem Kutscher bedeutend, den krampfhaft sich windenden Knaben zu halten. Dann reißt er seinen Instrumentenapparat auf, und ein größeres Operationsmesser ergreifend, durchschneidet er in fliegender Hast die am Halse schließenden Kleider des Kindes; dann, ein anderes, kleineres Messer nehmend, setzt er es auf die Luftröhre, im Begriffe, einzuschneiden, um dieselbe zu eröffnen.

Da aber, wie die Spitze des Messers sich in die Haut senkt, wohl durch einen starken Reflexreiz hervorgerufen, macht der Knabe eine heftige Würgbewegung, der dann ein tiefer, tiefer Athemzug folgte. Dann eine Anzahl fliegender Respirationsbewegungen, welche die kleine Brust stürmisch heben und senken — dann schwindet die dunkle Farbe des Gesichts, der Kleine schlägt die Augen auf, und die kurze, aber um so fürchterlichere Scene, endet mit der völlig wieder beseitigten Gefahr.

Der Kirschenstein war durch die heftige Würgbewegung aus dem Kehlkopfe frei geworden und dann sofort von dem Kinde hinuntergeschluckt worden.

Anleitung zum Briefschreiben.

Der Brief ist der Vermittler des Gedankenaustausches zwischen Personen, die von einander getrennt leben, er hat also die Aufgabe, die mündliche Mittheilung zu ersetzen. Wie nun die Letztere je nach den Personen, mit denen wir zu verkehren haben, eine verschiedene Ausdrucksweise erfordert, so muß auch die Form, in welche die briefliche Mittheilung sich kleidet, den Personen angemessen werden, an welche sie gerichtet wird; der Schreiber hat dem-

nach den Rang, das Alter, die verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Verhältnisse der Person im Auge zu behalten, an welche er schriftlich sich wendet, und demgemäß Stil und Form seiner Mittheilung einzurichten.

Abgesehen davon, daß Jedem die Ehre zu erweisen ist, die ihm gebührt; abgesehen ferner davon, daß es eine große Menge von Personen gibt, die mit einer ans Kleinliche grenzenden Eifersucht darüber wachen, daß ihnen in derjenigen ergebenen Form begegnet wird, die sie glauben beanspruchen zu können, und die von dergleichen Aeußerlichkeiten ihr Urtheil über den Inhalt des Briefes und das Wesen des Schreibers abhängig machen, — so ist unzweifelhaft ein Brief, der in zuvorkommender Ausdrucksweise, gutem Stil und in eleganter Form abgefaßt ist, stets — selbst bei dem vorurtheilsfreien Empfänger — eine wirkungsvolle Empfehlung. Die Organisation des Menschen ist nun einmal so gestaltet, daß dessen Sinne mehr oder weniger die Dinge nur aufzufassen vermögen, wie sie scheinen, nicht wie sie ihrem Wesen nach sind. Dies mag wohl oft dazu beitragen, daß der erste Eindruck ein nicht selten so bleibender ist.

Aber auch selbst in den Fällen, wo es uns um einen guten Eindruck weniger zu thun ist, wo wir einer Empfehlung nicht bedürfen, wo der Empfänger des Briefes mit dem Schreiber schon lange bekannt, verwandt, oder von ihm abhängig ist, und der Inhalt nicht bittend, sondern fordernd, gebietend erscheint, — auch in diesen Fällen sind, unter Gebildeten, wie im Leben die gefälligen Umgangsformen überhaupt, so insbesondere auch bei der Correspondenz unentbehrlich.

Das wichtigste Erforderniß bei der Abfassung eines guten Briefes ist, daß der Schreiber über das, was er mitzutheilen die Absicht hat, vollkommen mit sich im Klaren ist, und daß er sodann die mitzutheilenden Gedanken in einer Reihenfolge ordne, die ungezwungen möglichst einer aus dem andern sich entwickelt und anfängt. Es muß allerdings hierbei voraus-

gesetzt werden, daß der Briefschreiber nicht allein zu denken, sondern auch richtig zu denken versteht, was nicht Jedermanns Sache ist, in einer Anleitung zum Briefschreiben aber auch nicht gelehrt werden kann. Doch wollten wir dies nur in Parantheſe bemerkt haben und fügen in Bezug auf die in dem Briefe festzuhaltende Gedankenfolge noch hinzu, daß namentlich dadurch bezweckt werden soll, einen gewählten Stoff der Mittheilung in ununterbrochener, logisch entwickelter Folge zu Papier zu bringen. Nichts gibt mehr Zeugniß von einem verwirrten Kopfe, als abgerissene, unausgeführte Sätze, das Ueberspringen von einem Thema zum anderen und das abermalige Zurückkehren auf das zuerst verlassene. Unpassend sind deshalb die sogenannten Nachschriften und in Briefen an Behörden und Personen von hohem Rang geradezu unzulässig.

Wenn die mitzutheilenden Gedanken geordnet sind, ist darauf zu sehen, daß deren Darstellungsweise klar und verständlich sei; man hat dabei niemals den Grundsatz außer Acht zu lassen: mit wenigen Worten möglichst viel zu sagen. Jeder Wortüberfluß und jede Weitschweifigkeit sind für den Leser ermüdend.

Daß gegen die Regeln der Grammatik und der Orthographie nicht verstoßen werden darf, will der Schreiber nicht in dem Lichte einer niedrigen Bildung erscheinen, ist selbstverständlich, doch ist es nicht unsere Aufgabe, Anleitung zur Vermeidung solcher Fehler zu geben. Wird ein hierauf bezüglicher guter Schulunterricht in der Jugend versäumt, so wird das Nachholen im späteren Alter nur schwer den entstandenen Mangel beseitigen. Die beste Nachhülfe dürfte noch in der aufmerksamen Lectüre guter Bücher gefunden werden.

Das, was über Stil und Haltung des Inhalts von Briefen hier gesagt worden ist, sind nur Bemerkungen, welche bei der Correspondenz im Allgemeinen zu beobachten sind. Es ist nicht gut möglich, für jedes Lebensverhältniß, in

welchem Briefschreiber und Empfänger zu einander stehen können, die passenden Regeln zu geben, doch wird nach wenigen Andeutungen ein empfänglicher Sinn das Richtige leicht überall selbst herausfinden und anwenden.

Die Berücksichtigung des Charakters und der Eigenthümlichkeit Desjenigen, an welchen man schreibt, ist hier zuvörderst ins Auge zu fassen. Ist es ein naher Verwandter, ein Bekannter, ein Untergebener, so ist eine strenge Beobachtung der conventionellen Formen nicht gerade geboten, wenn auch die Manieren anständiger Lebensart nirgends vermißt werden dürfen. Hat der Schreiber des Briefes die Absicht von dem Empfänger irgend etwas zu erreichen, so gebietet in diesem Falle, abgesehen von der etwaigen Rücksicht, welche die Stellung des letzteren erheischt, schon die gewöhnliche Lebensklugheit eine zuvorkommende Ausdrucksweise, eine erschöpfende Darlegung der Gründe des Gesuches und ein sorgfältiges Vermeiden alles dessen, was der Gewährung entgegen wirken kann.

Der Ton des Briefes an hochgestellte Personen und an Behörden muß ehrerbietig sein und darf die Grenzen der rücksichtsvollsten Höflichkeit auch in den Fällen nicht verlassen, in welchen der Briefschreiber sein gekränktes Recht gegen den Empfänger zu wahren oder gegen irgend eine Unbill einzutreten hat. Der Ton der Unterwürfigkeit oder gar der Kriecherei ist unter allen Umständen eines freien Menschen unwürdig und wird auch in den meisten Fällen, wo der Empfänger ein vorurtheilsfreier Mann ist, nicht den gewünschten Zweck erreichen. Für andere Fälle, wo dergleichen Schreibweise angebracht sein dürfte, ist auch die Anleitung dazu anderswo zu suchen.

Geschäftsbriefe, namentlich wenn sie an Kaufleute gerichtet sind, machen alle hergebrachten Formen über die Anrede und sonstige Complimente vollkommen überflüssig. Die verschiedenen Prädicate fallen weg, und der Schreibende

geht nach der einfachen Adresse unmittelbar zum Gegenstande seiner Mittheilung über, der mit kurzen Worten, aber klar verständlich vorgetragen wird.

Liegt der Schreiber in Zwistigkeit oder Feindschaft mit der Person des Briefempfängers, so darf er es auch hier nicht an den Höflichkeitsformen fehlen lassen und muß es möglichst zu vermeiden suchen, daß er sich beim Schreiben in einem leidenschaftlichen Zustande befindet, da sonst eine ruhige, besonnene Darlegung des Mitzutheilenden erschwert wird. Jedes heftige, beleidigende Wort muß unter allen Umständen vermieden werden, weil dadurch der Schreibende in einem für seinen Bildungsstande unvortheilhaften Lichte erscheinen kann, und weil außerdem der Empfänger durch ein solches ihn verletzendes Schriftstück in den Stand gesetzt wird, wegen Injurien klagbar zu werden. Ueberhaupt hat ein zu Papier gebrachtes beleidigendes Wort eine viel verletzendere Kraft als das nur gesprochene. Im letztern Falle ist, flüchtig wie des Tones Schall, oft der Eindruck des beleidigenden Wortes auch ein blos flüchtiger und darum leicht verwischbarer. Beim niedergeschriebenen Wort ist hingegen die Beleidigung gewissermaßen festgebannt, dem Schreiber steht als Milderungs- und Entschuldigungsgrund nicht eine etwaige Aufwallung des Gemüthes zur Seite, und der Beleidigte wird, so oft er die kränkenden Worte liest, immer und immer wieder den verletzenden Stachel schmerzlich empfinden und noch erzürnt sein, wenn längst der Briefschreiber den Gegenstand des Streites und seinen Groll vergessen hat.

In Bezug auf die äußere Form des Briefes sei bemerkt, daß die Stelle der Bezeichnung von Ort und Datum bei gewöhnlichen Geschäftsbriefen oder bei Briefen an Personen gleichen oder niederen Standes rechts oben ist, einen Finger breit unterhalb des Papierrandes oder auch am Schlusse des Briefinhaltes an der linken Seite. Bei Personen höheren Standes wird stets die letztere Stelle gewählt.

Die Anrede findet ihren Platz oberhalb des Briefteztes in der Mitte des Briefbogens und drei bis vier Finger breit unterhalb des oberen Randes desselben. Zwischen der Anrede und dem Anfange des Briefes selbst läßt man ein wenig freien Zwischenraum. Zur linken Seite der Zeilen muß gleichfalls ein freier Rand bleiben, und schreibt man das Papier nicht bis zum unteren Rande voll, sondern läßt auch hier etwas weißen Raum. Auch bei den folgenden Seiten befolgt man den Gebrauch, oberhalb des Textes einen Zoll breit freien Raum zu lassen. Wie schon bemerkt läßt man bei Geschäftsbriefen die Anrede weg. Ort und Datum werden rechts oben hingeschrieben; eine Zeile tiefer schreibt man die einfache Adresse des Briefempfängers (Adressat) nebst dessen Wohnort, und noch einige Zeilen tiefer beginnt der Briefinhalt selbst.

In Fällen, wo man Adresse und Anrede nicht für nöthig hält, setzt man an deren Stelle ein P. P. (praemissis praemittendis, zu deutsch: nach Vorausschickung des Vorauszuschickenden). Man wendet dieses P. P. insbesondere bei sogenannten Circulären an. Es sind dies solche Schreiben, welche ganz gleichlautend an viele Adressaten geschickt werden; ihre Vervielfältigung erfolgt jedoch gewöhnlich durch den Druck. An Stelle der Anrede wird auch zuweilen ein sogenannter Submissionsstrich benutzt; derselbe hat die Form eines vergrößerten Fragezeichens von ein bis zwei Zoll Länge.

Die Einleitung des Schreibens ist an verwandte und befreundete Personen möglichst einfach und, wie überhaupt der ganze Stil, so unbefangen zu halten, als der persönliche Verkehr zwischen den betreffenden Personen selbst es ist. Eine Aufstellung von Regeln ist hier völlig entbehrlich, da es dem Schreiber ganz überlassen bleibt, gleich mit dem Gegenstand, der ihn zum Schreiben veranlaßte, selbst zu beginnen. Hat wegen des hauptsächlichsten Inhalts bereits ein Briefwechsel stattgefunden, so wird gewöhnlich der Brief mit Bezugnahme auf das letzte Schreiben eingeleitet. An weniger bekannte und

an höher gestellte Personen leitet man die Briefe mit einigen Worten ein, in denen man um Entschuldigung bittet, die Zeit, die Aufmerksamkeit, oder auch die Güte des Briefempfängers in Anspruch zu nehmen.

Enthält das Schreiben ein Gesuch an eine Behörde oder hochgestellte Person, so muß die Einleitung eine möglichst erschöpfende Begründung dieses Gesuches enthalten. Alles, was irgend zur Erklärung und Unterstützung dessen dient, was zu der Bitte Veranlassung gegeben, und alle Gründe, die den Gebetenen bewegen können, das Gesuch zu bewilligen, müssen zuvörderst einfach und verständlich dargelegt werden. Die Worte, die der Bitte selbst den Ausdruck geben, muß man sodann, damit sie dem Leser des Briefes als dessen eigentlicher Kern rasch in die Augen fallen, ein paar Finger breit mehr einrücken, so daß die Zeilen, welche diese Worte umfassen, schmäler erscheinen, als die Zeilen des übrigen Textes.

Die Schlußfassung richtet sich ebenso wie die Anrede nach der Stellung, welche die Person des Empfängers zu dem Schreiber einnimmt. Schreibt man an befreundete Personen, so kann man mit einem einfachen Gruße schließen. An fremde Personen gleichen Standes schließt man mit einer Versicherung der Hochachtung. In Schreiben an Behörden oder hochgestellte Personen wird dem Schluß des Schreibens das betreffende Prädicat in einiger Entfernung unter die letzte Zeile und zwar in der Mitte des Briefes hinzugefügt und unter diesem hinwiederum ein Ausdruck der Ergebenheit und der Name des Schreibers.

Bei dieser Gelegenheit sei gleich bemerkt, daß es Pflicht jedes Briefschreibers ist, sich einer deutlichen Handschrift zu befleißigen. Kann man nicht von jedem Menschen verlangen, daß er schön schreibe, so ist man doch berechtigt, von ihm zu fordern, daß er leserlich schreibe. Kann man eine Schrift nicht lesen, so verliert sie ihren Zweck, ist sie nur schwer zu entziffern, so macht der Schreiber an die

Geduld des Empfängers einen völlig unberechtigten Anspruch. Ist das Gesagte schon an und für sich wohl zu beachten, so verdient es in Beziehung auf die Namensunterschrift und bei sonstiger Namensschreibung noch einer ganz besonderen Berücksichtigung. Ein unleserlich geschriebener Text läßt mit Aufwand von Mühe und Geduld immerhin noch die Möglichkeit zu, daß das Schreiben durch Combiniren des Zusammenhanges seiner einzelnen Gedanken dennoch endlich entziffert werde. Bei einer unleserlichen Namensunterschrift wird eine Enträthselung oft zur gänzlichen Unmöglichkeit. Welche Unzuträglichkeiten und Verlegenheiten aber aus diesem schon so vielfach gerügten Uebelstand entstehen können und bereits entstanden sind, brauchen wir wohl nicht des Weiteren zu erörtern, und doch sieht man noch immer so häufig Unterschriften, die an Unleserlichkeit mit den egyptischen Hieroglyphen wetteifern. Neben der Deutlichkeit und Leserlichkeit ist es auch nöthig, daß die Schrift sauber gehalten werde; Personen gegenüber, denen wir Achtung schuldig sind, ist es nicht gestattet auszustreichen, zu corrigiren oder zu radiren.

Die Adresse pflegt man auf den Brief zu schreiben, bevor er geschlossen worden ist, weil, im Falle mehrere Briefe gleichzeitig adressirt werden, hierdurch die Gefahr vermieden wird, daß die Adressen verwechselt werden. Die Adresse besteht aus Vor- und Zunamen und Wohnort des Adressaten. Zur besseren Auffindung derselben, namentlich wenn sein Wohnort ein großer Ort ist, oder wenn daselbst mehrere gleichen Namens wohnen, füge man noch Straße und Hausnummer hinzu. Bei gleichnamigen Orten muß die geographische Lage des Bestimmungsortes durch Angabe der Provinz, des Regierungsbezirks oder des Kreises, wozu der Ort gehört, näher bezeichnet sein. Bei Dörfern oder ländlichen Besitzungen, wenn mehrere desselben Namens in einem Kreise vorhanden sind, ist die betreffende Bürgermeisterei, oder das Kirchspiel, zu welchem der Ort gehört, anzugeben. Der Name des Adressa-

ten kommt in die Mitte der Adresse, den Namen des Wohnorts setze man in die rechte untere Ecke, schreibe ihn aber deutlich und mit nicht zu kleinen Buchstaben. Frankomarken klebe man in die obere Ecke rechts.

Ist der Inhalt eines Briefes für Schreiber oder Empfänger, oder für Beide, von großer Wichtigkeit und liegt daran, über den richtigen Eingang desselben Gewißheit und bei seinem etwaigen Verlust eine Schadloshaltung zu erwerben, oder ist der Inhalt solcher Art, daß man erforderlichen Falls Beweis führen will über die Absendung durch die Post, so muß man den Brief (registriren) „einschreiben lassen," was man dadurch bewerkstelligt, daß man das Wort „Eingeschrieben" auf die Adresse schreibt. Ueber die Abgabe eines solchen Briefes auf der Post erhält der Briefschreiber eine Bescheinigung; Adressat muß über den Empfang ebenfalls eine Bescheinigung ausstellen.

Kleinigkeiten.

Kleinigkeiten soll man nicht verachten. Der Nerv eines Zahns, so dünn wie die feinste Nadel, kann oft den stärksten Mann halb wahnsinnig machen. Ein Moskito kann einen Elephanten zur Wuth reizen. Die Gebirgszüge der Korallenriffe sind die Arbeit kleiner Würmer. Der Krieger, der in hundert Schlachten muthig und unverletzt kämpfte, mag dem giftigen Stachel eines Insekts zum Opfer fallen. Wer den Heller nicht ehrt, kommt nicht zum Thaler. Augenblicke sind Goldstaub der Zeit. Jeder Tag ist ein kleines Leben, und unser ganzes Leben besteht aus wiederholten Tagen; deshalb sind Diejenigen, welche einen

Tag vergeuden, ihre eigenen Feinde. Viele kleine Quellen bilden einen Fluß; das Steuerruder ist klein, und doch wird das Riesenschiff damit gelenkt; das Gebiß am Zaum des Pferdes ist ebenfalls klein, und doch werden die muthigen Rosse damit geleitet. Nägel sind winzige Gegenstände, und doch halten sie große Gebäulichkeiten zusammen; ein Wort, ein Blick, ein Lächeln, ein Schmollen sind geringfügige Dinge, und doch haben sie oft viel Böses oder Gutes in ihrem Gefolge, wozu sie die Veranlassung gaben. Denke daran und beachte die Kleinigkeiten. Bezahle die kleinen Schulden, du hast es versprochen — und wenn es nur zehn Cents wären — du weißt nicht, wie viel davon abhängen mag. Halte dein Wort, wenn es sich auch um scheinbar geringe Sachen handelt, halte es immer, besonders auch den Kleinen, den Kindern, gegenüber, es knüpfen sich lebenslange Folgen daran. Beachte die Kleinigkeiten.

Irving sagt in seiner Beschreibung des Lebens von Washington, daß dieser große Mann den geringsten Dingen in seiner Haushaltung eine Beachtung geschenkt habe, als hätte es sich um die allerwichtigsten Sachen gehandelt. Ein anderer Schreiber sagt: „Niemand hat es jemals in einem Geschäft oder einer Amtsstellung zu etwas Rechtem gebracht, der sich nicht um die kleinen Dinge bekümmerte." Wie das Meeresufer aus lauter Sandkörnlein und der Ocean aus Wassertropfen besteht, so besteht der Reichthum des Millionärs aus lauter Cents und oft aus lauter kleinen Gewinnen. Jeder erfolgreiche Geschäftsmann hat sich dadurch ausgezeichnet, daß er Kleinigkeiten Beachtung schenkte. Es war dies ein Hauptcharakterzug von Friedrich dem Großen. Von Napoleon I. kann dasselbe gesagt werden. Um kleine häusliche Angelegenheiten, geringfügige Sachen mit Bezug auf seine Truppen bekümmerte er sich ebensowohl, als um die Stellung seiner Heere am Morgen der Schlacht.

In der Lebensgeschichte eines Menschen gibt es eigentlich

keine Kleinigkeiten. Tropfen bilden das Weltmeer. Kleine Eicheln bedecken die Erde mit Riesenbäumen und den Ocean mit Schiffen. Sandkörnlein bilden die gewaltige Sandbank am Eingang des Hafens, an welcher die Schiffe zerschellen; und kleine Jugendgewohnheiten bilden sich in einen Charakter und bestimmen oft das Lebensschicksal des Menschen in dieser und jener Welt.

Ist der kleine Bach nicht im Stande große Lasten zu tragen, oder große Schätze zu liefern, so vermag er doch die welkende Blume im Wiesenthal neu zu beleben und dem müden Wanderer an der staubigen Landstraße als erquickende Labung zu dienen. Das Leben besteht nicht immer in großen Pflichten und Opfern, sondern aus Kleinigkeiten, wobei ein freundliches Lächeln, kleine Gefälligkeiten, gewohnheitsmäßig und gerne dargereicht, die Herzen erfreuen und das Leben angenehm machen. Unsere Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten ist das Inhaltsverzeichniß unseres Charakters und nicht selten auch die Wage, auf welcher derselbe gewogen wird. So wie auch durch kleine Oeffnungen das Licht strahlt, so wird auch unser Charakter durch Kleinigkeiten illustrirt. In der That ist das tägliche Leben der Steinbruch, aus welchem der Charakter aus vielen Kleinigkeiten aufgebaut wird.

Nichts ist zu klein für ein so kleines Wesen, wie der Mensch ist. Dadurch, daß wir kleine Dinge beachten, erlernen wir zuletzt die Kunst, unser Glück zu befördern und unser Mißgeschick zu ertragen. „Wenn wir mit einem Strohhalm unser Glück befördern können," sagt ein berühmter Schriftsteller, „so wird der Weise denselben nicht verachten." Eine Kleinigkeit macht oft einen großen Unterschied. Der Ingenieur eines Dampfschiffes dreht den Dampf an, die Maschine setzt sich in Bewegung, und vorwärts schießt der majestätische Bau auf den schäumenden Wellen. Aber siehe! der Mann dreht nur einen kleinen Schieber, und auf einmal geht das große Schiff rückwärts, anstatt vorwärts. Beachte die Kleinigkeiten. Besteht

nicht das ganze Universum aus lauter Atomen? Das größte Ganze läßt sich in lauter kleine Theilchen zerlegen.

„Kleine Tropfen Wasser, kleine Körnlein Sand
Bilden See und Meere und das ganze Land."

Kleinigkeiten entscheiden nicht nur häufig über das Schicksal einzelner Menschen, sondern auch über das ganzer Völker und Nationen. Die Sage erzählt, daß das Schreien einer Gans das Capitol zu Rom einst gerettet habe, und nach dem folgenden Bericht von Randall sollen sogar die Fliegen die Unabhängigkeit der Ver. Staaten beschleunigt haben. Während nemlich die Unabhängigkeitserklärung im Congreß discutirt wurde, war derselbe in der Nähe eines Leihstalls versammelt. Die Senatoren trugen kurze Hosen, seidene Strümpfe, und mit dem Schnupftuch in der Hand waren sie beständig beschäftigt, die lästigen Fliegen von ihren Beinen fern zu halten. Diese Schmarotzer wurden nach und nach so lästig, daß sich die Glieder des Congresses sehr beeilten, ihre Namen unter das wichtige Dokument zu setzen. Mit großem Behagen soll Jefferson diese Anekdote selbst erzählt und den Fliegen die ihnen gebührende Anerkennung in der Beschleunigung der Unabhängigkeitserklärung der Ver. Staaten gerne zugestanden haben.

Papst Hadrian wurde durch eine Mücke erstickt, und sein Tod hatte bedeutende Veränderungen in der Geschichte des Reiches und der Welt zur Folge.

Der Heuschreckenkrieg, welcher ungefähr um die Zeit, als die Pilgerväter in Amerika ankamen, zwischen zwei Indianerstämmen enstand, wurde auf folgende Weise veranlaßt: Eine Indianerin besuchte mit ihrem kleinen Knaben eine, zu einem anderen Stamme gehörende Squaw. Der Knabe fing unterwegs eine große Heuschrecke und nahm dieselbe mit sich. Ein Knabe des anderen Stammes wollte ihm das Thier entreißen, worüber ein Zank entstand. Bald mischten sich die Eltern in

den Zwist der Kinder, und es folgte ein Schlachten, wodurch einer der Stämme beinahe vernichtet wurde.

Kleinigkeiten haben zu manchen wichtigen Erfindungen Veranlassung gegeben. Dadurch, daß Newton einst ein Kind mit Seifenblasen spielen sah, kam er auf die Idee seiner wichtigsten Erfindungen in der Herstellung von optischen Instrumenten. Montgolfier sah ein Hemd, welches zum Trocknen ans Feuer gehängt war, von der Hitze sich bewegen, wodurch ihm der Gedanke kam, einen Luftballon herzustellen. Zur Einführung des Teleskops gab das Spiel eines Knaben Veranlassung; derselbe spielte mit Brillengläsern und legte mehrere derselben zusammen und schaute dadurch nach entfernten Gegenständen. Aeltere und gelehrtere Leute folgten diesem unbeabsichtigten Wink, und so kam das Fernglas zu Stande. Dadurch, daß Jemand die Buchstaben seines Namens aus Rinde schnitzte und auf Papier preßte, entstand zuerst der Gedanke an die Erfindung der Buchdruckerkunst. Ein Funke, welcher jenem Berthold Schwarz in seine Mixtur flog, in Folge dessen dieselbe explodirte, weckte auch die erste Idee zur Erfindung des Schießpulvers.

In England werden jährlich $8,700 dadurch erspart, daß man einfach einen wollenen mit einem gewöhnlichen Faden vertauscht hat. Es war nemlich von jeher der Gebrauch, daß man in die Taue, welche für die englische Flotte angefertigt wurden, einen rothen wollenen Faden mit einspann, um sie erkenntlich zu machen. Eines Tages fiel es einem Manne ein, daß doch ein gewöhnlicher baumwollener Faden die gleichen Dienste versehen könnte. Er holte die obrigkeitliche Erlaubniß dazu ein, und seitdem wird durch den Wechsel des einen Fadens jährlich die obengenannte Summe erspart.

Die größten Männer haben sich gewöhnlich mit „Kleinigkeiten" abgegeben. Michel Angelo zeigte einst einem Freunde, was er seit dessen vorigem Besuche an einer Statue gearbeitet habe. „Ei," sagte darauf der Freund, „aber das sind ja lauter

Kleinigkeiten." „Das mag wohl sein," entgegnete der berühmte Künstler, „aber Kleinigkeiten führen zur Vollkommenheit, und Vollkommenheit ist bekanntlich keine Kleinigkeit."

Es ist die Beachtung der Kleinigkeiten, was einen Geschäftsmann, Künstler und Gelehrten erfolgreich macht. Unser menschliches Wissen ist eine Sammlung von kleinen Entdeckungen, und der allmälige Fortschritt der Erkenntniß von einer Generation auf die andere fortgeerbt, bis dasselbe endlich zu einer mächtigen Pyramide angewachsen ist. Obgleich manche dieser Beobachtungen anfangs höchst unbedeutend erschienen, so hat es sich doch im Laufe der Zeit gezeigt, daß jede an einen gewissen Platz paßt und an diesem Platze von Wichtigkeit ist. Sogar manche scheinbar wilde Spekulationen erweisen sich nach und nach als höchst praktische Resultate. Wie gering und nach dem Urtheil der Menge, wie nutzlos waren die ersten Entdeckungen in der Astronomie und Mathematik, und Jahrhunderte hindurch schienen dieselben auch wirklich resultatlos zu sein. Aber zu welchen wichtigen Entdeckungen haben sie zuletzt Anknüpfungspunkte geliefert!

Begnüge dich mit einem kleinen Profit. Niemand wird reich in einem Tage. Ein kleiner Gewinn jeden Tag ergibt am Ende des Jahres schon eine bedeutende Summe. Der Fehler bei manchen Geschäftsleuten ist, daß sie auf einmal reich zu werden versuchen und haben nicht Geduld genug, sich den Weg ihres Fortschritts aus Kleinigkeiten zu bauen. Deshalb sind sie müßig, unzufrieden und bleiben immer arm. Manche Menschen erwarten beständig, daß sie einmal unerwarteter Weise dem Glück in die Arme laufen und plötzlich reich werden würden. Ein reicher Verwandter stirbt vielleicht, oder sie stoßen auf eine Goldmine, oder den lichten Abendwolken entströmt einmal ganz plötzlich ein reicher Goldregen. Wie solche Erwartungen erfüllt werden, weiß Jedermann. Solche Leute warten bis an ihr Ende und sterben in Armuth. Lang-

sam und sicher ist der beste Weg. Wenn man wöchentlich einen Dollar erübrigen kann, so ist das besser als nichts. Wir haben Leute kennen lernen, welche Gegenstände beim Cent verkauften und sind dabei reich geworden. Verachte deshalb nicht den geringen Gewinn. Als man Vater Baldwin, den Gründer der Baldwin Universität, um das Geheimniß seines geschäftlichen Erfolges befragte, entgegnete er: „Es liegt darin, daß ich den Werth von einem Cent kenne."

Wir mögen eine Stunde als eine Kleinigkeit ansehen, aber in jeder Stunde werden Tausende geboren und zu Grabe getragen. In dem großen Buche der Natur gehen mit jedem Augenblicke Veränderungen vor. Aber jede Knospe, jeder Thautropfen hat seine Bestimmung. Kein Blatt fällt zur Erde, ohne daß es die Fruchtbarkeit des Bodens vermehrte.

Ebenso haben wir in der Entwickelung eines tugendhaften Lebens auf Kleinigkeiten zu achten. Täglich, stündlich die Mühen und Beschwerden des Lebens ritterlich tragen, stündlich die kleinen Gelegenheiten, die sich uns zur Ausübung des Guten darbieten, zu benützen; jeden Augenblick der Zeit zum Wohl unserer Mitmenschen auszubeuten, das ist unsere Aufgabe, und dieses während einer ganzen Lebenszeit treulich auszuführen, ist wahrlich mehr, als zu einer Zeit irgend ein großes Opfer zu bringen.

Um auch den kleinsten Sünden
Mit Vorsicht zu entfliehn,
Laß, Vater, mich empfinden,
Daß sie zu größern ziehn!
Sich gern mit Launen brüsten,
Sich Schwächen gern verzeihn,
Heißt sein Verderben rüsten
Und Lasterthaten streun.

Die deutsche Sprache.

Unsere Muttersprache, die deutsche, ist unter den lebenden Sprachen eine der ältesten, reinsten und gebildetsten und übertrifft die meisten neuen Sprachen an Reichthum und Kraft, an Bildsamkeit und Geschmeidigkeit. Es muß deshalb besonders unseren deutschen Landsleuten in Amerika darum zu thun sein, daß auch ihre Nachkommen ihre schöne Muttersprache nicht nur nothdürftig verstehen, sondern gründlich kennen und sprechen lernen. Gewiß ist das der ernste Wunsch der meisten von Deutschland eingewanderten Bürger dieses Landes. Aber die große Frage ist, wie man dieses am besten bewerkstelligen, wie man den auf allen Seiten von englischredenden Personen umgebenen Kindern Sinn und Lust für die Aneignung der deutschen Sprache beibringen kann. Ueberall begegnen wir dem Einwande: „Sobald die Kinder sich den Augen der Eltern entrückt sehen, verfallen sie sofort ins Englische, und die darauf folgende Generation geht in der Regel schon vollständig im Amerikanerthum auf und erinnert sich kaum noch ihrer deutschen Abstammung, oder will sich derselben nicht mehr erinnern." Jedoch, wäre dieses auch so, so würde damit doch nicht im Entferntesten der Beweis geliefert sein, daß es nicht die Pflicht der Deutschen sei, deutsche Sprache, deutsche Sitte und Tugend so viel wie möglich in den Ver. Staaten zur Geltung zu bringen. Denn wenn das specifisch Deutsche auch verloren geht, wenn es auch schließlich untergepflügt werden sollte, so vollzieht sich doch dieser Amalgamationsprozeß keineswegs einseitig, sondern vielmehr in der Weise, daß sie annähernd ebenso viel von ihren Sitten und Gewohnheiten ins amerikanische Gesammtleben übertragen, wie sie aus demselben annehmen. Selbst in Fällen, in wel-

chen den Abkömmlingen deutscher Ansiedler die Sprache ihrer Eltern verloren gegangen ist, tragen dieselben in der Regel in ihrer äußeren Erscheinung und ihren Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen einen wesentlich verschiedenen Typus von dem unverfälschten Amerikanerthum.

Im Uebrigen ist es meistens die Schuld der Eltern, wenn ihre Kinder die deutsche Sprache mißachten und nur gezwungen gebrauchen. Daß die englische Sprache als Verkehrssprache bequemer, kürzer, treffender, als die deutsche ist, läßt sich nicht leugnen. Um daher dem heranwachsenden Geschlecht Liebe zu einer Sprache einzuflößen, in welcher ein Lessing, ein Schiller, ein Göthe geschrieben haben, muß man sie in die Werke dieser Geistesheroen einweihen, muß man ihnen den unerschöpflichen Born der Schönheit, welchen die deutsche Sprache in sich faßt, erschließen und sie aus demselben trinken lassen.

Lernt die hier geborene deutsche Generation nur Deutsch sprechen und lesen, ohne mit dem zauberhaften, tiefinnerlichen Geist der deutschen Sprache vertraut zu werden, so wird sie sich derselben natürlich nur dann bedienen, wenn sie dazu gezwungen wird, oder wenn sie ihren Nutzen darin sieht. Anders dagegen, wenn ihr die deutsche Sprache eine liebe Freundin geworden ist, welche ihre Mußestunden verschönern hilft, indem sie sie mit den unsterblichen Denkmälern bekannt macht, welche deutsche Denker und Dichter dem Menschengeschlecht gesetzt haben. Allerdings gibt es manche deutsche Familien, bei welchen sich der Kampf um das Dasein zu einem so bitteren gestaltet, daß es nur natürlich erscheint, wenn sie selbst weder Sinn für höhere geistige Bestrebungen haben, noch denselben bei ihren Kindern zu wecken suchen. Aber auch in solchen Familien, welche finanziell verhältnißmäßig gut gestellt sind, findet man häufig, daß der deutsche Unterricht, welchen dieselben ihren Kindern ertheilen lassen, nur in dem Allernothdürftigsten und Alleräußerlichsten besteht. Wenn diese sich alsdann beklagen, daß ihre Kinder nicht Deutsch sprechen wollen, so

kann man ihnen nur antworten, daß sie selbst die Schuld daran tragen.

Prophezeiten in den letzten Jahren Schwarzseher, daß sich die deutsche Sprache selbst in dem Umfange, in welchem sie in den Ver. Staaten gegenwärtig gesprochen wird, auf die Dauer nicht werde behaupten können, und daß diejenigen Deutschen, welche für die Erhaltung ihrer Muttersprache kämpften, auf einem verlorenen Posten stünden, so wird sie wohl die riesige Einwanderung der Gegenwart eines Besseren belehrt haben. Auch steht auf viele Jahre hinaus nicht zu erwarten, daß die deutsche Einwanderung versiegen wird, sondern im Gegentheil deuten alle Aussichten darauf hin, daß dieselbe im Begriffe ist, sich in noch reicheren Strömen als früher in unser gesegnetes Land zu ergießen.

Es ist aber daneben auch unsere heilige Pflicht, daß namentlich alle Deutschen, welche die Sprache und Tugend ihres Volkes lieb haben, sich bestreben, in dieser Tugend ein edles, nachahmungswürdiges Beispiel zu geben. Damit, daß man eine Person, ein Volk lieb gewinnt und achten lernt, gewinnt man auch mehr oder weniger alles Dasjenige lieb, was mit dieser Person oder diesem Volke in Verbindung steht. Wollen wir deshalb erwarten, daß unsere Kinder an unserer Sprache dauernden Gefallen finden sollen, so müssen wir zuerst darüber wachen, daß dieselben uns als Eltern, Lehrer und Bürger zu lieben und zu achten jegliche Veranlassung finden. Es ist nicht selten, daß der Verachtung der Sprache ihrer Eltern bei den Kindern mehr oder weniger das so wenig Achtung gebietende Leben und Handeln der ersteren zu Grunde liegt. Wir wissen ja wohl, welchen Eindruck es auf junge Leute macht, wenn in ihrer Gegenwart Andere über deren Eltern, Angehörige und Landsleute verächtliche Bemerkungen zu machen Ursache haben.

Noch auf einen Punkt erlauben wir uns hier schließlich aufmerksam zu machen. Deutsche Eltern sollten sich befleißi-

gen, mit ihren Kindern in gutem Hochdeutsch, und nicht in einer Mundart, welcher man daheim im väterlichen Hause sich bediente, zu sprechen. Dadurch, daß Eltern mit ihren Kindern in plattdeutsch, oder in irgend einer anderen Mundart verkehren, lernen diese die deutsche Sprache nicht ordentlich sprechen. Kommen sie nun außerhalb des elterlichen Hauses mit Leuten in Berührung, so hängt ihnen das mundartliche in ihrer Sprache an, und sie werden nicht selten deshalb ausgelacht. Dadurch eingeschüchtert bedienen sie sich zuletzt ausschließlich derjenigen Sprache, welche sie in der Schule lernen, und deren Gebrauch ihnen bei Anderen kein spöttisches Lächeln einträgt— der englischen.

Selbstverständlich wollen wir mit diesen Bemerkungen das gründliche Studium der englischen Sprache in keiner Weise beeinträchtigen. Es ist nur unsere Meinung, daß Kinder deutscher Eltern hier zu Lande neben der englischen Sprache auch die Muttersprache ihrer Eltern schön sprechen, schreiben und gründlich verstehen sollten. Und wenn wir dazu mit diesem Artikel — mit diesem Buche einiges beigetragen haben, so wollen wir uns für unsere Mühe reichlich belohnt halten.

Prüfungen.

Unter den Sterblichen sind verhältnißmäßig Wenige, welche sich in einer ununterbrochenen Reihenfolge guter Tage in schlichter Demuth und vollkommener Selbstbeherrschung entwickeln. Aber wenn Leiden über sie kommen, wenn das Schicksal gegen sie wüthet, kehren sie in sich und zum Gottesvertrauen zurück und stehen oft

muthig und groß, ja wahrhaft bewundernswürdig da. Daher heißt es auch: „Die Noth ist die Mutter der Helden, die Erzieherin der Weisen.“ Lehre mich hingegen die Helden kennen, die aus Wohlleben und Herrlichkeit hervorgingen; oder die Weisen, die in den Armen schwelgerischen Glückes der Bewunderung der Welt würdig bleiben. Sie sind rar. Ich habe Viele gesehen, die erst im Leiden groß und achtbar dastanden und mit Riesenmuth den härtesten Kampf bestanden; aber weit Mehrere, denen es zu schwer wurde, ihr Glück zu tragen.

Es ist gar nichts seltenes, arme und tugendhafte Familien zu sehen, die kaum von einem Tage zum anderen sich zu erhalten wissen. Es fehlt oft am Nöthigsten, aber sie bleiben standhaft und muthig. Sie sind in ihrem Gottvertrauen glücklich, und zärtliches Mitleid gegen Andere erfüllt ihre Brust. Doch plötzlich verändert sich das widrige Geschick. Ein großer, unerwarteter Reichthum, vielleicht durch entfernte Erbschaft, fällt ihnen zu. Die elende Hütte wird mit dem schönen, gemächlichen Hause, die zerrissene, abgetragene Kleidung mit besserem Gewand vertauscht. Nun drängen sich Freunde von allen Seiten herbei mit Glückwünschen und Schmeicheleien. Die Familie, vormals mit dem Wenigsten vergnügt, macht jetzt größere Ansprüche. Man spricht von standesmäßigen Verbindungen. Man spricht mit Verachtung von Denen, deren Verachtung man sonst empfand. Man glaubt nicht wohl schicklich, die alte Vertraulichkeit mit den ehemaligen Freunden aus den Tagen der Dürftigkeit fortsetzen zu können. Der Stolz wird allmälig Herr; mit dem Stolz der Eigensinn, die Laune, die Undankbarkeit. Die Familie, sonst durch Eintracht glücklich, scheidet sich entzweit; Einer ist mit dem Andern unzufrieden; Jeder geht seinen eigenen Weg. Ueppigkeit zerstört die Gesundheit, welche sonst bei strenger Arbeit und Mäßigkeit blühend war. Vormals unbekannte Sorgen verbittern den Genuß des Wohlstandes. Jeder fühlt es tief: ich

war einst froher, da ich weit weniger hatte; das Glück war unser Unglück! — Die Bedauernswürdigen, sie haben Recht. Sie konnten das Unglück leichter als das Glück ertragen.

Es schluchzet eine verwaisete Tochter am Sarge der Mutter. Auf ihre Knie hingesunken, schwört sie dem verklärten Geiste der Verstorbenen die Gelübde der Tugend: treu zu bleiben den heiligen Lehren, welche sie einst von jenen erblaßten Lippen vernahm. Und sie hält die Gelübde. Verwaiset und hiflos tritt die Unglückliche in den Dienst fremder Leute und lernt mit rührender Sanftmuth die Härte und Launen ihrer Herrschaft tragen. Mit Thränen verdient sie ihr Brod. Aber Gewohnheit macht ihr Loos erträglicher. Ihre Bescheidenheit rührt, ihre Redlichkeit gefällt und erwirbt Vertrauen. Sie ist arm, aber tugendhaft, und diese Tugend streut manche Freudenblume auf ihren einsamen und oft rauhen Weg. Sie ist glücklich auch in der Verlassenheit. Sie ist nicht verlassen, denn sie hat Gott im Herzen, und der Geist der Mutter scheint sie segnend zu umschweben. — Plötzlich verwandelt sich ihr widriges Geschick. Die Unschuld und Schönheit der Jungfrau gewinnen ihr das Herz eines Reichbegüterten. Als seine Gemahlin wird sie nun, die ehemalige Dienerin fremder Leute, Gebieterin über Andere. Schmuck und Glanz regen ihre Eitelkeit auf. Im Strome glänzender Zerstreuungen verschwindet die ehemalige Einfalt und Demuth. Angebetet, vergöttert von Lüstlingen, findet sie die nüchternen Liebkosungen ihres Gemahls keineswegs der Fülle ihrer Schönheit angemessen. Sie findet die verdorbenen Sitten der großen Welt bald minder anstößig, bald ganz natürlich. Die Schamhaftigkeit erstirbt unter verführerischen Beispielen. Ihre Tugend entflieht. Zwietracht, Eifersucht und Zank begleiten die gebrochene Ehe. Das Haus der Freude wird zur Hölle. Verschwendung bringt Sorge; Unwahrheit bringt Verlegenheit; Betrug bringt Reue. Der Geist der Mutter lächelt nicht mehr segnend, er ist ein schreckhaftes Gespenst. — Die Beklagens-

würdige, sie wußte ihr Unglück zu ertragen, aber nicht ihr Glück!

Ein rechtschaffener Mann hatte Begier nach Ruhm und Ehre. Sie zu erlangen, strengte er alle Kraft an, die Hindernisse zu bekämpfen. Durch diese Kraft, durch seine Redlichkeit war er der besten Ehren werth, doch wurden sie ihm nicht zu Theil. Das Unglück verfolgte ihn. Seine Vermögensumstände wurden wankend. Mehr noch, es starb ihm seine heißgeliebte Gattin, oder ein theures Kind; mit der geliebten Leiche wurden alle seine Ansprüche auf Lebensfreuden begraben. Der Gedanke des Todes, der schreckende Anblick von der Nichtigkeit alles Irdischen brachte ihn von allen ehrsüchtigen Wünschen zurück. Er wollte nur gut sein, nicht groß und angesehen. Kalt gegen das, was ihn sonst entzückte, suchte er keinen äußeren Werth, nur inneren. Eben dieser und die damit verknüpfte Bescheidenheit, Güte und Dienstfertigkeit machten ihn zur Liebe Aller. Darum sprachen alle Stimmen laut für ihn. Er wird aus der Dunkelheit emporgehoben, von Ehre zu Ehre geführt. Er sieht plötzlich alle seine Verhältnisse glänzend verwandelt. Er steht unter den Großen selber ein Großer seines Landes. Ihm schmeichelt sein Glück. Der ehemalige Hang zur Ehrbegier findet sich übermäßig genährt. Mit Stolz blickt er auf die Tiefe nieder, aus der er emporstieg. Man schmeichelt seinen Verdiensten; er findet in den Stimmen der Schmeichler nur Wahrheit, und wer nicht zu ihnen gehören will, erscheint ihm als Neider und Gegner, der seinem Werth keine Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er wird herrischer, gebieterischer, übermüthiger, gewaltthätiger. Es drückt ihn, Seinesgleichen haben zu müssen. Sein Hochmuth stößt zurück; seine Aufgeblasenheit macht ihn zum Gegenstande heimlichen Spottes und Gelächters. Seine Freunde erkalten. Er wird von verstellten Feinden umringt. Unruhe ist sein Loos. Seine Fehltritte werden gezählt. Leidenschaftlichkeit, die ihn quält, mehrt die Zahl derselben. Das Maß wird voll.

Verachtet und gehaßt stürzt er von der Höhe in wohlverdiente Schmach. Er war nicht mehr stark genug, sein Glück zu tragen. Im Unglück hatte er sein rechtes Glück gefunden.

Wie viele Helden, wie viele Könige waren preiswürdig, so lange sie im Kampf mit dem widrigen Geschick standen! Wie war ihre Seelengröße, ihre Todesverachtung rührend in der Gefahr, ihre Freudigkeit bewundernswürdig im Augenblick größter Noth, die das Schicksal selbst zu besiegen und das Glück zu zwingen schien, ihnen zu gehorchen. Ihre Großmuth gegen den Feind, ihre Menschlichkeit gegen den Ueberwundenen gewann ihnen das Herz ganzer Nationen. Und das Glück krönte ihre Anstrengungen und führte sie von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph. Da verschwand die alte Mäßigung. Das gewaltige Schwert ward ihr eisernes Scepter, die bescheidene Selbstvertheidigung ward Eroberungssucht, die Standhaftigkeit gegen Feinde ward Rache. Sie, die so Vieles bezwungen, glaubten sich unüberwindlich; die Welt ihnen preisgegeben. Der ewige Ruhm, nach dem sie geizten, verkehrte sich in ihre ewige Schmach. Im Unglück waren sie groß gewesen, Helden und Weise; das Unglück war ihr Glück. Aber ihrem Glück waren diese Elenden und Schwächlinge nicht gewachsen; da wurden sie zu Verbrechern und Thoren, da Unglückliche!

Es heißt nicht umsonst, daß die Menschen durch Leiden und Trübsal bewährt werden müssen. Die Prüfungen, die Widerwärtigkeiten sind die Mittel, um den Menschen demüthig und menschlich zu erhalten, aber das Glück ist eigentlich der echte Prüfstein ihres Werthes und Unwerthes. Darum sollten wir die Tage der Noth und der Trauer als wahrhafte Wohlthaten aus Gottes Hand empfangen. Wer nicht stark genug ist, das Leiden zu tragen, wie will der in ungetrübtem Glücke feststehen? Darum heißt es nicht umsonst: „Es müssen starke Füße sein, die gute Tage ertragen wollen."

Gedächtniß.

Ich habe ein schlechtes Gedächtniß; mein Gedächtniß nimmt merklich ab. Diese und ähnliche Bemerkungen hört man nicht selten. Ist wohl das Gedächtniß an sich selbst immer hiervon die Schuld, oder vielmehr der Mangel an Pflege desselben? Es hat natürlich ein Mensch von Natur nicht das gute Gedächtniß wie ein anderer; aber durch Uebung kann ein scheinbar schwindendes Gedächtniß merklich aufgefrischt werden.

Ein gutes Gedächtniß ist ein unschätzbarer Vorzug, wenn man sich Namen, Zahlen, Plätze ꝛc. sogleich, wenn man sie braucht, in Erinnerung rufen kann. Das ist nun freilich nicht Jedermanns Ding, aber Jedermann kann durch energische Uebung hier wohl einem schwindenden Gedächtniß zu Hülfe kommen. Man erzählt von Theodor Parker, daß er, da es ihm schien, als ob sein Gedächtniß abnähme, eine lange chronologische Tabelle mit verschiedenen Zeittafeln in seinem Zimmer aufhängen ließ und von derselben die Namen, Daten ꝛc. mit eisernem Fleiße auswendig lernte. Auch hier macht „Uebung den Meister." Es grenzt geradezu ans Märchenhafte, wenn man hört, mit welchem merkwürdigen Gedächtniß manche Menschen begabt gewesen sind. Der englische Rechtsgelehrte John Kemble war im Stande, eine ganze Nummer der „Morning Post," eine der größeren Londoner Zeitungen, auswendig zu lernen und Wort für Wort herzusagen.

Ein Bauer im Westphälischen, Peter Klostermeier mit Namen, behielt die ganze sonntägliche Predigt, die er in der Kirche seines Dorfes gehört hatte, und schrieb sie dann zu Hause bis auf jede Silbe getreu — doch nicht sonderlich ortho-

graphisch — nieder, wie es die Vergleichung mit dem Manuscripte des Pfarrers ergab.

Der große italienische Philolog J. C. Scaliger brauchte 100 lateinische Verse nur ein einziges Mal durchzulesen, um sie alsbald ohne Anstoß wiederholen zu können.

Noch merkwürdiger ist die Gedächtnißthat, die man von Antonio Magliabechi, einem echten italienischen Bücherwurme, erzählt. Einer seiner Freunde wollte die Wunderkraft seines Gedächtnisses, von der die fabelhaftesten Geschichten im Schwange gingen, auf die Probe stellen. Er bat ihn, die Handschrift eines umfangreichen Aufsatzes zu lesen und ihm dann sein Urtheil darüber mitzutheilen. Magliabechi that dies, nach einiger Zeit jedoch empfing er von dem Verfasser des Aufsatzes einen Brief, in dem angezeigt wurde, das Manuscript sei unglücklicherweise verloren gegangen; vielleicht könne er sich wenigstens eines Theils des Inhaltes erinnern und habe die Güte niederzuschreiben, was ihm davon im Kopfe geblieben sein sollte. Unverzüglich setzte sich der gefällige Magliabechi an seinen Schreibtisch und brachte den ganzen Aufsatz zu Papier, welcher mit dem — natürlich nicht verlornen — Manuscripte in allen Stücken übereinstimmte.

Vor hundert Jahren entdeckte man auf der Insel Corsika einen fast ohne jede Erziehung aufgewachsenen Knaben, der im Stande war, 4000 Worte, Sinn oder Unsinn, der Reihe nach zu wiederholen, wie sie ihm vorgesagt worden waren; ja, der dies auch in umgekehrter Ordnung von hinten nach vorne zu thun vermochte, ohne einen Verstoß zu machen.

Ein unweit Boston angesessener Arzt von deutscher Abstammung wußte Miltons berühmte Dichtung: „Das verlorene Paradies," von Anfang bis zu Ende auswendig, obwohl er seit zwanzig Jahren das Buch nicht zur Hand genommen hatte.

Ein greiser blinder schottischer Bettler, Alik mit Namen, der vor vierzig Jahren in der ehemaligen Königsstadt Stirling am Forth die öffentliche Mildthätigkeit anzusprechen pflegte,

wußte die gesammte Bibel auswendig, und zwar dergestalt, daß er von jeder Stelle, die ihm angegeben wurde, Buch, Kapitel und Vers auf das Genaueste nachzuweisen vermochte, oder, wurden ihm diese letzteren genannt, die Verse Wort für Wort aufsagen konnte. Um zu sehen, wie weit dies außerordentliche Wortgedächtniß reiche, wurde ihm einst ein Bibelvers absichtlich falsch angegeben. Der Blinde stutzte einen Augenblick, dann bezeichnete er die Stelle, wo sich der Vers befindet, und machte auf die Ungenauigkeit des Citats aufmerksam. Ein anderes Mal forderte man ihn auf, den neunzigsten Vers im siebenten Kapitel des vierten Buches Mose zu recitiren. „Einen solchen Vers gibt es nicht," antwortete er ohne Zögern, „das Kapitel hat nur neunundachtzig Verse."

Sehr eigenthümlich sind die Erscheinungen, daß in der Regel durch Krankheiten oder Verletzung des Gehirns, gewisse Dinge dem Gedächtnisse entschwinden oder mit anderen, völlig ungleichartigen, verwechselt werden. So berichtet ein deutscher Arzt von einem Patienten, der regelmäßig das Papier Kohlen und Kohlen Papier nannte, ohne sich seines Irrthums im Geringsten bewußt zu sein. Ein in New York wohnender italienischer Arzt, Doctor Scandella, sprach im ersten Stadium einer Krankheit, von welcher er ergriffen wurde, nur englisch, als das Fieber seinen Höhepunkt erreicht hatte, äußerte er blos französische Worte, und erst wenige Stunden vor seinem Tode erinnerte er sich seines heimathlichen Italienisch, das er mehr als zwanzig Jahre nicht gesprochen hatte.

Ein Herr vergaß in Folge eines Nervenleidens die Namen aller seiner Freunde, entsann sich jedoch genau ihres Alters und suchte sie auf diese Weise von einander zu unterscheiden. Ein britischer Militärarzt, Namens Winslow, erinnerte sich zu Zeiten wohl, wie er hieß, nicht aber seiner Wohnung; ein anderes Mal konnte er umgekehrt seinen Namen angeben, nicht jedoch seine Adresse, und dergestalt wechselte er periodisch in seiner Vergeßlichkeit. Gelegentlich sprach er wohl den ersten

besten, ihm auf der Straße begegnenden Menschen an: „Ich bin der Stabsarzt Winslow; können Sie mir nicht sagen, wo ich wohne?" Oder im anderen Falle seiner Gedächtnißlosigkeit: „Ich wohne da und da . . . . können Sie mir nicht angeben, wie ich heiße?"

Von all diesen merkwürdigen Erscheinungen von Gedächtnißlosigkeit ist die sogenannte gelegentliche Geistesabwesenheit ihrer Natur nach wieder ganz verschieden. Der Geistesabwesende ist in jeder anderen Verstandesäußerung nichts weniger als beschränkt zu nennen, hat sich aber in einem bestimmten Gedankenkreis derart eingesponnen, daß er sich dessen, was um ihn her vorgeht, gar nicht bewußt ist. Larochefoucauld traf einst den Grafen von Brancas auf der Straße und wollte ihn freundlich begrüßen. „Es thut mir leid," sagte dieser, „aber ich kann für Euch nichts thun, Ihr braucht mich also nicht zu belästigen und mit Euren Betteleien gar auf der Straße anzufallen." Erst als Larochefoucauld ein lautes Gelächter aufschlug, erwachte der Graf aus seiner Zerstreutheit.

Welch ein Vorzug es nun auch immer sein mag, mit einem guten Gedächtnisse gesegnet zu sein, so ist es doch nicht rathsam, sich auf dasselbe einfach verlassen zu wollen. Man muß sich sowohl im Denken üben, um immer Neues und Gediegenes zu lernen, als auch darin, das Erlernte zu behalten. Auch sollte Niemand deshalb, weil er ein gutes Gedächtniß hat, dasselbe mit allerlei nutzlosem Kram anfüllen. Das Gedächtniß soll ein Juwelenkästchen und keine Rumpelkammer sein.

Die Erinnerung ist eigentlich das einzige Paradies, welches wir nicht in Gefahr sind zu verlieren. Selbst unseren ersten Eltern, trotzdem sie aus ihrem blühenden Eden vertrieben wurden, konnten die süßen Erinnerungen an dasselbe nicht geraubt werden. Wohl deshalb allen Denen, welche auf ihr vergangenes Leben als auf eine Liebes- und Tugendsaat zurückblicken können; schon in der Zurückerinnerung an dieselbe liegt ein stilles, süßes Glück des Herzens.

Edler und unedler Scherz.

Der Scherz im geselligen Leben ist so wenig eine Sünde als die Heiterkeit des Gemüths, woraus derselbe entspringt. Es gibt zwar strenge Sittenrichter, welche auch die harmlosesten Neckereien und den kleinsten Scherz für sträflich halten. Allein es gibt so Vieles in der Natur und im Leben, das uns auffordert, mit „den Fröhlichen fröhlich zu sein," daß ein Mensch, welcher vorsätzlich die Anregung zu unschuldiger Heiterkeit niederdrückt, zur Unnatur übergeht.

So lange der Scherz keinen Verdruß erweckt, oder nicht aus Verdruß über Andere entspringt: ebenso lange darf er harmlos genannt werden. So lange der Scherz, weit entfernt, pöbelhaft und ekelerregend zu sein, oder das Heilige und Gute zu verkleinern, vielmehr auf Belehrung und zarte Anregung sittlicher Gefühle hinleitet: ebenso lange ist er edel zu nennen. Der unschuldige, harmlose und edle Scherz ist aber die feinste Würze geselliger Unterhaltungen, so wie er selbst nur die zarteste Blüthe eines liebenswürdigen Geistes ist. Aus eben dieser Ursache sind anständige und das Lächerliche der menschlichen Fehler hervorhebende Satyren oder Spottschriften sehr belehrend und wohlthuender zuweilen, als die ernsthaftesten Predigten wider den gleichen Fehler; so wie hingegen Schmähschriften, aus Haß und Rache oder Neid gegen einzelne Personen und Stände verfertigt, jedes rechtschaffene Herz empören.

Harmlos, unschuldig und edel soll der Mensch selbst in seinen Scherzen sein. Er darf sich daher nie vom Uebermaß seiner muthwilligen Laune verführen lassen, durch seine Ein-

fälle gegen irgend eine Person die Achtung zu schmälern, um Andere auf Kosten derselben zu belustigen. Er darf nie die Person mit dem Fehler zugleich verspotten und sogar sich selber nicht zum Gegenstand des Gelächters durch Possenreißerei machen, weil er damit seine eigene Ehre und Würde in den Staub tritt. In allen Dingen ist das Anständige und Schickliche zu beobachten. Bilde sich Niemand ein, die Verletzung desselben sei keine Sünde, weil es doch nur Verletzung von bloßen Formen, von angenommenen Aeußerlichkeiten ist, welche bei verschiedenen Völkern verschieden sind, und worüber die heilige Schrift nichts vorgezeichnet hat.

Das Schickliche und Anständige ist eine der Schutzwaffen, welche der Tugend gegen die Welt nöthig sind, um sich zu vertheidigen. Wer einmal das Erröthen vor dem Unanständigen verlernt hat, verlernt es auch bald vor dem Ungerechten und vor dem Vergehen. Nur die unwillkürliche Achtung und Schonung des Schicklichen erschwert dem Verführer oft die Versuchung der Unschuld, nur die Ehrfurcht vor dem Anständigen hält pöbelhafte Gemüther in den Schranken der Ehrbarkeit und von Ausschweifungen zurück.

Schmälere daher die Hochachtung der Anderen nicht für dich, indem du dich ihnen freiwillig mit Verletzung dessen, was geziemend ist, zum Gelächter und Spott machst. Als was du dich gegeben hast, als das wirst du genommen. Wer Anderen um solchen Preis Vergnügen macht, verräth, daß er wirklich ein Thor sei, aber ein ganz anderer, als der er zur Belustigung scheinen wollte. Und wenn gleich nachher auch Alles wieder in das alte Geleise zurückkehrt, und man dir auch wieder die vorigen Höflichkeiten und Ehrerbietungen bezeugt, die du vermöge deines Standes zu fordern berechtigt bist, wird dir doch in den Vorstellungeu Derer ein beständiger Fleck bleiben, denen du dich einmal absichtlich würdelos und als Gegenstand des Spottes preisgegeben. Selbst wenn du durch mannigfaltige Verdienste und rühmliche Eigenschaften in der That ehren-

werth wäreſt, würdeſt du doch das Lächerliche, was du von dir in den Vorſtellungen Anderer einmal hervorgebracht haſt, nicht ſo leicht wieder vertilgen.

Noch größer wird dein Vergehen, wenn du in deinen Scherzen Andere zum Gegenſtand des Gelächters machſt, daß ſie dadurch in derjenigen Achtung verlieren, welche ſie bei ihren Mitbürgern wirklich beſitzen. Nichts dient zu deiner Rechtfertigung; dein ſchadenfroher Witz, der Jemanden dem Spott preisgibt, bleibt unedel, ſelbſt wenn der Getadelte den Fehler und dein witziger Einfall Wahrheit hätte. Du beleidigeſt ohne Urſache und tadelſt ohne beſſern zu wollen. Du möchteſt deinen Verſtand glänzen laſſen und entblößeſt damit eine verachtungswürdige Seite deines Herzens. Man lacht, aber entdeckt und verachtet im gleichen Augenblick deinen geheimen Stolz, mit welchem du auf Andere niederblicken zu können wähneſt; deinen geheimen Neid, der dich vielleicht ehrenrühreriſch und verleumderiſch macht; deine unbeſonnene Gefallſucht, welche Bewunderung und Beifall fordert, indem ſie nothwendig in den Anderen einen ſtillen Widerwillen erregt. Der Witz iſt ein zweiſchneidiges Schwert, mit welchem ſich der Eigenthümer weit öfter verwundet, als er damit Anderen ſchadet. Er iſt, auf ſolche Art beim Scherz verſchwendet, eine bloße Poſſenreißerei des Geiſtes, welche das Verächtliche und Lächerliche mehr in ſich ſelbſt trägt, als es an Anderen deutlich macht.

Es gibt Perſonen, deren ganze Kunſt zu ſcherzen in der Gabe beſteht, Haltung, Geberden und Eigenheiten abweſender Perſonen durch Uebertreibung lächerlich zu machen. Dieſe Art des Scherzes verräth allerdings viel Einbildungskraft und Geſchicklichkeit, etwas von der belachenswerthen Seite aufzufaſſen, zugleich aber auch Mangel an wahrem Witz und richtigem Verſtand. Es iſt eine poſſenhafte Nachäfferei, welche, ſelbſt ohne andere boshafte Abſicht, dennoch für den Abweſenden Beleidigung wird und daher ſchwerlich in ſeiner Gegenwart ohne Beſorgniß empfind-

licher Vergeltung wiederholt werden dürfte. Schon dieser Umstand bezeichnet den also getriebenen Scherz als einen unanständigen und unedlen, welchen sich kein Zartfühlender erlauben wird.

Noch verächtlicher wird er, wenn er Naturfehler und unverschuldete Gebrechen des Leibes zum Gegenstand des spottenden Gelächters erhebt. Was bei guten Menschen nur Mitleiden erweckt, kann nie Stoff ihres Scherzes sein. Unverstand und Herzlosigkeit zugleich sprechen sich in dergleichen widerlichen Bemühungen aus, Belustigung zu schaffen. Das Unglück ist kein Gegenstand des vergnügenden Scherzes.

Am unerlaubtesten und sträflichsten aber ist jeder Scherz, welcher gewissenlos und leichtsinnig mit ehrwürdigen und heiligen Dingen getrieben wird. Wer dessen spotten kann, was allen guten Menschen, was ganzen Völkern theuer ist, erklärt und beurkundet mit dem verbrecherischen Spaß seine eigene Verworfenheit. Und diese Verworfenheit, diese Ruchlosigkeit der Sitte und Denkart ist in unseren Tagen leider so selten nicht. Wir finden sie meistens unter rohen, unwissenden, pöbelhaften Menschen, deren Begriffe und Gefühle für das Heilige zu stumpf sind; oder bei solchen Menschen, deren Verstand, Geschmack und Herz in der sogenannten aufgeklärten feinen Welt durch Verbildung zu Grunde gerichtet worden sind.

Wie sich gewöhnlich in der Natur und im Leben die Außenenden der Dinge, das Zuviel und das Zuwenig, berühren, so auch hier. Das schamloseste Sittenverderben herrscht nur beim rohesten Pöbel und bei Denen, die in den Künsten der Verfeinerung am weitesten gekommen sein wollen. Beide können mit der Religion Spott treiben, weil beide darin gleich unwissend sind; beide können über Unschuld, Keuschheit, Schamhaftigkeit, Ehrlichkeit scherzen, an schlüpfrigen Zweideutigkeiten Vergnügen finden, weil beide gleich tief in ihrer Thierheit versunken, und, ohne Erhebung des Geistes, nur Knechte ihrer sinnlichen Gelüste sind; beide können das Elend

ihrer Mitmenschen zum Stoff ihres grausamen Scherzes wählen, weil sie beide gleich herzlos sind und in der allerniedrigsten Selbstsucht jedes reinmenschliche Gefühl erstickt haben.

Das Gewissen.

Blicken wir in die Erfahrung hinein, so möchten wir fast am Gewissen irre werden, oder wenn nicht am Gewissen selbst, so doch daran, ob es wirklich etwas für sich Bestehendes sei, oder blos ein Name, ein leerer Schall. Was wird nicht alles im Gewissen untergebracht und mit dem Schild des Gewissens gedeckt? Der Eine thut etwas und sagt, sein Gewissen verlange es von ihm; der Andere thut das Gegentheil und beruft sich ebenfalls auf sein Gewissen. Huß greift das Kirchenwesen seiner Zeit an, denn sein Gewissen drängt ihn dazu; das Concil schickt ihn auf den Scheiterhaufen Gewissens halber. Welche Gegensätze werden auf die bindende Macht des Gewissens zurückgeführt. Und im Privatleben, wie vielgestaltig, Proteusartig ist doch das Gewissen! Da ist Einer, dem sein Gewissen Theater, Tanz und dgl. absolut verbietet, da ist ein Anderer, der mit gutem Gewissen diese Dinge mitmacht. Es lassen sich wohl kaum zwei Menschen finden, und wenn sie noch so sehr mit einander harmoniren, welche in Gewissenssachen ganz einig sind. In der That, es gibt nichts Persönlicheres, Unberechenbareres als das Gewissen. Es ist schon der Versuch gemacht worden, eine ganze Glaubenslehre aus den Aussagen des Gewissens abzuleiten. Eine solche Glaubenslehre ist aber im Grund nichts anderes, als ein Monolog dessen, der sie schreibt; und wenn sie mehr ist, so ist sie sicherlich nicht mehr rein aus dem Gewis-

sen abgeleitet. Darum hat man auch schon kurzweg gesagt: Was wir Gewissen nennen, das ist nichts Festes, auf höherer Ordnung Beruhendes, und mit höherer Autorität Umkleidetes, sondern es ist blos der allgemeine Niederschlag alles dessen, was ein Mensch sein Leben lang gehört, gelernt, gesehen, erfahren hat. Aus alle diesem bildet sich allmälig ein gewisses sittliches Gemeingefühl, und das nennt man Gewissen. Dieses ist also nicht etwas Ursprüngliches, sondern angelernt, angewöhnt, anerzogen und hat blos soviel Anspruch auf Berücksichtigung und Schonung, als diese überhaupt dem Langgewohnten zugestanden werden muß.

Das wären hoffnungslose Aussichten für die Anerkennung des Gewissens als einer realen Macht, ja hoffnungslose Aussichten für die Existenz einer allgemeinen, für alle Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten gültigen Moral. Denn der ganze Gegensatz von Gut und Böse käme dabei ins Schwanken. Licht könnte Finsterniß werden und Finsterniß Licht. Es ist ganz richtig: das Gewissen schreibt uns nicht von vorne herein eine ganze Reihe von Handlungen vor, welche geschehen sollen, noch gibt es ein Verzeichniß von solchen Dingen, welche nicht geschehen dürfen. Das Gewissen enthält überhaupt keinen fertigen Katalog erlaubter oder gebotener Handlungen, so wie wir's in den zehn Geboten des alttestamentlichen Gesetzes finden. Seine Thätigkeit beschränkt sich vielmehr ganz darauf, daß es im einzelnen Fall angesichts eines ganz bestimmten Gegenstandes, sein Urtheil abgibt, ob dies oder jenes gethan werden soll oder nicht, beziehungsweise ob etwas, was schon gethan worden ist, gut oder böse sei. Das Gewissen ist kein Gesetzescodex, sondern ausschließlich Berather, Gebieter, Richter für den einzelnen Fall. Noch mehr: Selbst das Urtheil über einen bestimmten Fall fällt bei verschiedenen Menschen verschieden aus; ja es kommt sogar vor, daß das Gewissen ein und desselben Menschen heute etwas verurtheilt, was es zu einer anderen Zeit anerkannt, oder wenigstens nicht verurtheilt

hat. Jeder der in einer sittlichen Entwickelung begriffen ist, wird die Erfahrung machen, daß er Dinge, welche er früher ohne jede Gewissensbeschwerde sich erlauben konnte, in späteren Jahren durchaus nicht mehr mit gutem Gewissen thun kann, oder umgekehrt.

Dieses Veränderliche in der Erscheinungsform des Gewissens völlig zugestanden, bleibt der unveränderliche Kern des Gewissens dennoch in seiner vollen Kraft und Gültigkeit bestehen. Das Gewissen bringt uns einen sittlichen Gegensatz zum Bewußtsein. Vermöge des Gewissens wissen wir: nicht alle Handlungen sind ihrer Qualität nach gleich, sondern es gibt gute und böse Handlungen, und zwischen diesen beiden Arten besteht ein scharfer Gegensatz, dergestalt, daß beide Gebiete durch eine genaue Grenzlinie geschieden sind, die nicht verrückt werden darf. Dieses Gefühl eines Gegensatzes von Gut und Böse ist das erste, was sich überall und zu allen Zeiten im Gewissen findet. Mag das Gewissen darüber, welche Handlungen dem einen und dem anderen Gebiet zuzuzählen seien, bei Verschiedenen verschieden urtheilen: daß dieser Gegensatz vorhanden, und ein beherrschender im menschlichen Thun und Treiben sei, ist die überall gleiche Grundaussage. Es kommt aber noch ein anderes dazu. Der Gegensatz zwischen Gut und Böse wird uns durch das Gewissen zum Bewußtsein gebracht, nicht als eine einfache Thatsache, die nun einmal nicht anders sein kann, und die man sich deshalb gefallen lassen muß, sondern so, daß wir das Gute als das Seinsollende, das Böse als das Nichtseinsollende empfinden. Gut und Böse erscheinen uns in unserem Gewissen nicht als zwei Naturgegensätze, etwa wie Hitze und Kälte, wobei jedes Glied des Gegensatzes sein gutes Recht neben dem anderen hat. Nein, das Gute allein hat ein Recht zu existiren, das Böse hat dieses Recht nicht. Dazu kommt dann noch: die Forderung des Guten, die Verneinung des Bösen ergeht im Gewissen nicht etwa blos im Allgemeinen,

gleichsam als ein frommer Wunsch an die Menschheit überhaupt, oder als ein mattherziger Seufzer über das leidige Weltverderben, sondern das Gewissen adressirt seine Forderung und seine Verneinung an den Einzelnen, mit einer besonderen Autorität, der sich der Einzelne mit allem Sperren und Sträuben doch nicht entziehen kann. Das Gewissen läßt nicht mit sich markten, sondern es gebietet und verbietet jedem Einzelnen mit göttlicher Machtvollkommenheit. Ob mir sein Urtheil bequem ist oder nicht, ob es stimmt mit meinen Liebhabereien, darnach fragt das Gewissen nicht. Mag Einer in einer Sache alle möglichen Autoritäten für sich haben,—wenn sein Gewissen den Stab über ihn bricht, so ist er doch verurtheilt und wird der Lossprechung durch menschliche Autoritäten nimmer froh. Weder die Gewalt des Staates noch der Kirche vermag das Gewissen zu binden.

Der Ausdruck „böses Gewissen" ist eigentlich nicht genau, denn nicht das Gewissen selbst ist oder wird böse, sondern wir verurtheilen mittelst des Gewissens unsere Handlungsweise als eine böse. Das Gewissen selber bleibt sich ja immer gleich. Es hat nur einen Spruch, nur einen Ton, den es mit majestätischer Einfachheit immer wiederholt: Thue was recht ist; laß was unrecht ist. Daher man auch mit Recht gesagt hat, im Lexicon des Gewissens stehen blos die zwei Worte: Ja und Nein. Ob aber die Handlung, über welche uns das Gewissen verurtheilt, auch wirklich unrecht, oder ob diejenige, über welche wir im Gewissen ruhig sind, auch wirklich recht ist, das ist eine andere Sache.

Hier entsteht die Frage: Woher kommen denn aber die Gewissensdifferenzen? Warum sagt dem Einen sein Gewissen das Gegentheil von dem, was dem Anderen das seinige sagt? — Erinnern wir uns noch einmal: Was fordert das Gewissen? Antwort: „Thue was recht ist, lasse was unrecht ist?" Aber was ist recht oder unrecht? Darüber sagt uns unser Gewissen lediglich gar nichts; das zu bestimmen ist überhaupt

nicht Sache des Gewissens, sondern des sittlichen Urtheils, und dieses Urtheil kann sich unter verschiedenen Einflüssen sehr verschieden gestalten. Das Gewissen spricht den allgemeinen Satz aus, das sittliche Urtheil subsummirt die einzelnen Fälle unter diesen Satz; dort gleichsam Orakel, hier des Orakels Deutung. Das Orakel ist untrüglich, die Deutung kann irren, und sie hat vielfach schon geirrt; das Gewissen bleibt sich in seiner Aussage und Forderung stets selbst gleich, die Auslegung wechselt. Sie ist in mancher Beziehung eine andere bei den Amerikanern, eine andere bei den Deutschen oder Engländern; eine andere im Mittelalter und eine andere im neunzehnten Jahrhundert, eine andere beim Christen oder Juden, eine andere beim Heiden; eine andere beim sittlich normal entwickelten, eine andere beim sittlich verwahrlosten Individuum; eine andere beim Knaben, eine andere beim Jüngling, eine andere beim Mann; ja in vielen Dingen eine andere beim Mann und eine andere bei der Frau. Nach allen diesen Verschiedenheiten aber fragt das Gewissen zunächst nicht. Es hat keinen anderen Maßstab als den des Handelnden selbst: was dir böse ist, was du nach deinen Begriffen als böse erkennst, das meide. Wenn nun also nicht dafür gesorgt wird, daß die Bildung der sittlichen Begriffe und Urtheile richtig vor sich geht, so kann ja möglicherweise das Gewissen einer verkehrten Sache dienen und das Gewicht seiner alles überragenden Majestät am ganz unrechten Ort in die Wagschale legen.

Oft heißt es freilich: Was Einer aus Ueberzeugung nach seinem besten Wissen thut, das ist gut und recht, und daß man so handle, darauf kommt alles an. Thatsächlich sagen Manche: „Es war doch gut und redlich gemeint," das soll dann die Handlungsweise rechtfertigen. Aber wohin kommt man, wenn man so die ganze Moral einzig und allein aufs Gewissen stellt? Genau dahin, daß die Linie zwischen Gut und Böse verwischt wird. Paulus war sich bewußt, auch als Christen-

verfolger mit dem besten Gewissen gehandelt zu haben, und doch — wie tief beugte er sich sein Leben lang über dieser seiner Vergangenheit. Darum sind wir von der Nothwendigkeit der Bildung richtiger sittlicher Begriffe nicht dispensirt.

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, daß die vom Menschen aus eigenen Mitteln vollzogene Bildung sittlicher Begriffe dem Gewissen noch keinerlei Garantie dagegen bietet, ob es nicht gelegentlich seine Autorität ganz in die unrechte Wagschale legt. Eine solche Garantie ist nur dann gegeben, wenn die Bildung der sittlichen Begriffe an einem für alle Menschen gültigen, untrüglichen Maßstabe gemessen wird. Diesen unfehlbaren Maßstab finden wir in dem geoffenbarten Willen Gottes, wie er uns in der heiligen Schrift niedergelegt ist. Wer sich mit diesen Vorschriften gründlich vertraut macht und sie als Richtschnur seines Lebens erwählt und dann im täglichen Leben „gewissenhaft" der Stimme seines Gewissens folgt, der wird zufrieden und glücklich zum hohen Ziele gelangen.

Schein und Wesen.

Was ist das Wesen der Weisheit? Es ist die klare Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen; es ist die Entfernung von aller Täuschung über die Dinge dieser Welt. Das Gegentheil der Weisheit aber ist Thorheit. Die Thorheit beurtheilt die Dinge nicht nach dem, was sie wirklich sind, das heißt, nach ihrem Wesen, sondern läßt sich durch den Schein blenden. Sie läßt sich durch die Außenseite der Sache irre führen und hält sie für etwas Anderes, als was sie sind. Daher ist der Greis gewöhnlich weiser als der unerfahrene Jüngling; die betagte Mutter wei-

ser, als die mit der Welt unbekannte Tochter. Das Alter ist durch Erfahrung belehrt, ist durch die Schulen des Irrthums zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt und von mancher Täuschung zurückgekommen.

Der Thor beurtheilt den Menschen nur nach seinem Kleide, nach seinem Vermögen, nach seinem Amte; — der Weise schätzt den Mann nicht nach seinem Aeußeren, sondern nach seinen Gesinnungen, nach seinen Einsichten, nach seinen Handlungen.

Die Grundregel der Weisheit ist: Trenne den Schein vom Wesen, nimm die Dinge für das, was sie wirklich sind, nicht für das, was sie scheinen. Schon in ihrer Jugend sollen wir diese Regel unseren Kindern einprägen, damit sie nach Weisheit ringen. Dann werden sie den Traum nie für Wachen halten, das wahre Glück nicht außer sich in anderen Dingen, sondern in dem Werth ihres Herzens suchen, und das süße Gift der Laster Gift nennen, so süß es auch immer sei.

Die Regel begleitet jeden Menschen von einem Tag zum anderen, wenn er Anspruch darauf macht, ein Weiser zu werden. Nur damit entweicht er tausend Gefahren, Leiden und Sorgen des Lebens, denn was hienieden unglücklich macht, ist immerhin Irrthum. Nur weil wir die Erscheinungen des Lebens unrichtig ansehen, uns keine Mühe geben, sie richtig zu erkennen, behandeln und empfangen wir sie falsch. Daraus entsteht unsere Qual. Wir fürchten also den Schatten mehr als die Sache; wir ängstigen uns mehr vor dem Traum als vor der Wahrheit.

Trenne den Schein vom Wesen in der Beurtheilung deiner Mitmenschen. Entziehe zwar nicht den verschiedenen Ständen die Hochachtung, welche in der bürgerlichen Gesellschaft üblich ist; aber bringe der Tugend deine Bewunderung und Liebe, wo du sie findest, gleichviel, im Palast oder in der Hütte der Armen. Sieh nicht auf das Kleid, auf die Geberde, auf die Herkunft, auf den Stand, auf das Vermögen, auf die

Würde des Mannes, sondern auf seine Verdienste, auf seine vorzüglichen Eigenschaften. Verdamme Niemand um des Scheines willen, ehe du die Ursache genau kennst, warum der, den du tadeln willst, so und nicht anders gehandelt hat. Laß dich nicht durch Worte zu vertraulicher Freundschaft mit Jemand verführen, dessen Herz du nicht kennst und dessen Absichten dir fremd sind. Halte nicht Maßregeln der Obrigkeit für ungerecht, so lange du ihre Zwecke zu prüfen nicht Gelegenheit hattest.

Indem du so im Umgange mit den Menschen stets das Wahre aufsuchst und den Schleier der Täuschung zu zerreißen suchst, wird dein Gemüth selbst wahrhaft werden. Du wirst mit Offenheit und Ehrlichkeit sprechen und thun, doch nicht ohne Vorsichtigkeit wegen Derer, die deine Offenheit mißbrauchen könnten. Es wird dich anekeln, vor den Leuten zu scheinen, mehr als du bist, oder anders und besser, als du bist.

Trenne den Schein vom Wesen. Woher entstand wohl oft die Unzufriedenheit in deinem Innern? War es nicht häufig, weil du meintest, du würdest glücklicher sein können, wenn du in einer anderen Lage wärest, wie dieser oder jener deiner Bekannten? Oder wenn du mehr Vermögen hättest? Oder wenn du nicht vor der Zukunft in Sorgen sein müßtest? Oder wenn du dir diese und jene Ergötzungen verschaffen könntest? Hast du nicht oft das Glück, das Vermögen, die Verhältnisse Anderer dir selbst heimlich gewünscht und dich bedauert, daß du es nicht so gut haben konntest, wie sie?

Ach! du urtheiltest nach dem Schein und hieltest ihn für das Wesen! Diejenigen, welche du in der Stille deines Herzens beneidet hast, waren vielleicht unglücklicher, als du; unter Gold und Seide wohnt oft großer Gram und Verdruß. Du sprichst freilich, welche Ursache hätten auch diese Leute, unzufrieden zu sein? Wenn sie unglücklich sind, so sind sie es durch ihre Thorheit. — Wohlan denn, wenn es dir an Glück und an Zufriedenheit fehlt, ist denn nicht auch deine eigene Thor-

heit schuld? Auch du hast ja Vorzüge und Glücksgüter, die vielen Anderen fehlen, und um die dich die Aermeren und Geringeren beneiden. — Hätte ich nur, so sprechen gewiß auch Andere von dir, hätte ich nur, was er hat, wie glücklich könnte ich sein!

Trenne den Schein vom Wesen, wenn du nach irgend etwas mit Begierde verlangst, was du für das höchste Gut des Erdenlebens hältst. Hüte dich, dasjenige für das vollkommenste Gut zu halten, was deiner Einbildung angenehm schmeichelt, so lange du es nicht hast, und was dir gleichgültig werden kann, wenn du im Besitz desselben bist. Hüte dich, dasjenige für dein höchstes Gut zu halten, was zwar an sich glänzend scheint, aber doch nicht im Stande wäre, dir jede Stunde des Lebens zur frohen Stunde zu machen. Hüte dich, dasjenige für das wünschenswertheste Gut zu halten, woran du mit dem spätesten Alter alle Freude verlörest, oder was dir Menschenhände, Kriegsunfälle ꝛc. rauben können und für dessen bleibenden Besitz du keinen Tag vollkommen sicher bist.

Entzückt dich vielleicht die Hoffnung großen Reichthums und Gewinns? Was würden dir die Haufen Geldes frommen, wenn du deines Vermögens willen Leid und Verfolgung litteſt? Was die seidenen Polsterkissen, wenn du als Kranker auf ihnen schmachtetest? Was aller Glanz und alle Pracht, wenn du durch des Todes Hauch deine geliebtesten Freunde einbüßtest? Könnte dich dein Gut trösten? Würde dir dein Reichthum die vielleicht schon nahe Sterbestunde erleichtern oder erschweren?

Entzückt dich vielleicht die Hoffnung größerer Ehren? Warum blickst du nach der glänzenden Außenseite? Wärest du auch in der That höherer Ehren würdiger als ein Anderer, wolltest du den Verdienstvollen wohl zurückdrängen? Hängt sich nicht der Haß der Bösen am liebsten an Jene, die vor der Welt eine Auszeichnung genießen? Ist nicht der Schatten da am schwärzesten, wo das hellste Licht hinfällt? Sind Verdruß und Sorgen nicht mit den höheren Würden häufiger verbun-

den, warum treten denn, des Geräusches müde, erhabene Männer oft so gern in die beneidenswerthe Ruhe des Mittelstandes zurück?

Trenne den Schein von dem Wesen und halte dasjenige für dein höchstes Gut, was eben nicht schimmert, aber dir zu deiner Glückseligkeit desto mehr leistet; was im Stande ist, dir im Reichthum oder in Armuth, in hoher Würde oder in Niedrigkeit, in der Fülle deiner Gesundheit oder auf dem Krankenbette, in den Jugendtagen oder in der Gebrechlichkeit des Alters, immerwährende Lust, tiefe, innige Ruhe und Selbstzufriedenheit, Achtung und Ehrfurcht vor guten und schlechten, vornehmen und geringen Menschen zu verschaffen; ja, was dir selbst die Gewißheit gibt, du seiest Gott, dem Ewigen, angenehm.

Dankbarkeit gegen Lehrer.

Eine der schwierigsten Tugenden ist die Dankbarkeit, und zwar, weil in allen Menschen die Eigenliebe mehr oder weniger rege ist; dadurch werden wir verhindert, das Gute, welches wir von einem Anderen empfangen, nach seinem wahren Werth zu schätzen. Wir setzen es gern etwas herab, um die Last des Dankes etwas zu erleichtern und die Schuld schon zu verkleinern, ehe wir angefangen haben, sie abzutragen.

Wer möchte auch den Menschen mit ganzer Innigkeit lieben, der Niemand verpflichtet sein, sich selbst nur Alles verdanken will? Ist er dazu geeignet, ein echter Menschenfreund zu sein? Er möchte Herr aller Menschen sein und alle sich durch die Macht des Dankes und der Verpflichtung unterwor-

fen sehen. Wer nicht weiß, Wohlthaten zu empfangen, ist auch nicht fähig, auf die rechte Weise Wohlthaten zu vertheilen.

Die Größe unserer Erkenntlichkeit muß immer im Verhältniß zur Größe der empfangenen Wohlthat stehen. Die Größe der Wohlthat aber müssen wir richten theils nach dem Umfang des Guten, das uns durch Rath und That des Wohlthäters eigen wurde; theils nach der größeren Mühe, Anstrengung und Aufopferung, welche es ihm machte, uns dienstgefällig zu sein.

Oft ist eine Kleinigkeit zur rechten Zeit unser höchster Trost, unsere Erlösung aus größter Noth. Es sind nicht immer große Summen Geldes, welche uns retten oder beglücken. Zuweilen eine freundliche Fürsprache, ein kluger Rath, eine nützliche, zur rechten Zeit gegebene Nachricht, ein Trost, ein weiser Spruch, der unsere Seele aus der Tiefe der Verzweiflung und Bekümmerniß emporhebt, thun uns mehr Gutes, als kein Haufen Goldes vermöchte. Die uns damit erzeigte Wohlthat besteht aber nicht in der Kleinigkeit, die gegeben ward: sondern in dem hohen Nutzen, welchen sie uns brachte. Was ist auch klein und groß im Leben, wichtig oder unwichtig? Alles wird erst durch die Umstände bedeutend oder gering und empfängt durch die besonderen Verhältnisse seinen Werth. So sind es meistens sehr geringfügig scheinende Sachen, welche auf die Schicksale unseres Lebens am allerentscheidendsten wirken. Je wichtiger deiner äußeren Lage oder deiner Seele ein Dienst war, je dringender und lebhafter und thätiger sei denn also auch deine Dankbarkeit.

Von der anderen Seite ereignet es sich wohl auch oft, daß die eifrigsten Verwendungen und Bemühungen unserer Freunde vergeblich für uns bleiben, daß ihre schwersten Aufopferungen keinen Nutzen für uns hatten. — Wie? sollen wir uns darum für weniger dankverpflichtet halten, weil das, was sie thaten, uns weniger half, als sie wünschten? Ob wir gleich

keinen Vortheil von ihren Anstrengungen hatten: haben sie darum diese Anstrengungen nicht für uns gehabt? Waren sie die Herren des Erfolges, oder lag derselbe nicht in der Hand eines Höheren? Müssen wir bei menschlichen Handlungen mehr auf den Erfolg oder auf die Absicht und den guten Willen sehen?

Nein, des Christen Dankbegierde richte sich nicht nach der Summe des Guten, was ihm aus einer hülfreichen That erwachsen ist: sondern auch und vorzüglich nach der Größe der Mühe und Aufopferung, die solche That Anderen kostete, selbst wenn sie vergebens geschah und uns nichts fruchtete! Wer sich für uns bemüht, ohne daß ein guter Erfolg seine Mühe krönt, ist gleich Dem, welcher seinem Freunde Hülfe über das Meer sendet, wo sie untergeht. Du hast seine Hülfe nicht empfangen, aber doch seinen Willen. Diesem bist du zum Dank verpflichtet, als hätte er dein Glück vollkommen so befördert, wie es sein Ziel gewesen. Nicht die Gabe sollst du lieben und segnen, sondern den Geber.

Man kann leicht den Edelsinn oder die Rohheit der Menschen aus den Gelegenheiten erkennen, bei welchen sich ihre Dankbarkeit vorzüglich äußert. Der gemeine, sinnliche Erdenmensch hat nur Sinn für die Wohlthaten, die seinem Leibe wohlthun. Stille ihm den Hunger, verhülle seine Blößen, er wird dir Dank wissen. Erziehe ihn hingegen zum besseren Menschen, bereichere ihn mit Kenntnissen — er wird kaum wissen, ob er dir dafür auch Erkenntlichkeit schuldig sei; denn er sieht und fühlt und schmeckt nicht, was du ihm gegeben hast oder noch gibst. Er rechnet dir nur Brod und Kleid, nur Obdach und Geld an, was du ihm verliehen; aber dein Rath, deine Lehre, dein Trost, deine Warnung, wiewohl sie ihm vom größten Nutzen sein konnten, und vielleicht waren, sind ihm nur Worte gewesen; die hält er für wohlfeil; er glaubt aller Schuld entledigt zu sein, wenn er dir dafür höfliche Dankversicherungen in Worten zurückgibt. Sich auf irgend eine

andere Art, durch Dienstleistungen, Geschenke und so mehr erkenntlich zu beweisen, scheint ihm schon zu viel.

Daher ist auch überhaupt die Dankbarkeit der Menschen jedes Alters und Standes besonders gegen ihre Rathgeber und Lehrer am allerseltensten. Denn die Mehrheit der Menschen ist für das Geistige gefühllos und den höchsten Werth nur in das setzend, was dem Leibe irdisch wohlthut. Nur wer selbst edlen Geistes ist, der ist Geistern dankbar.

Nur das Licht, das deinem Geiste gegeben ward von einsichtsvollen, treuen Lehrern und Erziehern, leuchtet dir nicht nur durch den ganzen Lebenslauf, sondern selbst in der Dunkelheit jenseit des Grabes vor. Nur die Weisheit, welche du durch empfangene Mittheilungen von Weisen empfingst, macht den Grund zum Glück deines irdischen Lebens und deiner Verherrlichung in besseren Welten.

Glaube nicht, deinen Erziehern, Lehrern könnest du den Dank ersparen, weil sie für ihr Amt besoldet und für ihre Bemühungen bezahlt sind. Nein, sie sind nicht für ihre Arbeit bezahlt, sondern sie erhalten nur eine Besoldung — meistens eine sehr sparsame — damit sie im Stande sind, sich ohne anderweitige Zerstreuung ihrem edlen Geschäfte zu widmen. Ohne diese mit Gehalt und Nahrung verbundenen Lehrämter würden sich schwerlich genugsam Menschen finden können, die ihr ganzes Leben diesem mühereichen Berufe zu widmen das Vermögen hätten.

Dem geringsten Handwerker wird seine Arbeit bezahlt. Je nachdem er sie besser liefert oder schlechter, wird sie ihm mehr oder weniger belohnt. Aber dein Lehrer, und wenn er Tag und Nacht darauf sänne, dir der Wohlthätigste zu sein, und wenn er durch Fleiß und Nachdenken die höchste Kunst erwürbe, dir die Perle der Wahrheit in den goldenen Schalen des Wortes zu reichen, wird er darum nicht höher belohnt. Für seine Mühen, für seine Lehren ist kein Preis gesetzt. Der

Staat setzt ihn in den Stand, sich dir weihen zu können, ohne dich von den Verpflichtungen eines erkenntlichen Herzens loszusprechen, wodurch du den von ihm empfangenen Segen vergelten sollst mit Freuden.

Bezahlen läßt sich das irdische Geschenk, und das Verwesliche mit Goldstücken aufwiegen, aber nicht das Geistige. Kannst du die Thränen bezahlen, die der Kummer deiner guten Mutter deinetwillen ihren Augen erpreßte? Kannst du ihre Seufzer bezahlen, oder die mit Sorge für dich durchwachten Nächte des Vaters? Ebenso wenig magst du die Sorge, das angreifende Nachdenken, die zahllosen Mühen deines Lehrers bezahlen, der für deine Geistesverherrlichung arbeitete.

Und bedenke, wie undankbar an sich selbst ist der größte Theil der Arbeiten eines Lehrers! Jeder Taglöhner weiß am Ende des Geschäftes, was er geleistet hat: aber der Lehrer weiß es nicht; ihm ist es fremd, ob sein Wort nur in das Ohr oder auch in das Herz drang. Der Landmann sieht seine ausgestreute Saat endlich in grünen Keimen aus dem Schooße der Erde hervordringen und lohnende Früchte tragen, die seine Tagewerke belohnen. Aber in ein unbekanntes, dunkles Gebiet, in das Gebiet der Geister, streut der fromme Lehrer seine Saat hin, und ob sie auf Felsen oder guten Boden falle, er kann es nicht beurtheilen. Er hat nichts, als sein stilles Vertrauen auf Gott; nichts für sich, als die Güte seines Willens und die Reinheit seiner Absichten. Ach, wie manchen Tag seines Lebens lebte und lehrte er vergebens! Wie manche Nacht sorgte er umsonst! Er wird grau unter der Last der Jahre und Arbeiten, ob er auch nur die Hälfte des Guten bewirkt habe, das er gern gethan haben möchte.

Darum will ich, wie die heilige Schrift gebeut, erkennen, die an mir arbeiten in dem Herrn und mich vermahnen. Mit den wenigen Edlen auf Erden, denen ihr zur Unsterblichkeit gerufener Geist wichtiger als jede irdische Nahrungssorge ist, will ich meine christliche Dankbegierde Denen bezeugen, die

meinem Geiste Wohlthäter, meinem Herzen freundliche Tröster geworden sind.

Wie aber kann ich meine Erkenntlichkeit gegen die Erwecker meines besseren Sinnes, gegen die Gehülfen meines Jesu, auf die würdigste Weise an den Tag legen?

Beweise ihnen in allen Verhältnissen diejenige innere und äußere Ehrfurcht, welche wir der Weisheit, Tugend und Frömmigkeit schuldig sind. Führen deine Lehrer einen vor der Welt untadeligen Wandel: o so glaube, daß ihr Herz noch besser sein könne, als ihr äußeres Thun verräth. Ahme ihnen nach, lebe tadellos und wirke des Guten in der Stille noch mehr, als dein äußerliches Betragen vermuthen ließe.

Sei ihr Freund. Stimme nicht in den Scherz der herzlosen Spötter gegen Diejenigen, welchen ihr Amt hundert Entbehrungen, vielfache Aufopferungen auferlegt, ohne das Gute, welches sie stiften, hinlänglich vergelten zu können.

Bist du vermögend, dann befördere, so viel du vermagst, ihr irdisches Wohlsein, wie sie das Glück deiner Seele, die Erleuchtung deines Geistes befördert haben. Selten sind sie reich, weil sie den größten Theil ihres Habes und Erbes zu ihrer eigenen Ausbildung und Vorbereitung hingeben mußten. Beschränkt durch die Verhältnisse ihres Standes, sind sie nicht in der Lage, wie der Künstler, der Kaufmann, der Handwerker, ihr Eigenthum vergrößern zu können durch besonderen Fleiß. All ihr Fleiß kommt nicht ihnen, sondern nur dir zu gut; und je eifriger sie ihren heiligen Pflichten leben, je wohlthätiger werden sie dir und mir und Allen, aber je weniger können sie um sich selbst sorgen. Hat ihr Wort des Trostes schon deine Thränen gestillt, o so kannst du auch ihren verschwiegenen Kummer um häusliche Noth beruhigen. Hat ihr Wort dich oft in Verlegenheiten oder Verzweiflungen das beste Theil erwählen gelehrt, dem du nun den Frieden deiner Tage, die Heiterkeit deines Lebens schuldig bist — vielleicht

kannst auch du durch die Gaben, mit welchen dich dein Gott gesegnet hat, ein Engel des Friedens für sie werden.

Aber am schönsten lohnst du deine Lehrer, nicht durch freundliche Geschenke und Ermunterungen, sondern durch das Werk der Weisheit, durch die Thaten der Liebe, welche ihrer Lehren ewigbleibende Frucht sind. Gehe hin und thue, was sie im Namen der Nächstenliebe dich zu thun lehrten, wandle den guten Weg, den sie dir zeigten, und ihr Leben war nicht umsonst unter den Sternen — sie haben Großes geleistet.

Blicke ins Herz.

Wenn ich mich in meine verlebten Tage zurückversetze, werde ich oft gewahr, daß ich handelte, liebte, oder vermied, ohne recht zu wissen, warum? Und wenn ich genauer forsche, werde ich gewahr, daß wirklich sehr unbedeutende Kleinigkeiten auf die Stimmung meiner damaligen Laune, auf die Richtung meines damaligen Willens immer, ich möchte sagen, unbezwingbaren Einfluß hatten. Auch in mir ward das Sprichwort wahr: Kleine Ursachen haben oft die größten Wirkungen.

Woher diese merkwürdige Erscheinung in mir? Denn wer steht dafür, daß nicht auch jetzt noch alle Tage Kleinigkeiten den meisten Einfluß auf die Eigenthümlichkeit meiner Gesinnung haben kann?

Der Grund davon liegt wohl schwerlich in den äußeren Kleinigkeiten, die auf mich einwirken; denn es gibt deren in jedem Tage Millionen, für die ich ganz unempfindlich bleibe. Der Grund muß oft in der ganz besonderen, mir selbst noch unbekannten Beschaffenheit meines Gemüths liegen. Und

was ist das Gemüth? Es ist der Berührungs- und Mittelpunkt, worin meine irdische und geistige Natur in ihrer Wirksamkeit zusammentreffen; wo Geist und Seele ihre Kräfte mit den Kräften des pflanzenhaften und thierischen Lebens gleichsam verschmelzen; wo der Mensch eigentlich Mensch ist, während er mit seinem Körperlichen am Staube, mit seinem Geistigen an Gott hängt.

Hier im Gemüth, wo die vereinte Thätigkeit des ganzen menschlichen Wesens wohnt, kann oft eine Reizbarkeit und Empfänglichkeit für gewisse Dinge vorhanden sein, die da für Andere fehlt, also daß die kleinsten äußeren Anlässe, die wir im flüchtigen Gewühl des Tagewerks kaum recht bemerkt haben, auf unser Innerstes von großer Wirkung werden können. So kann ein Stäubchen, dessen wir nicht achten, und von denen wir zu Tausenden im Luftmeer umschwebt werden, die peinlichsten Schmerzen erzeugen, indem es unser Auge berührt. Hier im Gemüth ist das Gartenbeet, wo alle unsere Tugenden, alle unsere Fehler ihren ersten unbemerkten Samen hinstreuten und keimten und groß wurden.

Es ist also von der größten Wichtigkeit für uns, daß wir uns selbst auf diejenigen an sich geringfügig scheinenden Gründe unserer Neigungen oder Abneigungen Acht haben. Eben darum sind uns diese Kleinigkeiten gefährlich, weil wir gewohnt sind, sie nur Kleinigkeiten zu nennen und sie als solche kaum einer Aufmerksamkeit würdigen. — Aber für uns, für unsere Glückseligkeit und Ruhe, sind sie keine Kleinigkeiten, sondern Sachen von der größten Erheblichkeit. Was ist denn klein, was groß? Alles hängt ja nur von Lagen, Umständen und Verhältnissen ab. Der Wassertropfen ist klein, aber groß genug, einem gefüllten Eimer endlich das Uebermaß zum Ueberlaufen zu geben.

Eben diese von uns übersehenen Kleinigkeiten können das Meiste zu unserer Verschlimmerung beitragen. Schwebt nicht auch der Same des Unkrauts, gleich Sonnenstäubchen, im

Hauche der Luft? Und doch erwachsen durch ihn zahlreiche, wuchernde, dem Ackerfelde verderbliche Pflanzen, welche alle anderen guten Keime ersticken helfen.

Es ist wichtig, dieser Kleinigkeiten zu achten. Denn sie sind es, welche eben, weil wir uns gegen sie am wenigsten bewahren, unserer Tugend die größten Gefahren bringen können. Mancher hätte sich geweigert, eine schlechte Handlung zu begehen, und wenn man ihn dazu mit Anerbietung einer Tonne Goldes versucht hätte. Derselbe Mensch aber vollbrachte dennoch dieselbe schlechte That, weil er in einer besonderen Gemüthsstimmung irgend ein Wort hörte. Und das Wort, welches ihn reizte, überwog die Tonne Goldes. Manche Unschuld, welche allen schändlichen Künsten der Verführung edel widerstanden hatte, ging verloren, da ein Bild, ein zufällig scheinender Einfall in unbewachten Augenblicken tiefen Eindruck machte.

Woher entsteht nun die größere oder geringere Empfindlichkeit unseres Gemüths für gewisse Dinge? Sie entsteht theils durch die eigenthümliche Beschaffenheit unserer Natur, durch die in uns wohnenden körperlichen oder geistigen Anlagen, welche bald in Einem, bald in Anderem Uebergewicht äußern, theils durch die ersten lebhaften Eindrücke, die wir selbst zwar längst schon wieder vergessen haben, welche aber dennoch die Wirkung hinterließen, daß das Gemüth jederzeit empfänglicher für Dasjenige blieb, was mit ihnen späterhin irgend eine Aehnlichkeit hatte. So wissen wir aus vielfachen Erfahrungen, daß Gestalt, Ton und Wesen solcher Personen, welche uns in zartester Jugend abwarteten und pflegten, oder schreckten und beleidigten, in nachherigen Jahren durch dunkles Erinnern Zutrauen oder Widerwillen gegen andere Personen einflößten, ohne daß diese dazu anders Anlaß gaben, als daß sie mit jenen eine verborgene Aehnlichkeit hatten, von der wir uns nur kaum noch eine Vorstellung zu machen fähig sind.

Doch das Entstehen solcher besonderen, theilweisen Ge-

müthsreizbarkeit können wir nicht verhindern. Sie ist an sich selbst auch weder gut noch böse, sondern sie wird erst, was wir aus ihr werden lassen wollen.

Wichtiger ist hingegen, daß wir in unserem Innersten erkennen, worin sie bei uns besteht, damit wir gegen dieselbe auf unserer Hut sein können. Denn sie entscheidet endlich, ob du einst in glücklicher Zufriedenheit leben, oder durch Verbrechen, an die du jetzt noch nicht ohne Schaudern denken kannst, zum größten Elend versinken sollst; ob du durch das Schwert der Gerechtigkeit, oder als Selbstmörder, oder durch Ausschweifungen irgend einer Art, oder als Tugendhafter, von den Augen aller guten Menschen beweint, sterben wirst.

Du erkennst aber die verborgene Empfindlichkeit deines Gemüths, aus welcher sich die dunkeln Vorstellungen, Gefühle und Neigungen entwickeln, die dich zum Thun und Lassen bestimmen, an solchen äußeren Kleinigkeiten, welche dich besonders in Anspruch nehmen. Dinge, die dich vollkommen gleichgültig lassen und kaum eine Bewegung in dir hervorbringen, sind deiner Tugend ohne Gefahr. Aber da ist deine wunde Seite, wo dich oft eine wahre Kleinigkeit in eine besondere Stimmung versetzt.

Habe acht auf dich, wenn du, ohne zu wissen warum, in ganz heiterer Laune bist. Forsche nach: was bewirkte dieses Wohlbehagen in dir? Seit welchem Augenblicke entstand es? Was war in dem Augenblicke geschehen oder geredet? Es wird selten fehlen, daß du nicht endlich die verborgenen Ursachen entdecken könntest. Es war ein kleiner, von dir kaum beachteter Umstand, welcher allen Anderen vollkommen gleichgültig blieb, der in dir das ganze Wunder bewirkte. Und ein Wunder ist es, weil es deine eigene Bewunderung erregt, wie eine Kleinigkeit so großen Einfluß auf dich haben konnte.

Habe Acht auf dich, wenn du, ohne zu wissen warum, ver-

stimmt und verdrießlich bist. Denke nach: seit welcher Stunde seit welchem Augenblick bist du es geworden? Welche Kleinigkeit mag diesen Gemüthszustand bewirkt haben? Immer wirst du einen, wenn auch noch so unbedeutenden Umstand finden, der etwas in deinem Innern verletzte. Da ist deine wunde Seite, welche auch nicht aufs leiseste berührt sein will, ohne Schmerzen zu verursachen! Siehe, von daher quellen deine meisten Neigungen, Wünsche, Hoffnungen, Besorgnisse und Handlungsarten; hier steht der Feind deiner Ruhe, deiner Glückseligkeit im verborgenen Hinterhalte; dort lerne dich verwahren.

Diese scheinbaren Kleinigkeiten sind so bedeutend, daß wir in der Erziehung der Jugend eben die größte Aufmerksamkeit auf sie richten müssen. Aus ihnen erkennen wir die spätere Denkart und das Schicksal des Kindes. Sie deuten uns an, wo wir dem Uebel entgegenzuarbeiten haben. — Es ist nicht das erstemal, daß der, welcher als Dieb oder gewissenloser Betrüger in die Hände der Obrigkeit fiel, schon als Kind sein bevorstehendes Unglück durch einen Hang zu Näschereien, die man kindisch und verzeihlich hieß, oder durch kleine, listige Entwendungen unbedeutender Dinge, wo man die List noch belachte, oder durch mancherlei Umgehungen der Wahrheit verrieth. Es ist nicht das erste Mal, daß der kaltblütige Mörder seine letzte schauderhafte Handlung schon als Kind voraus anzeigte, da er ein besonderes Wohlgefallen am Quälen unschuldiger Thiere äußerte. — Habet Acht auf die Kleinigkeiten, durch welche eure Kinder ganz besonders in Anspruch genommen werden, und ihr werdet einen tiefen Blick in ihr Innerstes und eine Ahnung ihrer ganzen Zukunft haben!

Trennung.

Unter den unzähligen Veränderungen, die wir auf Erden erfahren müssen, sind die Trennungen von unseren Lieben nicht blos die gewöhnlichsten, sondern unstreitig auch die schmerzhaftesten. Keine unserer Verbindungen, es habe sie die Natur oder der Zufall, die Wahl oder die Pflicht geknüpft, ist so dauerhaft und fest, daß sie nicht leicht und plötzlich und auf die mannigfachste Weise aufgelöst werden könnte; und im Grunde ist das, was wir die Geschichte unseres Lebens nennen, fast nichts weiter als der Wechsel und die Folge von Vereinigung und Trennung, die bei uns stattgefunden haben; mit diesem Wechsel, mit dieser Folge hängt alles Uebrige so genau zusammen, daß es fast nur die Wirkung davon ist. Nun ist es zwar nicht zu leugnen, daß es Trennungen gibt, die wir wünschen, die eine Wohlthat und ein Glück für uns sind; denn wer hat nicht zuweilen in einer Verbindung gestanden, die ihn drückte, oder eine Fessel getragen, die ihn belastete? Aber solche Trennungen lassen selten tiefe Eindrücke in uns zurück; das Gefühl der Freiheit, welches so lebendig in uns wird, sobald sie zu Stande gebracht sind, und der Reiz neuer, besserer Verbindungen, in die wir uns dann so gerne verwickeln, verdrängen bald alles, was wir dabei empfanden, und wir sind froh, wenn wir an die Umstände, durch welche dergleichen Auflösungen Bedürfniß und Wohlthat für uns wurden, gar nicht weiter denken dürfen. Welchen Kummer, welche Sehnsucht, welchen Schmerz verursachen dagegen die Trennungen von unseren Lieben! Ach sie sind ebenso gewöhnlich, sie sind noch häufiger als die, die uns willkommen sind. Aber wie blutet das Herz, wenn es gewaltsam losgerissen wird; wie langsam heilet die Wunde, die es bei

solchen Trennungen empfängt; wie gleichgültig und verhaßt sind ihm dann neue Verbindungen; wie geflissentlich nährt es sogar seinen Schmerz und gefällt sich bei demselben wohl; wer gesteht es nicht ein, daß Abschied und Trennung von Denen, die uns das Theuerste auf Erden sind, alles übertreffen, was wir Trauriges, Schmerzhaftes und Verzehrendes kennen!

Doch unserer Schwachheit wird bei der Trennung von Menschen, an denen unser Herz hängt, nichts schwerer, als eben diese Mäßigung, als diese Herrschaft über Schmerz, der in uns tobt. Wer es weiß, was es heißt, ganz und auf immer oder auch nur auf eine Zeit lang von Denen zu scheiden, die uns auf Erden alles sind, die wir nicht entbehren können, wenn uns nicht alles fehlen soll, ohne die es keinen Genuß und keine Freude für uns gibt; wer es auch nur einmal empfunden hat, was bei einer solchen Trennung in uns vorgeht: der wird den Eigensinn und die Hartnäckigkeit kennen, mit welcher das verwundete Herz alles von sich weiset, was lindern und trösten will; der wird es erfahren haben, wie unüberwindlich der Hang zu Schwermuth, wie anhaltend die Pein der Sehnsucht, wie schrecklich zuweilen der Sturm von schmerzhaften Gefühlen wird, der sich in uns erhebt. Und doch ist es nicht blos wünschenswerth und nützlich, es ist Pflicht, auch bei den traurigsten Trennungen, auch bei den unersetzlichsten Verlusten, mit Selbstbeherrschung, mit Unterwerfung, mit männlicher Fassung zu handeln und selbst dem wüthendsten Schmerz zu gebieten.

Was muß den vernünftigen Menschen mehr zum Nachdenken reizen, als der erschütternde Anstoß schmerzhafter Trennungen! Und wolltet ihr bei solchen Gelegenheiten blos auf die nächsten Ursachen zurückgehen; wolltet ihr vergessen, daß diese mit entfernteren in Verbindung stehen, deren Verkettung zuletzt am Throne Gottes befestigt ist; wolltet ihr euch wohl gar damit begnügen, in den Trennungen, die euch treffen, grausame Spiele des Ungefährs, oder Machtsprüche eines

unwidertreiblichen Schicksals zu erkennen: würdet ihr euch durch solche Betrachtungen etwas erleichtern, würdet ihr sie vor dem Richterstuhle der Vernunft verantworten, würdet ihr sie mit den Aussprüchen des Evangeliums vereinigen können? Urtheilen wir mit Ueberlegung und Vorsicht; haben wir uns gewöhnt, alles, was auf Erden geschieht, auf eine liebevolle Vorsehung zurückzuführen: so erblicken wir in allem, was sich zuträgt, den Einfluß und die Hand eines höchsten Regierers; so verehren wir in diesem Regierer einen Vater, der uns liebt, und ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt; so sind wir überzeugt, er sorge nie mehr für uns, als wenn wichtige Veränderungen mit uns vorgehen; so können wir die Fälle, wo wir unsere zartesten Verbindungen auflösen, wo wir uns von Menschen trennen sollen, die wir wie uns selber lieben, unmöglich für etwas anderes halten, als für Entscheidungen, die sein Werk sind. Nein, ihr könnet über die Trennungen von euren Lieben weder vernünftiger und richtiger denken, noch dem erschrockenen Geist und dem bebenden Herzen glücklicher zu Hülfe kommen, als wenn ihr euch an die erhabene, Ehrfurcht und Vertrauen, Unterwerfung und Hoffnung wirkende Vorstellung von Gott haltet, als wenn ihr in diesen Trennungen Fügungen Gottes erblickt. — Denn dann ist es entschieden, daß sie auch absichtsvolle Veränderungen sind. Nichts macht die Trennung von unseren Lieben herber, trauriger und niederschlagender, als der Gedanke, es werde nichts damit gewonnen, sie seien vielmehr die unglückliche Vereitelung unzähliger Absichten, die wir durch die Fortdauer unserer Verbindung zu erreichen hofften. Darum trennen sich eben liebende Freunde ungern; darum scheiden eben Menschen, die sich einander beistanden, so schwer; darum ist eben der Schmerz des Verlassenen, der einen treuen Gatten verloren hat so heftig; darum sind eben Eltern, welchen der Tod in geliebten Kindern die Hoffnung ihres Alters geraubt hat, so untröstlich; darum fühlen sich eben verwaiste Kinder, denen der Tod in

zärtlichen Eltern das Theuerste entrissen hat, was sie auf Erden kannten, so unglücklich und hülflos; es ist ihnen unbegreiflich, welchen Nutzen der Schlag haben soll, der sie trifft; und dagegen sehen sie mit Schrecken, welche Vortheile sie verlieren, was sie alles aufgeben und entbehren müssen. Dies war es auch, was den Aposteln Jesu ihre Trennung von ihm so sehr erschwerte. Sie konnten schlechterdings nicht fassen, welchen Zweck seine Entfernung haben könne; sie schien ihnen eine Veränderung zu sein, bei der sie wohl einen unersetzlichen Verlust leiden, aber schlechterdings nichts gewinnen konnten. Ihr wisset, wie Jesus ihnen zu Hülfe kam. Es ist euch gut, daß ich hingehe, dies ist gleichsam der Hauptsatz, den er in seiner letzten Unterredung mit ihnen ausführt; alles zweckt in derselben darauf ab, ihnen zu zeigen, wie absichtsvoll sein Abschied sei, und wie sehr die Ausführung der erhabensten Rathschlüsse Gottes von seinem Tod und von seiner Entfernung aus ihrer Mitte abhänge. Wir fassen die Trennung von unseren Lieben nicht eher so, wie sie gefaßt werden müssen, als bis wir uns gewöhnt haben, sie, wie zwecklos und traurig, wie zerstörend und schädlich sie auch scheinen mögen, dennoch als weise, absichtsvolle Führungen gelten zu lassen. Wollen wir vernünftig und folgerecht denken, so können wir nicht anders. Denn sind sie Fügungen Gottes, sind sie Einrichtungen des weisesten und gütigsten Wesens, sind sie Entscheidungen eines Vaters, der uns liebt: können sie dann unnütze, vergebliche Anstalten sein, müssen sie nicht Absichten haben, die des Regierers der Welt würdig sind? Lasset uns nicht irre werden, wenn wir diese Absichten nicht erforschen und finden können. Ein unermeßlicher, über Zeit und Ewigkeit verbreiteter Zusammenhang sind die Führungen Gottes mit uns, und nicht anders, als nach und nach, kann ihre Zweckmäßigkeit und ihre absichtsvolle Verbindung sich vor unseren Blicken enthüllen. Lasset uns also stille sein und warten; lasset uns mit einem Glauben, der

durch nichts erschüttert werden kann, die Wahrheit festhalten, umsonst falle kein Sperling auf die Erde. Je mehr das thränenvolle Auge sich wieder aufheitert, je gelassener und freier wir unsere Stellung nach einer geschehenen Trennung betrachten lernen, je mehr sich nach und nach die Folgen entwickeln, die daraus entspringen: desto heller und anschaulicher wird uns der Rath Gottes werden, desto mehr wird sich die Ueberzeugung in uns befestigen, daß selbst die schmerzhaftesten Trennungen von unseren Lieben absichtsvolle Fügungen Gottes sind. — Darum lasset uns bei Zeiten auf eine weise Mäßigung einer allzu zärtlichen Anhänglichkeit an unsere Lieben denken. Es ist natürlich, je theurer die, mit welchen Natur und Wahl uns verknüpft hat, unseren Herzen sind, je mehr Vollkommenheiten sie vor unsern Augen entfalten, und Wohlwollen gegen uns äußern; je größer der Reiz wird, mit welchem sie auf uns wirken und uns gleichsam fesseln: desto freier überlassen wir uns den Empfindungen einer zärtlichen Ergebung; desto inniger schließen wir uns den Menschen an, die uns so mächtig an sich ziehen; desto unentbehrlicher werden sie uns, und wir fühlen, wir leben, wir genießen gleichsam nur durch sie und in ihrer Gemeinschaft. Nein, zu tadeln ist sie nicht diese Zartheit des Herzens, diese Fülle des Wohlwollens, glückliche Gatten, liebende Eltern, zärtliche Freunde; die Natur selbst hat uns dazu gebildet, und wer hat inniger, herzlicher und feuriger geliebt, als der Sohn Gottes selber? Aber lernet bei Zeiten von ihm, daß ihr auch eurer Zärtlichkeit gebieten und sie mäßigen müsset, wenn ihr unter allen Umständen mit Fassung und Würde handeln wollt.

Erhebend sind auch die Erinnerungen an liebe Dahingeschiedene, deren Tugend und Liebenswürdigkeit wir uns in Gedanken vergegenwärtigen. Mit welcher „freudigen Wehmuth" gedenkt die Greisin ihres frühverstorbenen wackeren Sohnes, mit welchem Stolz zeigt die verwittwete Mutter dem hoffnungsvollen Sohne das Bild seines in heißem Kampfe fürs

Vaterland gefallenen Vaters und spricht: „Siehe, mein Sohn, den stattlichen Mann, welcher auf dem Felde der Ehre muthig und tapfer kämpfte und sein Leben auf dem Altar der Freiheit opferte. Einen besseren Mann, wie dein Vater war, hat es nie gegeben.“ Und in der Brust des Sohnes steht der Entschluß fest: „Ich will werden, wie mein Vater war.“

Daß man auch unserer dereinst in Liebe gedenkt, wenn sich über unserem Haupt das Grab geschlossen hat, daß sich unsere Freunde unserer Vorzüge und Tugenden noch lange erinnern werden, daß wir ihnen ein gutes Vorbild hinterlassen, und es auch von uns heißen möge: „Wiewohl er gestorben ist, so redet er noch,“ das soll unser aller Bestreben sein.

Lebensdauer.

Vor einiger Zeit hatte ein berühmter Naturforscher, Flourens in Paris, den Satz aufgestellt: daß die natürliche Lebensdauer des Menschen nicht weniger als hundert Jahre betrage, von denen die ersten fünfzig Jahre dem zunehmenden, die letzten dem abnehmenden Leben angehörten. Auf physiologische Thatsachen und auf die Entwickelung des Körpers gestützt, nimmt er an, daß die erste Kindheit bis zum zehnten, die zweite bis zum zwanzigsten Jahre dauere. Dann folge die erste Jugend bis zum dreißigsten, die zweite bis zum vierzigsten Jahre. Das erste Mannesalter dauere bis zum fünfundfünfzigsten, das zweite bis zum siebzigsten Lebensjahre. Nun erst soll das erste Greisenalter beginnen und zwar bis zum fünfundachtzigsten dauern, wo dann das zweite mit dem hundertsten Jahre den Schluß mache. — Aber schon Moses wußte das besser.

„Unser Leben dauert siebenzig, und wenn es hoch kommt, so

sind es achtzig Jahre," heißt es in dem Psalme, der überschrieben ist: Ein Gebet Mosis, des Mannes Gottes. — Und was damals vor fast viertausend Jahren galt, das ist heutzutage sogar aus dem Volksbewußtsein in die Gesetzbücher übergegangen, welche das Lebensalter eines Verschollenen auf siebzig Jahre setzen. Unveränderlich sind die Gesetze, nach denen die Erscheinungen des Lebens auf dieser Erde ablaufen.

Die Naturbetrachtung lehrt uns dasjenige Gesetz, welches die Lebensdauer der Geschöpfe im allgemeinen bestimmt. Je einfacher nemlich ein Geschöpf organisirt ist, um so weniger Beziehungen hat es zur Außenwelt, um so rascher erfüllt es den Begriff und Zweck seines Daseins, um so schneller also erfolgt sein Tod. Pflanzen, welche schon im ersten Sommer blühen und Früchte tragen, sterben schon im Herbste, wogegen Sträucher und Bäume, die erst ein gewisses Alter erreicht haben müssen, ehe sie blühen, auch viel länger leben. Dies lehrt uns, aus dem Verlauf der Entwickelung der Geschöpfe ihre Lebensdauer erkennen: je schneller jene, desto kürzer diese. Pilze und Schwämme, Infusionsthierchen, die wie im Nu entstehen, sterben auch sehr bald dahin. Und bei den höheren Thieren hat die Beobachtung nicht nur ein ganz bestimmtes Verhältniß der Dauer des Fruchtalters, sondern sogar des Säuglingsalters zur ganzen Lebensdauer erkennen gelehrt. Es kommen nemlich auf jede Woche der Säuglingszeit etwa zwei Lebensjahre. Dies trifft auch beim Menschen zu, indem den fünfunddreißig bis vierzig Säuglingswochen siebzig bis achtzig Lebensjahre entsprechen. Sodann ist das Massenverhältniß des Leibes von großer Bedeutung für die Lebensdauer. Alle größeren Pflanzen und Thiere leben länger als die kleineren Geschlechter.

Um nun die Sterblichkeitsgesetze des Menschengeschlechts genauer zu erkennen, müssen wir die einzelnen Todesursachen ermitteln und zusehen, ob diese mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintreten? Wenn wir nun hierbei unseren Blick auf

die einzelnen richteten, so würde uns eine absolute Regellosigkeit verwirren; wogegen wir durch eine staunenswürdige Gesetzmäßigkeit frappirt werden, sobald wir den Blick auf die Gesammtheit einer größeren Bevölkerung richten.

Alle Todesursachen zerfallen nemlich in vier große Gruppen. Es sind erstens die Altersschwäche, zweitens die Lebensschwäche nach der Geburt, drittens Krankheiten, viertens Selbstmord und zufällige Unglücksfälle.

Die Altersschwäche, als nothwendige Todesursache, kennt Jeder. Müßte doch, wenn Niemand anders stürbe, als bis er das natürliche Lebensziel erreicht, jährlich wenigstens der siebenzigste Theil einer stationären Bevölkerung sterben. Aber äußerst merkwürdig ist es, daß von den in einem Jahre geborenen Kindern, vor Ablauf dieses Jahres, ein stets gleichbleibender Theil wieder abstirbt.

Schon vor hundertfünfzig Jahren hat nemlich Kerseboom gefunden, daß der fünfte Theil der Geborenen das Ende des ersten Lebensjahres nicht erlebt. Vor hundert Jahren sodann hat der berühmte Süßmilch die Untersuchung hierüber wieder aufgenommen und dasselbe Resultat erhalten, und endlich ergeben die Massenbeobachtungen, welche man an den vielen Millionen seit 1816 geborener Kinder angestellt hat, wiederum eben dasselbe.

Ein ähnliches festes Verhältniß findet auch bei den Todtgeburten statt.

Nachdem nun das verhängnißvolle erste Lebensjahr zurückgelegt ist, nimmt die Sterblichkeit zwar erheblich ab, ist aber bis zum fünften Jahre immer noch bedeutend. Mit der nun wachsenden Lebensenergie wird sie immer geringer und erreicht ihren niedrigsten Standpunkt zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjahre. Dann beginnt sie wieder zuzunehmen, zuerst sehr allmälig, bis sie vom fünfundfünfzigsten Lebensjahre wieder stärker wird, und je näher dem siebzigsten Jahre, um so rapider wächst.

Von hoher Wichtigkeit für das Menschengeschlecht ist nun dasjenige Jahr, in welchem nur noch die Hälfte der in einem und demselben Jahre Geborenen am Leben ist. Nach vielfachen Beobachtungen ist dies durchschnittlich das dreißigste Lebensjahr. Es hat daher Jeder bei der Geburt ebenso viel Aussicht, dreißig Jahre alt zu werden, als früher zu sterben, und man nennt diesen Zeitraum, ziemlich unpassend, die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen. Diese sogenannte wahrscheinliche Lebensdauer hat nun eine hochwichtige Bedeutung. Weil nemlich von den in gleichem Jahre Geborenen zu derjenigen Zeit, in welcher sie sich verheirathen, nur die Hälfte noch am Leben ist, so folgt hieraus: daß, wenn das Menschengeschlecht nicht aussterben soll, aus jeder Ehe mindestens vier Kinder entsprießen müssen. In diesem Falle würden nemlich dann, wenn sich dieselben verheirathen, schon zweie todt und nur zwei zur Bildung eines neuen Ehepaares übrig sein. Soll das Menschengeschlecht sich aber vermehren, so müssen bei der Durchschnittsrechnung etwas mehr als vier Kinder auf jede Ehe kommen, und dies trifft denn auch wirklich bei allen Nationen zu, welche im lebhaften Wachsthum begriffen sind. Umgekehrt gehen diejenigen Völker unrettbar unter, bei denen die eheliche Fruchtbarbeit abnimmt. Es ist eine bisher nicht genügend gewürdigte Thatsache, daß der Untergang des römischen Weltreiches seine nächste Ursache gehabt hat in der Entvölkerung seiner Provinzen, und diese entsprang zumeist aus der Abneigung gegen die Ehe und das Familienleben. Auch das griechische Volk ist untergegangen durch Menschenmangel. Von den zahlreichen Thatsachen, die dies beweisen, will ich nur einige anführen. Die Spartaner waren zur Zeit der Perserkriege noch 8000 waffenfähige Bürger stark; nach 108 Jahren zählten sie deren nur noch 1000, wie Aristoteles angibt. Hiermit stimmt genau Xenophons Angabe überein, die er über die Schlacht bei Leuktra macht. In dieser fochten im Sparterheere 700 Spar-

tiaten, von denen 400 blieben. So konnte denn, wie Aristoteles sich ausdrückt, der Staat einen einzigen Schlag nicht verwinden und ging unter durch Menschenmangel. Zwar schufen die Machthaber aus Leibeigenen und Fremden ein neues Sparta: aber so furchtbar war die Verödung des Landes, daß 300 Jahre nach den Perserkriegen von seinen damaligen 100 Städten nur Sparta noch den Namen einer Stadt verdiente. Und diese Entvölkerung Griechenlands nahm zur Römerzeit so reißend zu, daß schon unter Kaiser Trajan ganz Griechenland nicht mehr volle 3000 Schwerbewaffnete stellen konnte, eine Zahl, die früher eine unbedeutende Provincialstadt, wie Licyon, aufstellen konnte. Zu derselben Zeit war die früher dicht bebaute Insel Euböa eine herrenlose, romantische Wildniß, wie uns der Redner Dio Chrysostomus berichtet. Man glaubt sich bei seiner zierlichen Schilderung völlig in amerikanische Urwälder und Prärien versetzt. — Was diesen Untergang der antiken Welt verschuldete, das haben die Alten selbst erkannt. Die geringe Achtung, in der die Frauen standen, Abneigung gegen die Ehe und die Kindererziehung waren die folgenschweren Ursachen dieses Verfalls. Die Ehe wurde selbst von den hervorragendsten Geistern, Plato und Aristoteles, lediglich als eine Leistung für politische Zwecke angesehen, nicht als ein Mittel zur sittlichen Veredelung, zur Befriedigung des Gemüths; und so konnten denn auch die gesetzgeberischen Maßregeln, welche zur Beförderung der Eheschließungen erlassen wurden, nichts helfen.

Aber auch in Betreff derjenigen Todesursachen, die jeder Regel zu spotten scheinen, der Krankheiten, sowie endlich der gewaltsamen Todesarten, herrscht eine wunderbare Gesetzmäßigkeit. Diese tritt besonders dann frappant hervor, wenn wir räumlich getrennte Bevölkerungen vergleichen.

Wir wenden uns nun zur Lebensdauer der beiden Geschlechter. Hier lehrt uns die Erfahrung, daß die Frauen sich einer erheblich größeren Lebensdauer erfreuen, als die

Männer. Es zeigt sich dies bei allen Nationalitäten, auf dem platten Lande, wie in der Stadt. Ueberall ist daher die Zahl der übersechzigjährigen Frauen sehr viel größer, als die der gleichaltrigen Männer, ja unter den *überachtzigjährigen* befinden sich durchschnittlich sogar doppelt soviel Frauen als Männer. Dennoch stellt sich heraus, daß wieder die allerhöchsten Altersstufen, 100—150 Jahre, fast immer nur von Männern erreicht werden.

Auf eine Million Menschen kommt erst ein Ueberhundertjähriger: man hat daher bedeutend mehr Aussicht, beim Einsatz in die Lotterie, das große Loos zu gewinnen, als hundert Jahre alt zu werden. Dagegen kommen auf eine Million Menschen schon 130 Greise zwischen 90 und 100 Jahren.

Die außerordentliche Seltenheit eines über 120jährigen Alters bringt es mit sich, daß Fälle dieser Art niemals der öffentlichen Aufmerksamkeit entgehen. Die folgenden Fälle sind, als vollkommen constatirt, von den Physiologen anerkannt. Zunächst der Franzose Lahaye, der im 70. Jahre heirathete, noch fünf Kinder zeugte und 120 Jahre alt wurde. Brisio de Braa, der im 122. Jahre noch seine Geschäfte als Bedienter verrichtete; sodann John Effingham, Soldat und später Taglöhner. Dieser ist 144 Jahre alt geworden und war noch 8 Tage vor seinem Tode drei Meilen weit gegangen. Dann der Däne Drakenburg, der noch in seinem 91. Jahre als Matrose diente, im 111. Jahre heirathete und 146 Jahre alt wurde. Ganz besonderes Interesse hat ferner Thomas Parre, ein armer Bauer in Suffolk, erregt. Er heirathete zum zweiten Male im 120. Jahre und war 152 Jahre alt, als König Jakob I. Stuart ihn an seinen Hof kommen ließ. Die ungewöhnlich köstliche und reichliche Mahlzeit, die ihm hier vorgesetzt wurde, verschuldete seinen wenige Tage darnach erfolgten Tod. Die Aerzte, die seinen Körper untersuchten, erklärten, daß all seine Organe so normal und gesund gewesen, daß er ohne diesen unglücklichen Umstand noch lange hätte leben

können. — Sodann ein Mann in Plock, der im 93. Jahre zum dritten Male heirathete, noch Kinder zeugte, und 1796 im 163. Lebensjahre starb. Sein ältester Enkel war damals 95, sein jüngster Sohn 62 Jahre alt. — Johann Surrington in Norwegen, starb ebenfalls im 162. Lebensjahre, wo sein ältester Sohn 103, sein jüngster Enkel 9 Jahre alt war. Zu dieser ehrwürdigen Gesellschaft treten endlich noch hinzu die beiden berühmten Patriarchen: der Schotte Kintingern, genannt St. Mungo, und der Ungar Peter Czartom, von denen der erstere 180, der zweite 185 Jahre alt wurde.

Das Greisenalter.

Von dem ersten Tage unseres irdischen Daseins an können alle Augenblicke schön sein, die Morgenröthe, der Mittag und auch der Abend. Aber die Abende sind nur schön, wenn die Sonne geschienen hat; an nebligen Tagen hat diese letzte Stunde, wo der matte Schimmer sich vollends im Schooße der Natur verliert, etwas schwermüthiges.

Außerhalb der Gottesfurcht kenne ich nur Abend-Dämmerung. Selbst einem Cicero, wenn er sich bemüht, das Greisenalter im günstigsten Lichte zu sehen, gelingt es nur, blasse und undeutliche Farben zu finden. Das Glück der Greise, wie er es mit so viel Anmuth in seiner berühmten Abhandlung vom Greisenalter schildert, ist eine armselige negative Glückseligkeit, deren Anblick einem das Herz einengt. Studiren, geistige Interessen haben, sich in seinen Beziehungen zu anderen Leuten freundlich und nachsichtig zeigen, Freundschaften aufrecht erhalten, Lieblingsbücher wieder und wieder zu lesen,

das ist sehr schön; aber ist es denn alles? Wenn das Greisenalter nur ein verringertes Leben ist, dessen Uberbleibsel man sorgfältig festhält, wenn es sich nur darum handelt seinen Untergang geduldig zu ertragen, einige nüchterne Vergnügungen und einige laue Empfindungen beizubehalten, so ist das wahrlich der Begeisterung nicht werth, die man zur Schau trägt. Sogar Diejenigen, welche von einem erhabeneren Standpunkte aus, bei dem Greise uns die Arbeit einer moralischen Vervollkommnung, die Nachsicht, die Selbsterkenntniß, die Gelassenheit zeigen, die wie eine späte Frucht die Arbeiten seines langen Lebens krönen, selbst sie sind noch weit davon entfernt, das Ideal zu ahnen, wie die wahre Familie es kennt.

Für die Familie gibt es ein Ideal des Greisenalters ebenso wohl als ein Ideal der Jugend und des reiferen Alters. Sie hat eine völlig jugendliche Liebe, völlig jugendliche Freuden für die Alten; bei ihr fühlen sie sich geliebt, nützlich, glücklich. Es ist nicht ein Ueberrest von Leben, ein Schatten, den sie ihnen aus Mitleid anbietet; die Stelle, welche sie ihnen aufbewahrt, kommt ihnen durchaus zu, die Aufgabe, welche sie ihnen anvertraut, ist eine wahrhaft schöne. Vielleicht nirgends zeigt sich die Familie triumphirender, strahlender. Das Greisenalter erscheint ihr schon von dem heiteren Glanze der nahenden Ewigkeit ganz erleuchtet; was das glorreiche Leben im Jenseits so nahe berührt, kann nicht ein heruntergekommenes Ansehen haben; das christliche Greisenalter nimmt an dem Glanze des christlichen Todes Theil, die Vorhalle ist des Tempels würdig.

Dennoch hat das Greisenalter allerdings auch seine ernste Seite. Man erinnere sich des großartigen und trübseligen Gemäldes, welches von dem Könige Salomo entworfen ist.

„Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da du

wirst sagen: Sie gefallen mir nicht; ehe denn die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden, und Wolken wiederkommen nach dem Regen; zu der Zeit, wenn die Hüter im Hause zittern und sich krümmen die Starken, und müßig stehen die Müller, daß ihrer so wenig geworden ist, und finster werden die Gesichter durch die Fenster: und die Thüren auf der Gasse geschlossen werden, daß die Stimme der Müllerin leise wird, und erwachet, wenn der Vogel singt, und sich bücken alle Töchter des Gesangs, daß sich auch die Hohen fürchten und scheuen auf dem Wege; wenn der Mandelbaum blühet, und die Heuschrecke beladen wird, und alle Lust vergehet (denn der Mensch fährt dahin, da er ewig bleibt, und die Kläger gehen umher auf der Gasse); ehe denn der silberne Strick wegkomme, und die goldene Quelle verlaufe, und der Eimer zerlechze am Born und das Rad zerbreche am Born. Denn der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat."

Jedermann erkennt den Prediger Salomo, nicht wahr? Am Ende dieser herzzerreißenden Schilderung erwartet man seinen Angstschrei, diesen Refrain des Mannes, welcher die trostlose Gestalt aller Dinge betrachtet und vergebens einen Gegenstand der Freude oder des Trostes gesucht hat bis zu dem Augenblicke, wo er endlich seinen Blick zu Gott und zu seinen Geboten hinwendet: „Alles ist eitel, ganz eitel."

Gibt es wohl einen herzzerreißenderen Anblick, als Bitterkeit bei einem Greise? Gibt es einen schrecklicheren Seelenzustand? Wie kann man bei solcher Bitterkeit Liebe oder Vertrauen, sei es zu Gott, sei es zu den Menschen haben, demüthig und ein anderer Mensch werden?

Auch in den besten Familien kann eine Prüfung dieser Art vorkommen; es geschieht zuweilen, daß durch die Umstände eins ihrer alten Glieder in seiner Unzufriedenheit oder in

seinem Mißtrauen sich von allem abschließt und von Niemand geliebt sein will.

Aber ich mag mich nicht länger bei einem Falle aufhalten, welcher, Gott sei Dank, außerordentlich selten ist. In der Regel sehen wir vielmehr im Schooße der wahren Familie ein freundlicheres Bild.

Er ist glücklich, und er ist nützlich. Wir sprachen vorhin von den Greisen, welche zur Last fallen; wie schwer fällt es einem, hier ein solches Verhältniß auch nur zu begreifen! Der sollte eine Last für uns sein, der uns so theuer und der Mittelpunkt von so vielen Dingen, die Ursache so vieler Freude und so vielen Gutes ist! Die wohlthuende Thätigkeit der Greise ist etwas herrliches. Durch ihre bloße Gegenwart, durch ihre bloße Liebe, durch die Verehrung, die sie einflößen, durch die Opfer, welche man ihnen bringt, geben sie der Familie eine Lehre, welche nichts in der Welt ersetzen kann. Mit ihnen gewöhnt man sich das Unsichtbare zu sehen; sie machen, daß wir die Hand des himmlischen Gastes berühren, welcher sich bei uns aufhält.

Welch ein Schatz ist solch ein freundlicher Greis, welcher viel gelernt und viel verlernt hat, welcher nach harter Arbeit sich nun recht ausruht, welcher, nachdem er alle Freuden und Trübsale des irdischen Lebens kennen gelernt, nun nachsichtig und mitfühlend geworden ist, sich an Jedermanns Stelle zu setzen und sich Jedermann verständlich zu machen weiß! Welche moralischen Lehren werden seinem Beispiele an Werth gleichkommen, und welche religiöse Vorlesung wird so werthvoll sein als der Anblick seiner Frömmigkeit? Die Kinder besonders können solcher Greise nicht entbehren. Wenn wir recht nachforschten, so würde jeder von uns seinen besten Gedanken den Eindruck zu Grunde liegend finden, welchen ein vom Alter gebeugtes, aber von Güte und Glauben strahlendes Haupt auf seine Seele hervorbrachte.

Die Greise werden geliebt, geliebt mit einer ganz besonde-

ren, mit Ehrerbietung verbundenen Liebe. Statt des völligen Alleinstehens, welchem Diejenigen allmälig anheimfallen, welche der Familie entbehrten, kosten sie die Annehmlichkeit, daß ihr Familienkreis sich um sie schaart. Ich habe ihren Platz mitten unter den Kindern genannt; Gott, welcher macht, daß alle Dinge nach dem Ausdrucke der Schrift „sich begegnen," hat das Zusammentreffen der Alten und der Jungen im häuslichen Leben eingerichtet.

Und die Alten haben auch noch Liebe. Wer hat denn behauptet, daß die Fähigkeit zu lieben mit unseren Kräften abnähme! Alles nimmt ab, nur dieses nicht; das Gebäude geht der Zerstörung entgegen, diese Säule ausgenommen.

Und man glaube doch ja nicht, daß die Liebe der Greise sich gen Himmel schwinge, dabei aber der Erde vergesse. Ebenso wenig in der letzten Stunde unseres Seelenlebens als in der ersten zieht Gott uns zu sich, indem er uns absondert; ein Greis löst sich von der Erde, aber nicht von seinen Lieben. Seine Liebe ist nicht lau geworden; vielmehr ist sie treuer, lebendiger, ich möchte gern sagen, leidenschaftlicher als je.

So geht man von einem Tag zum anderen, von einer Pflichterfüllung zur anderen, von einem Glücke zum anderen, die Seele voll der Erinnerung an die Gnadengaben Gottes, erkenntlich für die Förderung der Familie, überzeugt, daß Der, welcher sie bisher behütete, sie auch bis ans Ende behüten wird. Dieses lange Leben ist ein Gegenstand der Demüthigung; aber auch ein Gegenstand fester Hoffnungen. Wie oft hat man mit eigenen Augen die Engel betrachtet, welche hinauf- und herabsteigen! Wie haben die Gebete so völlige Erhörung gefunden! Nun naht sich für diese Gatten das Ziel, der Glaube wird sich bald in Schauen verwandeln, und wenn Gott ihnen die Gnade schenkt sie nicht zu trennen, werden wir von ihnen sagen können, und zwar in einem völligen, unendlichen Sinne, welchen der Dichter schwerlich ahnte:

Ihr End' ist Abendruh nach einem schönen Tag.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 084130506